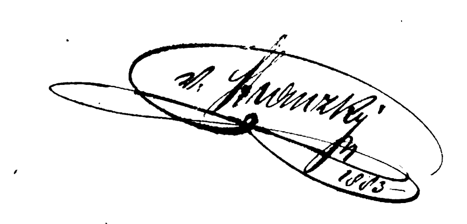
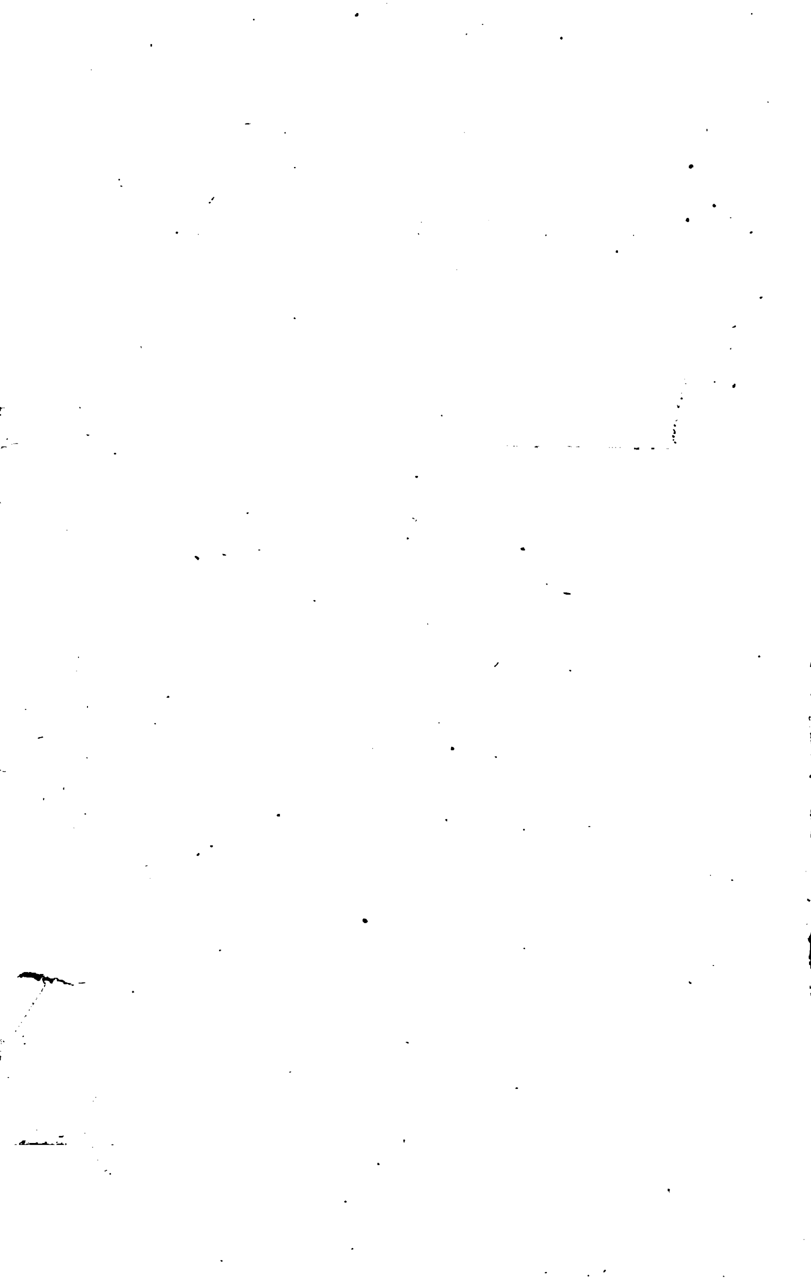








Die Einnahme von Plassans.

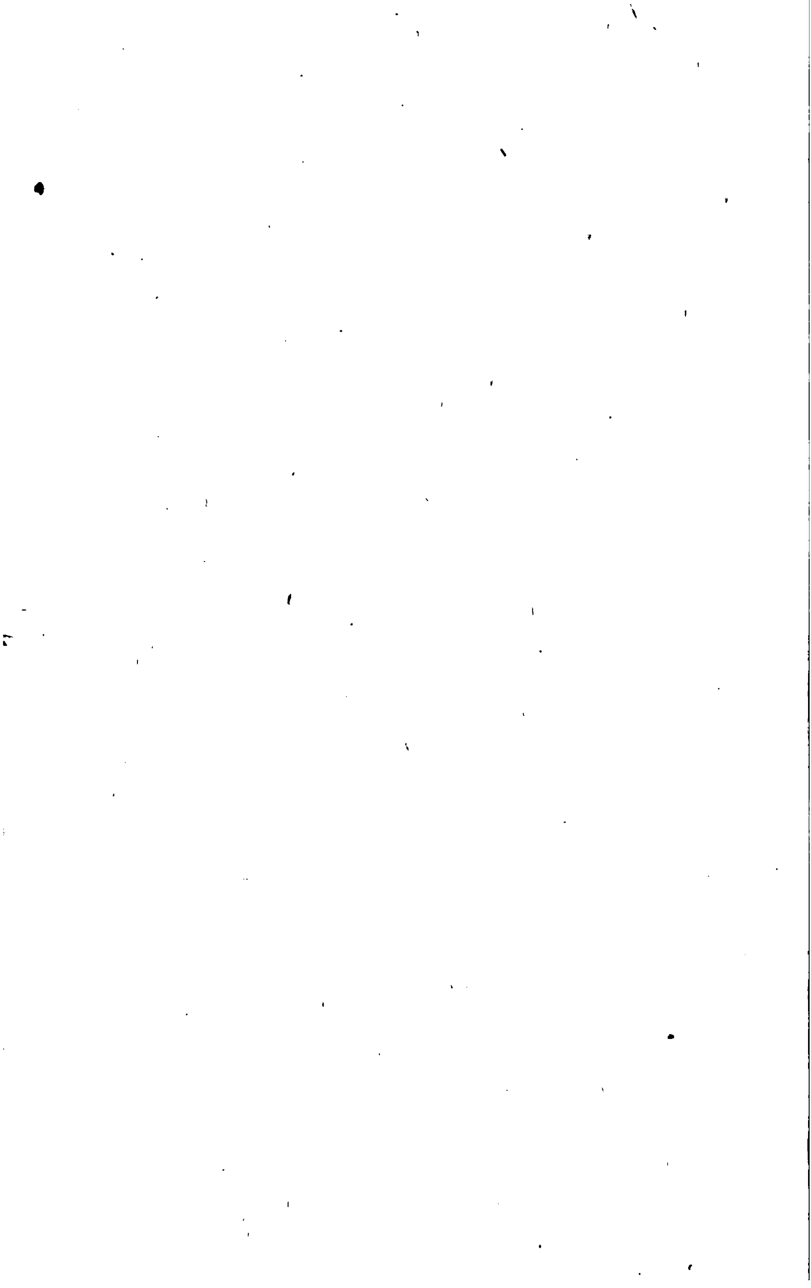
Roman

von

Emil Zola.

Deutsch von Fritz Wohlfahrt.

Großenhain.
Druck und Verlag von Baumert & Ronge.
1882.



Erstes Kapitel.

Desirée klatschte seelenvergnügt in die Hände. Es war ein vierzehnjähriges, für ihr Alter ungemein entwickeltes Mädchen, dessen Lachen wie das eines achtjährigen Kindes klang.

„Mama, Mama!“ rief sie, „sieh einmal meine schöne Puppe!“

Sie hatte ihrer Mutter ein Stück Zeug genommen, aus welchem sie seit bereits einer Viertelstunde eine Puppe zu fertigen suchte, indem sie den Stoff rollte und an einem Ende mit Hülfe eines Zwirnfadens zusammendrehte. Martha, die gerade mit feiner Hand einen Strumpf ausbesserte, blickte von ihrer Arbeit auf und lächelte Desirée zu.

„Das ist ja ein Wickelkind!“ sagte sie. „Du weißt doch, daß eine Puppe ein Kleid haben muß wie jede Dame.“

Mit diesen Worten reichte sie ihr einen Kattunabfall, den sie in ihrem Arbeitstische fand; hierauf nahm sie sorgfältig wieder ihren Strumpf zur Hand. Beide saßen an dem einen Ende der schmalen Terrasse, die Tochter auf

einem Schemel zu Füßen der Mutter. Die untergehende Septembersonne mit ihren noch wärmenden Strahlen umflutete die beiden mit mildem Schimmer, während vor ihnen der Garten bereits in fahlem Schatten schlummerte. Kein einziges Geräusch ließ sich an diesem einsamen Fleckchen der Stadt vernehmen.

Indessen arbeiteten sie zehn volle Minuten hindurch unter tiefstem Schweigen. Desirée gab sich unendliche Mühe, ihrer Puppe ein Röckchen zu fertigen, und zuweilen schaute Martha von ihrer Arbeit auf, der Kleinen einen trüben zärtlichen Blick zuwerfend. Als sie wahrnahm, daß Desirée sich in großer Verlegenheit zu befinden schien, bemerkte sie:

„Warte, ich will ihr die Arme machen."

Sie war eben im Begriff, die Puppe in die Hand zu nehmen, als zwei große Burschen von siebzehn und achtzehn Jahren die Freitreppe hinabstiegen, auf Martha zueilten und sie küßten.

„Sei nicht böse auf uns, Mama," sagte Octave in heiterem Tone. „Ich habe Serge zu der Musiktruppe geführt... Ach! ich sage Dir, das war aber ein Gedränge auf der Promenade Sauvaire!"

„Ich glaubte schon, man hätte euch im Lyceum zurückbehalten," murmelte die Mutter; „sonst wäre ich in großer Sorge gewesen."

Aber Desirée, ohne noch länger an ihre Puppe zu denken, war Serge um den Hals gefallen und rief ihm zu:

„Mir ist der arme blaue Vogel fortgeflogen, den Du mir geschenkt hattest."

Sie war nahe daran bitterlich zu weinen, und ihre

Mutter, welche glaubte, dieser Kummer sei längst vergessen suchte sie vergebens mit der Puppe zu trösten. Sie klammerte, sich fest an den Arm ihres Bruders und wiederholte, ihn nach dem Garten ziehend:

„Komm und sieh! komm und sieh!"

Serge, von Natur aus sehr sanft und gefällig, folgte ihr und sprach ihr dabei Trost zu. Sie führte ihn nach einem kleinen Gewächshause, vor welchem ein Käfig stand; hierher, erklärte sie, sei der Vogel in ebendemselben Augenblicke geflogen, als sie die Thür geöffnet habe, um ihn an dem Kampfe mit einem andern zu verhindern.

„Wahrlich! darüber darf man sich gar nicht wundern," rief Octave, der sich auf das Geländer der Terrasse gesetzt hatte; „den ganzen Tag hat sie die Tierchen in den Händen und sieht nach, wie sie gebaut sind, oder was sie in der Kehle haben um singen zu können. Neulich hat sie dieselben während eines ganzen Nachmittages in der Tasche umhergetragen, damit sie, wie sie sagte, nicht frieren sollten."

„Octave! . . ." fiel Martha in vorwurfsvollem Tone ein; „ärgere doch das arme Kind nicht so sehr."

Desirée schien diese Bemerkung gar nicht gehört zu haben und erzählte Serge mit den umständlichsten Worten, auf welche Weise der Vogel davongeflogen sei.

„Siehst Du, so ist er herausgehuscht und hat sich auf den großen Birnbaum des Herrn Rastoil gesetzt. Von da aus ist er auf den Pflaumenbaum da hinten gehüpft, alsdann sah ich ihn über mich weg in die großen Bäume der Unterpräfektur fliegen, wo ich ihn nicht wieder gesehen habe, nein, gar nicht wieder."

„Vielleicht kommt er wieder," bemerkte Serge.

„Glaubst Du? . . . Ich möchte die andern am liebsten in einen Kasten thun und den Käfig die ganze Nacht offen lassen."

Octave konnte nicht umhin zu lachen; Martha rief Desirée zurück.

„Komm, ich will Dir etwas zeigen, komm doch und schaue!"

Dabei wies sie ihr die Puppe. Dieselbe sah prächtig aus; sie hatte ein ganz steifes Röckchen, der Kopf war aus einem Stoffbausch geformt, und ein an die Achseln genähter Saum bildete die Arme. Freude strahlte in Desirées Gesicht, und ohne auch nur noch einen Augenblick an den Vogel zu denken, setzte sie sich auf den Schemel, küßte die Puppe und wiegte sie mit der gewichtigen Miene eines Kindes in der Hand.

Serge hatte sich unterdessen neben seinen Bruder gelehnt, Martha war wieder an die Arbeit gegangen.

„Nun," frug sie, „hat denn die Musiktruppe gespielt?"

„Sie spielt alle Donnerstage," antwortete Octave. „Es ist nicht recht von Dir, Mama, daß Du gar nicht kommst. Die ganze Stadt ist da, die Fräuleins Rastoil, Herr Paloque, die Frau und die Tochter des Maire . . . Warum kommst Du nicht?"

Ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, murmelte Martha:

„Ihr wißt doch, Kinder, daß ich nicht gern ausgehe. Ich lebe hier so ungestört, und außerdem muß auch jemand bei Desirée bleiben."

Octave schien eine Erwiderung auf der Zunge zu haben; als jedoch sein Blick auf seine Schwester fiel

schwieg er. Leise pfiff er ein Liedchen, wobei er teils nach den Bäumen der Präfektur schaute, die voll zwitschernder Spatzenherden waren, teils sandte er forschende Blicke nach den Birnbäumen des Herrn Rastoil, hinter welchen die Sonne unterging. Serge hatte mittlerweile ein Buch aus der Tasche gezogen und begann, aufmerksam zu lesen. So trat jetzt ein andächtiges Schweigen ein, durchwoben von stummer Zärtlichkeit, umleuchtet von dem auf der Terrasse allmählich erbleichenden schönen goldigen Sonnenlichte. Während Martha in dieser friedlichen Abendstille ihre drei Kinder mit mütterlicher Liebe betrachtete, bewegte sich ihre Nadel rastlos in großen regelmäßigen Stichen.

„Heute kommt wohl alles zu spät?“ begann sie nach einiger Zeit. „Es ist schon beinahe zehn Uhr, und euer Vater ist noch nicht zurück. . . Ich glaube, er wird nach Tulettes gegangen sein.“

„Ja!“ erwiderte Octave, „dann darf man sich nicht wundern. . . Die Bauern in Tulettes lassen ihn nicht sogleich wieder fort, wenn sie ihn einmal in ihrer Gesellschaft haben. . . Ob es sich dabei wohl um einen Weinkauf handelt?

„Ich weiß nicht,“ antwortete Martha; „es ist euch doch bekannt, daß er nie gern über seine Angelegenheiten spricht.“

Abermals trat Schweigen ein. Im Speisezimmer, dessen nach der Terrasse führendes Fenster weit offen stand, richtete die alte Rosa das Abendessen an, wobei das Geschirr und das Silberzeug ein lautes Geräusch verursachte. Sie schien sehr schlechter Laune zu sein; denn fortwährend stieß sie an die Möbeln an und brummte unverständliche

Bemerkungen. Darauf stellte sie sich an die Hausthür und spähte in der Richtung nach dem Platze vor der Unterpräfektur, bis sie nach einigen Minuten auf der Freitreppe erschien und rief:

„Herr Mouret kommt wohl gar nicht mehr zum Essen?“

„Gewiß, Rosa, warten Sie nur noch ein wenig,“ entgegnete Martha in ruhigem Tone.

„Unterdessen verbrennt aber alles. Das ist gar nicht klug; wenn der Herr solche Spaziergänge unternimmt, so sollte er wenigstens vorher etwas davon sagen. . . Mir ist es gleich; aber ich sage, das Essen wird dann wohl kaum noch genießbar sein.“

„Glaubst Du das wirklich, Rosa?“ sagte plötzlich hinter ihr eine ruhige Stimme. „Wir wollen es trotzdem essen.“

Es war Mouret. Rosa drehte sich um und schaute ihrem Herrn so starr ins Gesicht, als wolle sie eben ihrem Unwillen freien Lauf lassen; aber vor den leidenschaftslosen Zügen dieses Gesichtes, auf dem sich eher ein Hauch behaglicher Ironie bemerken ließ, fand sie keine Worte und entfernte sich. Mouret kam auf die Terrasse herab, wo er umherlief, ohne sich zu setzen. Er klopfte nur scherzhaft mit den Fingern Desirée ganz leise auf die Wange, worüber das Mädchen lächelte. Martha hatte ihre Blicke erhoben, und nachdem sie ihren Mann einige Sekunden betrachtet, hatte sie begonnen, ihre Arbeit sorgfältig in den Tischkasten zu legen.

„Bist Du nicht müde?“ frug Octave, indem er die staubbedeckten Schuhe seines Vaters musterte.

„Allerdings ein wenig,“ antwortete Mouret, ohne sich über seine eben vollendete weite Fußtour deutlicher auszusprechen.

Da bemerkte er mitten im Garten einen Spaten und eine Hacke, welche die Kinder allem Anschein nach liegen gelassen hatten.

„Warum werden denn diese Geräte nicht hereingeschafft?“ rief er aus. „Schon hundertmal habe ich mich darüber aufgehalten. Wenn es zufällig regnen sollte, würden sie sofort verrosten.“

Ohne seinem Zorn weiter Ausdruck zu verleihen, ging er selbst in den Garten und holte Spaten und Hacke, welche er behutsam in dem kleinen Gewächshause aufhing. Als er wieder auf der Terrasse erschien, spähte er überall umher, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei.

„Du lernst wohl Deine Lektionen?“ frug er, als er an Serge vorüberkam, der sein Buch noch immer bei der Hand hatte.

„Nein, Vater,“ entgegnete der Knabe. „Dieses Buch hat mir der Abbé Bourrette geliehen, es ist ein Bericht über die Mission in China.“

Mouret blieb jetzt vor seiner Frau stehen und versetzte:

„Apropos, ist niemand gekommen?“

„Nein, niemand, mein Freund,“ sagte Martha mit erstaunten Blicken.

Er wollte weiter reden; allein plötzlich schien er sich anders zu besinnen; noch einige Augenblicke schritt er schweigend auf und ab, hierauf ging er auf die Freitreppe vor und rief:

„Nun, Rosa, wie steht es mit dem verbrannten Essen?“

„Freilich!“ erscholl aus dem Hintergrunde des Korridors die ärgerliche Stimme der Köchin, „jetzt ist nichts mehr fertig; es ist alles kalt. Sie müssen warten, Herr.“

Mouret lachte still vor sich hin und zwickerte mit dem linken Auge, indem er seine Frau und seine Kinder betrachtete. Der Zorn Rosas schien ihm außerordentliches Vergnügen zu bereiten. Hierauf vertiefte er sich in den Anblick der Obstbäume seines Nachbars.

„Es ist doch erstaunlich,“ murmelte er, „was für prächtige Birnen Herr Rastoil dieses Jahr hat.“

Martha verriet seit einigen Augenblicken eine außergewöhnliche Unruhe, sie schien eine Frage auf der Zunge zu haben; endlich entschloß sie sich und sagte schüchtern:

„Erwartetest Du denn heute jemand, mein Freund?“

„Ja und nein zugleich,“ antwortete er, wieder umhergehend.

„Hast Du etwa das zweite Geschoß vermietet?“

„Allerdings.“

Da sich hierauf ein verlegenes Schweigen geltend machte, fuhr er mit seiner friedlichen Stimme fort:

„Ehe ich heute früh nach Tulettes ging, begab ich mich noch einmal zum Abbé Bourrette; er that sehr dringend und, meiner Treu! ich schloß daraus... Ich weiß wohl, daß Du Dich darüber ärgerst. Aber überlege es Dir einmal, das ist gar nicht klug von Dir. Dieses zweite Stockwerk nützt uns gar nichts, und so verdirbt es nur. Das Obst, welches wir in den Zimmern aufbewahrten, entwickelte eine solche Feuchtigkeit, daß die Tapeten sich von den Wänden lösten... Gut, daß ich daran denke! Vergiß

ja nicht, schon morgen das Obst wegräumen zu lassen; denn unser Mieter kann jeden Augenblick ankommen."

„Aber wir lebten doch so ungeniert, so ganz allein in unserm Hause!" bemerkte Martha halblaut.

„Bah!" entgegnete Mouret, „vor einem Priester braucht man sich gar nicht zu genieren. Er wird für sich leben, und wir für uns. Diese Schwarzkutten verbergen sich sogar, wenn sie ein Glas Wasser trinken. . . Du weißt ja, wie sehr ich ihnen gewogen bin! Die meisten sind Tagediebe. . . Nun wohl! gerade der Umstand, daß ich einen Priester gefunden habe, hat mich bestimmt zu vermieten. Wegen des Bezahlens ist bei dieser Sorte nichts zu befürchten, und übrigens hört man sie kaum den Schlüssel ins Schloß stecken."

Martha aber schien sich durchaus nicht beruhigen zu wollen. Sie schaute um sich her auf das friedliche Gebäude, welches mit dem Reflex der scheidenden Sonnenstrahlen den bereits im Schatten lagernden Garten überflutete; sie warf einen Blick auf ihre Kinder, auf ihr an diesem bescheidenen Plätzchen schlummerndes Glück.

„Und weißt Du denn, wer dieser Priester ist?" versetzte sie.

„Nein, aber der Abbé Bourrette hat in seinem Namen gemietet, das genügt. Der Abbé Bourrette ist ein braver Mann . . . Ich weiß, daß unser Mieter Faujas heißt, Abbé Faujas, und daß er aus der Diöcese Besançon kommt. Er hat sich wahrscheinlich mit seinem Pastor nicht vertragen können, und man wird ihn deshalb hier zum Vikar ernannt haben. Vielleicht kennt er auch unsern Bischof, Herrn Rousselotte. Kurz, das alles geht uns nichts

an, Du verstehst mich wohl ... Ich verlasse mich in dieser Sache auf den Abbé Bourrette."

Martha jedoch konnte sich nicht beruhigen; jetzt bot sie, was bei ihr äußerst selten vorzukommen pflegte, sogar ihrem Manne die Spitze.

„Du hast recht," erklärte sie nach kurzem Schweigen, „der Abbé ist ein ehrenwerter Mann. Nur entsinne ich mich, daß er, als er die Wohnung besichtigte, mir gesagt hat, er kenne die Person nicht, in deren Namen er mieten solle. Es ist dies einer jener Aufträge, wie sie unter Priestern verschiedener Orte sehr oft vorkommen ... Es scheint mir angemessen, wenn Du nach Besançon geschrieben und Dich erkundigt hättest, um wenigstens zu erfahren, wen Du in Dein Haus bekommst."

Mouret wollte sich nicht ärgern, und so entgegnete er denn mit wohlgefälligem Lachen:

„Nun, der Teufel wird es wohl nicht sein ... Du zitterst ja wahrlich am ganzen Leibe; für so abergläubisch hätte ich Dich doch nicht gehalten. Du glaubst wenigstens nicht, daß die Priester Unglück bringen, wie man immer sagt. Sie bringen allerdings auch kein Glück; sie sind eben wie andere Menschen ... Nun! Du sollst sehen, ob ich mich vor der Kutte dieses Abbé fürchte, wenn er da ist."

„Nein, ich bin nicht abergläubisch, das weißt Du," murmelte Martha. „Ich habe nur so eine unheimliche Sorge."

Da trat er dicht vor sie hin und unterbrach sie mit einer barschen Handbewegung.

„Nun ist es aber genug, nicht wahr?" entgegnete er.

„Ich habe vermietet, wir wollen also nicht mehr darüber sprechen.“ Und mit dem halb spöttischen halb scherzenden Tone eines Bürgers, welcher ein gutes Geschäft abgeschlossen zu haben glaubt, fügte er hinzu:

„Ich habe für 150 Frank vermietet; also kommen jährlich 150 Frank mehr im Hause ein.“

Martha saß mit gesenktem Haupte da; nur in ihren zuckenden Händen schien sich noch ein Widerspruch zu bekunden, während sie ihre Augen leicht schloß, als wolle sie die Thränen nicht hervorbrechen lassen, welche ihre Wimpern schwellten. Sie warf nur einen verstohlenen Blick nach ihren Kindern, die von der zwischen ihr und ihrem Gatten stattgefundenen Auseinandersetzung nichts gehört zu haben schienen und ohne Zweifel schon an derartige Auftritte gewöhnt waren.

„Wenn Sie jetzt essen wollen, können Sie kommen,“ fiel jetzt Rosa mit ihrer grellen Stimme ein, indem sie auf die Freitreppe heraustrat.

„Gut! Vorwärts, Kinder, zum Essen!“ rief Mouret ganz heiter, als sei nicht das geringste vorgefallen.

Die Familie stand auf, und als Desirée, welche bisher ganz ernst gewesen war, das bemerkte, warf sie sich ihrem Vater um den Hals und stammelte:

„Vater, mir ist ein Vogel fortgeflogen.“

„Ein Vogel, meine Liebe? Nun, dann müssen wir ihn wieder haschen.“

Dabei streichelte er sie und that sehr zärtlich. Aber auch er mußte den Käfig sehen, und als er mit dem Mädchen zurückkam, befanden sich Martha und seine beiden Söhne schon im Speisezimmer. Die untergehende Sonne

sandte ihre goldigen Strahlen durch die Fenster herein, die Porzellanteller, die Becher der Kinder und das weiße Tischtuch in heiterem Glanze erleuchtend. Eine milde Wärme und weihevolle Stille herrschte in dem Gemache, und im Hintergrunde breitete der Garten seine grünen Blättermassen aus.

Als Martha, durch diese Stille beruhigt, lächelnd den Deckel der Suppenschüssel emporhob, ließ sich auf dem Korridor ein Geräusch vernehmen. Im nächsten Augenblicke kam Rosa atemlos herbeigeeilt und stammelte:

„Der Herr Abbé Faujas ist da.“

Zweites Kapitel.

Mourets Gesicht zeigte einen Ausdruck des Mißbehagens; denn er hatte in der That seinen Mieter höchstens erst am übernächsten Tage erwartet. Rasch stand er auf, als der Abbé Faujas bereits an der Thür auf dem Korridor erschien. Es war ein großer starker Mann mit breitknochigem Gesicht und erdfahlem Teint; hinter ihm, von seinem Schatten verdeckt, gewahrte man eine schon bejahrte Frau, die ihm ungemein ähnlich sah, aber etwas kleiner war und zartere Gesichtszüge hatte. Als beide den gedeckten Tisch erblickten, zögerten sie näher zu treten; sie gingen einige Schritte zurück, ohne sich indeß gänzlich zu entfernen. Dabei warf die hohe schwarze Gestalt des Priesters einen dunkeln Schatten auf die weißgetünchten Wände.

„Wir bitten um Entschuldigung, daß wir Sie stören," sagte er zu Mouret. „Wir kommen aber vom Herrn Abbé Bourrette; er muß Sie doch davon in Kenntnis gesetzt haben . . ."

„Nicht im mindesten!" rief Mouret aus. „Erst heute früh, mein Herr, gab er mir die Versicherung, Sie würden

unter zwei Tagen nicht hier sein . . . Nun, da müssen wir Sie aber doch einquartieren."

Der Abbé Faujas entschuldigte sich. Seine Stimme, obwohl ernst und würdevoll, war dennoch am Ende eines jeden Satzes von ungewöhnlicher Milde. Nachdem er in kurzen Worten sein Bedauern darüber ausgesprochen, in einem so unpassenden Augenblick gekommen zu sein, drehte er sich um und lohnte den Packträger ab, welcher ihm seinen Koffer gebracht hatte. Seine dicken wohlgepflegten Hände zogen hierbei aus einer Falte seines Chorrockes eine Börse, von welcher nur die beiden Stahlringe zu bemerken waren; einen Augenblick tastete er vorsichtig mit den Fingerspitzen darin umher, und hierauf entfernte sich der Dienstmann, ohne daß man das überreichte Geldstück hätte zu sehen bekommen.

„Ich bitte Sie, mein Herr," versetzte Faujas in seiner höflichen Weise, „setzen Sie sich ruhig wieder zu Tische . . . Ihre Dienstbotin wird uns schon die Wohnung zeigen; sie kann mir zugleich dieses Ding da hinaufschaffen helfen."

Dabei beugte er sich schon nieder, um einen Handgriff des Koffers zu erfassen. Es war dies ein kleiner, an den Ecken mit Eisenblech beschlagener Holzkoffer, der bereits auf der einen Seite mittelst einer neuen Tannenholzleiste ausgebessert zu sein schien. Mouret spähte erstaunt nach dem übrigen Gepäck des Priesters; allein er gewahrte nur noch einen großen Korb, welchen die bejahrte Dame mit beiden Händen vor sich hielt, ohne ihn trotz ihrer Müdigkeit niederzusetzen. Unter dem halb geöffneten Deckel ragten zwischen verschiedenen Wäschepacketen die Spitze eines

in Papier eingewickelten Kammes und der Hals einer schlecht verkorkten Literflasche hervor.

„Nein, nein, lassen Sie das nur,“ sagte Mouret, indem er leise mit dem Fuße an den Koffer stieß. „Er scheint nicht allzu schwer zu sein und deshalb kann Rosa ihn allein hinauftragen.“

Ohne Zweifel war er sich nicht im mindesten der leisen Geringschätzung bewußt, welche aus seinen Worten sprach. Die alte Dame warf ihm aus ihren tiefschwarzen Augen einen scharfen Blick zu; darauf betrachtete sie wieder das Speisezimmer und namentlich den gedeckten Tisch, welchen sie schon, so lange als sie da war, nicht aus den Augen gelassen hatte. Schweigend und mit festzusammengebissenen Lippen streifte sie mit ihren Blicken einen jeden Gegenstand. Der Abbé Faujas willigte indeß ein, den Koffer stehen zu lassen. In dem durch die Gartenthür hereindringenden matten Sonnenlicht erschien sein fadenscheiniger Chorrock ganz rot; die Ränder waren überall ausgebessert, und obwohl das Kleidungsstück nicht die geringste Unreinlichkeit sehen ließ, war es doch so dünn, so ärmlich, daß Martha, welche bis jetzt mit einer Art ängstlicher Zurückhaltung sitzen geblieben war, ebenfalls aufstand. Der Abbé hatte bisher nur einen ganz flüchtigen Blick auf sie geworfen; jetzt sah er, wie sie ihren Stuhl verließ, obwohl er sie gar nicht zu beachten schien.

„Ich bitte Sie,“ wiederholte er, „lassen Sie sich nicht stören; es würde uns unendlich leid thun, wenn wir Ihre Mahlzeit störten.“

„Nun wohl!“ erklärte Mouret, welcher Hunger hatte. „Rosa wird Sie führen, und Sie können von ihr ver=

langen, was Sie bedürfen. . . Machen Sie sich's nur so bequem als möglich."

Der Abbé Faujas verabschiedete sich und wandte sich schon nach der Treppe, als Martha ihrem Gatten zuraunte:

„Aber, mein Freund, Du überlegst nicht. . ."

„Was denn?" frug er, als er sah, daß sie zögerte.

„Du weißt doch, das Obst. . ."

„Ach! zum Teufel! es ist ja wahr, das Obst liegt noch oben," sagte er im Tone der Bestürzung, und als der Abbé zurückkehrte und ihn fragend anschaute, versetzte er:

„Ich bin wahrlich in großer Verlegenheit, mein Herr. Der Pater Bourrette ist ohne Zweifel ein ganz würdiger Mann, nur ist es schade, daß Sie ihn mit Ihrer Angelegenheit beauftragt haben . . . Er besitzt nicht für einen Heller praktischen Sinn . . . Wenn wir es gewußt hätten, würden wir alles vorbereitet haben, anstatt daß wir jetzt erst ausräumen müssen. . . Sie begreifen es wohl, daß wir natürlich die Zimmer auszunutzen suchen, und so liegt denn oben unsere ganze Obsternte, bestehend aus Feigen, Aepfeln und Weintrauben . . ."

Als der Priester diese Worte hörte, konnte er trotz seiner großen Höflichkeit eine gewisse Ueberraschung doch nicht verhehlen.

„O! aber das wird nicht lange dauern," fuhr Mouret fort. „In zehn Minuten ist alles fertig, wenn Sie gefälligst so lange warten wollen. Rosa wird Ihre Zimmer herrichten."

Eine lebhafte Unruhe zeigte sich auf dem erdfahlen Gesicht des Abbé.

„Das Logis ist doch möbliert, nicht wahr?“ frug er.

„Keineswegs, es ist kein einziges Möbel drin, wir haben es niemals bewohnt.“

Da verlor der Priester vollends seine Ruhe, ein sonderbares Feuer leuchtete in seinen grauen Augen auf, und er rief mit verbissener Heftigkeit:

„Wie! aber ich habe doch in meinem Brief ausdrücklich um eine möblierte Wohnung gebeten. Das ist doch leicht einzusehen, daß ich die Möbeln nicht in meinem Koffer mitbringen konnte.“

„Nun! sagte ich es nicht gleich?“ rief Mouret noch lauter. „Dieser Bourrette ist doch ein rätselhafter Mensch... Er ist hier gewesen, mein Herr, und sicherlich hat er die Äpfel liegen sehen, denn er hat sogar einen in die Hand genommen und erklärt, er habe selten einen so schönen Apfel bewundert. Außerdem hat er sich mit allem vollkommen zufrieden erklärt und sofort gemietet.“

Der Abbé Faujas hörte nicht mehr; dunkle Zornesröte bedeckte seine Wangen. Er drehte sich um und stammelte mit ärgerlicher Stimme:

„Mutter, hörst Du es? Es sind keine Möbeln drin.“

Die alte Dame, in ihren dünnen schwarzen Shawl gehüllt, hatte soeben das Erdgeschoß besichtigt, ohne indeß ihren Korb aus den Händen zu lassen. Sie war bis nach der Küche vorgeschritten, hatte dieselbe nach allen Seiten durchspäht und hierauf, nach der Freitreppe zurückkehrend, hatte sie einen langsamen prüfenden Blick auf den Garten geworfen. Aber besonders interessierte sie das Speisezimmer; sie stand jetzt wieder gegenüber dem gedeckten Tische, in

den Anblick der dampfenden Suppe verloren, als ihr Sohn wiederholte:

„Hörst Du, Mutter? wir müssen ins Gasthaus gehen."

Ohne eine Antwort zu geben, erhob sie ihr Haupt, und aus allen ihren Mienen sprach eine entschiedene Weigerung, dieses Haus zu verlassen, von dem sie schon die kleinsten Winkel kannte. Fast unmerklich mit den Achseln zuckend, ließ sie ihre Blicke bald von der Küche nach dem Garten, bald vom Garten nach dem Speisezimmer schweifen. Mouret ward indessen ungeduldig. Da er sah, daß weder Mutter noch Sohn sich entscheiden konnten, den Ort zu verlassen, erklärte er:

„Leider haben wir auch keine Betten . . . Auf dem Boden liegt wohl ein Gurtbett, mit dem sich Madame im schlimmsten Falle bis morgen begnügen könnte; allein ich weiß nicht recht, worauf dann der Herr Abbé schlafen soll."

Da öffnete endlich Frau Faujas die Lippen und sagte mit kurzen, etwas rauhen Worten:

„Mein Sohn wird das Gurtbett nehmen . . . Ich brauche nur eine Matratze auf den Dielen in irgend einer Ecke."

Der Abbé erklärte sich durch ein flüchtiges Kopfnicken mit diesem Vorschlage einverstanden. Mouret sträubte sich zwar dagegen und suchte nach einer andern Einrichtung; allein angesichts der zufriedenen Mienen seiner neuen Mieter schwieg er und wechselte mit seiner Frau einige überraschte Blicke.

„Morgen, wenn es Tag ist," versetzte er in seiner gewohnten ironischen Weise, „können Sie sich die Zimmer möblieren wie Sie wünschen. Rosa wird jetzt oben das

Obst wegräumen und die Betten herrichten. Wenn Sie unterdessen einige Augenblicke auf der Terrasse warten wollen ... Vorwärts, Kinder, bringt rasch Stühle her."

Seit dem Erscheinen des Priesters und seiner Mutter waren die Kinder ganz ruhig am Tische sitzen geblieben und schauten ihn neugierig an. Der Abbé hatte sie augenscheinlich gar nicht bemerkt; aber Frau Faujas war bei einem jeden von ihnen einen Augenblick lang stehen geblieben, als wolle sie mit ihren scharfen Blicken die jugendlichen Gemüter durchforschen. Auf die Aufforderung ihres Vaters hin beeilten sie sich alle drei und schafften die Stühle hinaus.

Die alte Dame setzte sich nicht, und als Mouret sich nach ihr umdrehte, sah er sie vor einem der halbgeöffneten Fenster des Salons stehen, wo sie ihre Inspektion mit der behaglichen Ruhe einer Person vollendete, welche ein zu verkaufendes Grundstück besichtigt. In demselben Augenblicke, wo Rosa den kleinen Koffer aufhob, kam sie in das Vorzimmer zurück und bemerkte kurz:

„Ich gehe mit hinauf, um ihr zu helfen."

So stieg sie hinter der Köchin die Treppe hinan; der Priester aber drehte sich nicht einmal um, sondern lächelte den drei Kindern zu, welche vor ihm stehen geblieben waren. Sein Gesicht zeigte, wenn er wollte, einen ungewöhnlich milden Ausdruck, trotz der finstern regungslosen Stirn und unschönen Falten um den Mund.

„Ist dies Ihre ganze Familie, Madame?" frug er Martha, welche sich ihm genähert hatte.

„Jawohl, mein Herr," antwortete diese, ohne Zweifel durch den scharfen Blick belästigt, den er auf sie heftete.

Allein sofort wandte er seine Augen wieder auf die Kinder und fuhr fort:

„Da haben Sie ja schon zwei recht große Burschen ... Haben Sie schon Ihr Studium vollendet, mein Freund?"

Mit dieser Frage wandte er sich an Serge. Mouret aber schnitt dem Knaben das Wort ab und entgegnete:

„Dieser ist fertig, obwohl er der jüngere ist. Wenn ich sage, er ist fertig, so meine ich damit, daß er das Gymnasium absolviert hat, denn er hat jetzt das College bezogen, um ein Jahr Philosophie zu studieren, er ist der Gelehrte in der Familie ... Der ältere, dieser lange Schlingel, ist gar nicht viel wert. Schon zweimal ist er im Examen durchgefallen, und dazu ist er ein Taugenichts, der den ganzen Tag weiter nichts thut, als umher bummeln."

Octave hörte lächelnd diesen Tadel an, während Serge gegenüber den ihm zu teil gewordenen Lobreden bescheiden das Haupt senkte. Faujas schien die beiden noch einen Augenblick schweigend zu betrachten; dann ging er auf Desirée über und frug in seiner milden Weise:

„Mein kleines Fräulein, gestatten Sie mir, Ihr Freund zu sein?"

Sie gab keine Antwort und verbarg, beinahe erschrocken, ihr Gesicht an der Schulter ihrer Mutter; anstatt daß diese aber sie zurückgedrängt hätte, drückte sie das Mädchen nur noch fester an sich, indem sie einen Arm um ihre Taille schlang.

„Entschuldigen Sie," bemerkte sie mit einem Anfluge von Traurigkeit; „sie kann nicht viel denken ... Sie ist geistig etwas beschränkt ... Wir quälen sie auch nicht

mit dem Lernen. Sie ist bereits vierzehn Jahre alt und versteht nur die Tiere zu lieben."

Desirée war bei diesen Schmeicheleien ihrer Mutter wieder ruhig geworden und hatte sich lächelnd umgedreht. Endlich sagte sie keck:

„Ja, Sie sollen mein Freund sein . . . Aber sagen Sie, thun Sie denn auch den Fliegen nichts zuleide?"

Alle mußten über diese Frage lachen, und sie fuhr in ernstem Tone fort:

„Octave drückt die armen Fliegen immer tot; das ist sehr böse."

Der Abbé Faujas hatte sich niedergesetzt. Er schien sehr ermüdet und vertiefte sich in die friedliche Stille, welche ringsum herrschte, wobei er seine Blicke langsam über den Garten und die Bäume der benachbarten Grundstücke schweifen ließ. Diese tiefe Ruhe in diesem einsamen Plätzchen der kleinen Stadt erfüllte ihn mit einer gewissen Ueberraschung, und sein Gesicht überzog sich mit düstern Flecken.

„Es wohnt sich wirklich recht hübsch hier," murmelte er.

Darauf schwieg er, als ob er gänzlich in seine Betrachtungen verloren sei. Hastig fuhr er auf, als Mouret ihm lachend sagte:

„Wenn es Ihnen jetzt recht ist, mein Herr, wollen wir uns zu Tische setzen."

Er wechselte rasch einen Blick mit seiner Frau und fuhr fort:

„Sie könnten eigentlich mit uns essen; dann brauchen Sie wenigstens nicht ins Gasthaus zu gehen . . . Genieren Sie sich nicht, ich bitte Sie."

„Ich danke Ihnen tausendmal, wir brauchen nichts," entgegnete der Abbé in einem so höflichen Tone, daß jede weitere Einladung sich unnötig machte.

So kehrten denn Mouret's wieder nach dem Speisezimmer zurück und setzten sich an den Tisch. Martha trug die Suppe auf und bald hörte man ein lustiges Klappern der Löffeln. Die Knaben plauderten zusammen, während Desirée aus voller Kehle über eine Geschichte lachte, welche ihr Vater erzählte. Der Abbé Faujas, den sie ganz vergessen hatten, blieb indessen regungslos auf der Terrasse sitzen, angesichts der untergehenden Sonne. Er drehte sich nicht ein einziges Mal um, er schien nichts zu hören, und erst als die Sonne hinter dem Horizonte verschwand, wachte er aus seinen Träumen auf. Martha, welche gerade dem Fenster gegenüber saß, konnte seinen großen Kopf mit den nach den Schläfen zu bereits grau werdenden kurzen Haaren ganz deutlich bemerken. Ein letzter Sonnenstrahl beleuchtete diesen rauhen Soldatenschädel, auf welchem die Tonsur eher wie die Wunde eines Keulenschlages erschien; aber auch dieser Strahl erlosch, und der Priester, nunmehr von Schatten umhüllt, erschien nur noch wie eine schwarze Gestalt inmitten der aschfahlen Dämmerung.

Martha, welche Rosa nicht erst rufen wollte, holte jetzt selbst eine Lampe und trug das erste Gericht auf. Als sie aus der Küche zurückkehrte, begegnete sie am Fuße der Treppe einer Frau, die ihr für den ersten Augenblick ganz unbekannt vorkam. Es war Frau Faujas. Sie hatte eine Leinewandhaube aufgesetzt und sah in ihrem baumwollenen Kleide, über welches sich ein hinter der

Taille festgeknüpftes gelbes Tuch schloß, einem Dienstboten nicht unähnlich, während sie, noch ganz außer Atem infolge der eben geleisteten Arbeit, mit ihren groben Schnürschuhen auf den Steinfließen des Korridors umherlief.

„Nun, schon fertig, Madame?“ frug Martha lächelnd.

„O! Kleinigkeit,“ entgegnete sie, „mit zwei Griffen ist die ganze Sache abgethan.“

Sie stieg die Freitreppe hinab und rief mit sanfter Stimme:

„Ovid, mein Sohn, willst Du mit hinaufkommen? Es ist alles fertig oben.“

Sie mußte dabei ihren Sohn an der Schulter zupfen, um ihn aus seinen Träumereien zu reißen. Die Luft wurde merklich kühl, und frostzitternd folgte er ihr, ohne dabei ein Wort zu sprechen. Als er an der Thür des Speisezimmers vorbeikam, welche in dem lebhaften Scheine der Lampe ganz weiß erschien und aus welcher lautes Kindergeschwätz hervortönte, beugte er sich vor und versetzte mit seiner geschmeidigen Stimme:

„Gestatten Sie, daß ich nochmals meinen Dank aussspreche und Sie wegen jeder Störung, die wir Ihnen bereitet haben, um Entschuldigung bitte ... Wir sind in einiger Verlegenheit ...“

„Nicht doch, nicht doch,“ rief Mouret, „uns thut es herzlich leid, daß wir Ihnen für diese Nacht nichts besseres anbieten können.“

Der Priester empfahl sich und streifte dabei Martha abermals mit jenem scharfen Adlerblick, der sie so tief bewegt hatte. Es schien als ob tief in dem grauen Auge plötzlich eine Flamme aufleuchtete, wie wenn in finstrer

Nacht eine Lampe hinter den schattenumhüllten Fenstern eines Hauses vorbeigetragen wird.

„Der Pfaffe scheint Hitze in den Augen zu haben," sagte Mouret spöttisch, als Mutter und Sohn sich entfernt hatten.

„Ich halte die beiden für nicht sehr glücklich," murmelte Martha.

„Nun, wenigstens trägt er keine peruanischen Goldschätze in seinem Koffer ... Ach, ich sage Dir, dieser Koffer ist so schwer, daß ich ihn bequem mit der Spitze meines kleinen Fingers hätte emporheben können."

Da unterbrach ihn in seiner Plauderei Rosa, welche soeben die Treppe herabgeeilt war, um die erstaunlichen Dinge zu erzählen, welche sie gesehen hatte.

„Wahrlich!" rief sie, indem sie sich vor den Tisch stellte, an welchem ihre Herrschaft saß, „diese Dame ist ein wahrer Dragoner! Sie muß doch wenigstens 65 Jahre alt sein, aber das merkt ihr kein Mensch an. Die arbeitet noch wie ein Pferd."

„Sie ist Dir wohl beim Hinausschaffen des Obstes behülflich gewesen?" frug Mouret neugierig.

„Allerdings, Herr Mouret. Sie schleppte das Obst in ihrer Schürzc fort und lud dabei auf, daß man hätte denken können, es würde ihr die Rippen zerbrechen. Ich dachte bei mir: „Na, das Kleid ist futsch." Aber Gott bewahre, das ist solider Stoff, solcher, wie ich ihn selbst trage. Wir mußten mehr als zehn mal gehen, und meine Arme waren dabei wie ausgerenkt. Sie aber brummte fortwährend, das gehe noch gar nicht schnell genug, ja, ich habe sie sogar fluchen hören."

Mouret schien sich darüber köstlich zu amüsieren.

„Nun, und die Betten?“ frug er.

„Die Betten hat sie selbst hergerichtet .., Sie sollten nur einmal sehen, wie sie die Matratze aufschüttelt. Das ist für sie eine Kleinigkeit; sie packt die Matratze an dem einen Ende und wirft sie empor, als sei es eine Feder... Bei alledem aber ist sie sehr sorgfältig. Sie hat das Bett mit Gurt umsäumt, und wenn sie das Christuskind hineinzulegen hätte, ich glaube, sie würde nicht mehr Hingebung und Eifer gezeigt haben ... Von den vier Decken hat sie drei auf das Gurtbett gelegt; ebenso ist es mit den Kopfkissen, welche sie ihrem Sohne überlassen hat.“

„Nun, so will sie wohl auf dem nackten Fußboden schlafen?“

„In einer Ecke, wie ein Hund. Sie hat eine Matratze auf den Dielen des andern Zimmers ausgebreitet und meint, sie werde darauf besser schlafen, als im Paradiese. Auf keinen Fall konnte ich sie bewegen, sich anständiger einzurichten; sie behauptet, sie friere niemals und ihr Kopf sei viel zu hart, um den Fußboden zu fürchten . . . Kurz und gut, es sind sonderbare Leute.“

Rosa trug nun vollends die Speisen auf. An diesem Abende aßen Mourets länger als gewöhnlich und plauderten umständlich über ihre neuen Mieter. In ihrer einförmigen Lebensweise bildete die Ankunft dieser beiden fremden Personen ein großes Ereignis und sie sprachen davon gerade wie von irgend einer Katastrophe mit jener Weitschweifigkeit und Genauigkeit, welche die langweiligen Abende in der Provinz verkürzen helfen. Mouret besonders fand Gefallen an den Klatschgeschichten des Städtchens

und beim Nachtisch wiederholte er wohl zehnmal mit der zufriedenen Miene eines glücklichen Menschen:

„Da hat Besançon unserm Plassans kein schönes Geschenk gemacht . . . Hast Du vielleicht die Hinterseite seines Chorrockes beobachtet, als er sich umdrehte? . . . Es sollte mich wirklich wundern, wenn die Frommen sich in ihn vernarrten. Er sieht zu schäbig aus, und die Betschwestern haben nur die hübschen Pfaffen gern."

„Aber seine Stimme ist doch so sanft," entgegnete Martha in ruhigem Tone.

„Aber nicht, wenn er zornig ist," bemerkte Mouret. „Hast Du denn nicht seine Zornesausbrüche gehört, als er erfuhr, daß die Wohnung nicht möbliert ist? Ich bin wirklich gespannt, wie er sich morgen mit Möbeln versorgen wird. Wenn er mich nur wenigstens bezahlt! Andernfalls werde ich mich an den Abbé Bourrette wenden müssen; denn ihn kenne ich nur."

Die Familie Mouret hatte das Frommsein übrigens auch nicht erfunden, so daß selbst die Kinder sich über den Abbé und seine Mutter lustig machten. Octave ahmte spöttisch die alte Dame nach, wie sie einen langen Hals machte, um die Gemächer zu durchspähen, worüber Desirée herzlich lachen mußte.

Serge hingegen zeigte einen gewissen Ernst und nahm „diese armen Leute" in Schutz. Gewöhnlich pflegte Mouret, wenn er nicht gerade seine Partie Piquet spielte, punkt zehn Uhr einen Leuchter zu nehmen und zu Bett zu gehen; aber an diesem Abende schien er um elf Uhr noch keinen Schlaf zu verspüren. Desirée war schließlich auf Marthas Schooße eingeschlummert, die beiden Knaben hatten sich

in ihr Schlafzimmer begeben; nur Mouret plauderte noch mit seiner Frau.

„Für wie alt hältst Du ihn?“ frug er plötzlich.

„Wen denn?“ entgegnete Martha, die ebenfalls schläfrig wurde.

„Nun, den Abbé! So etwa zwischen vierzig und fünfundvierzig Jahren, nicht wahr? Er ist ein tüchtiger Bursche, und es ist wirklich schade, daß er in der Kutte steckt. Er müßte einen prächtigen Reitersmann abgeben.“

Hier schwieg er einige Augenblicke und setzte dann, laut vor sich hinsprechend, seine Reflexionen fort, welche ihn lebhaft zu beschäftigen schienen:

„Sie sind um $^3/_4$7 Uhr mit dem Zuge angekommen, folglich haben sie nur noch Zeit gehabt, dem Abbé Bourrette einen ganz flüchtigen Besuch abzustatten und darauf hierher zu kommen . . . Ich wette mit, daß sie noch nicht gegessen haben; denn sonst hätten wir sie doch sicherlich nach dem Gasthause gehen sehen.“

Seit einiger Zeit schritt Rosa im Speisezimmer auf und ab, um die Thüren und Fenstern zu schließen, sobald ihre Herrschaft sich zu Ruhe begeben werde.

„Ich weiß, wo sie gegessen haben,“ versetzte sie.

Als Mouret sich bei diesen Worten hastig umdrehte, fuhr sie fort:

„Ja, ich war nämlich noch einmal hinaufgegangen, um nachzusehen, ob es vielleicht an etwas fehle; da ich aber kein Geräusch vernahm, wagte ich nicht zu pochen und sah durch das Schlüsselloch.“

„Aber das ist häßlich von Dir,“ unterbrach sie

Martha in strengem Tone. „Du weißt doch, Rosa, daß ich so etwas nicht liebe.“

„Laß sie doch gehen!“ rief Mouret aus, obwohl er unter anderen Verhältnissen ebenfalls gegen die Neugierige aufgefahren wäre. „Sie haben also durch das Schlüsselloch geschaut?“

„Jawohl, Herr.“

„Nun, was machten sie denn?“

„Sie aßen, Herr . . . Ich habe sie auf der Ecke des Gurtbettes sitzen und speisen sehen. Die Alte hatte zu diesem Zwecke eine Serviette ausgebreitet und jedesmal, wenn sie sich Wein eingeschenkt hatten, stöpselten sie die Flasche wieder zu und lehnten dieselbe an das Kopfkissen.“

„Aber was aßen sie denn?“

„Das weiß ich nicht ganz genau, Herr. Es schien mir, als wäre es ein Stück Pastete; außerdem hatten sie noch winzig kleine Äpfel.“

„Und sie unterhielten sich dabei, nicht wahr? Haben Sie gehört, was sie sagten?“

„Nein, Herr, sie unterhielten sich nicht . . . Ich habe ihnen über eine Viertelstunde zugesehen; allein sie sprachen kein Wort, sie aßen nur!“

Martha war aufgestanden, sie weckte Desirée und traf Anstalten zu Bett zu gehen; die Neugier ihres Gatten verletzte sie. Auch dieser entschied sich endlich, aufzustehen; während Rosa, welche als Betschwester galt, mit gedämpfter Stimme fortfuhr:

„Der arme gute Mann schien großen Hunger zu haben . . . Seine Mutter gab ihm auch die größten Stücken

und sah mit Vergnügen zu, wie er alles hastig verschlang. ... Nun, er wird wenigstens in dem schönen reinen Bett gut schlafen, vorausgesetzt, daß ihn der Obstgeruch nicht stört. Es riecht wirklich nicht zum Besten in dem Zimmer, wissen Sie, es ist jener scharfe Duft nach Aepfeln und Birnen. Dazu ist kein einziges Möbel drin, außer dem Bett in der einen Ecke. Ich würde vor Furcht die ganze Nacht hindurch das Licht brennen lassen."

Mouret hatte unterdessen seinen Leuchter in die Hand genommen und warf Rosa nur noch die Bemerkung zu: „Das ist sonderbar."

Hierauf begab auch er sich zu Ruhe. Seine Frau schlief bereits, als er noch die schwachen Geräusche hörte, welche aus dem oberen Stockwerke herabdrangen. Das Zimmer des Abbé lag genau über dem seinigen, und er hörte, wie das Fenster ganz leise geöffnet ward, was ihm höchst verdächtig erschien. Verzweifelt mit dem Schlafe kämpfend erhob er den Kopf, um zu erfahren wie lange der Priester am Fenster bleiben werde; allein der Schlaf übermannte ihn doch, und so schnarchte unser Mouret bereits aus voller Kehle, noch ehe er abermals das dumpfe Knarren des Drehriegels vernehmen konnte.

Oben stand Abbé Faujas entblößten Hauptes am Fenster und spähte in die finstere Nacht hinaus. Glücklich darüber, endlich einmal allein zu sein, blieb er lange hier stehen, vertiefte sich in die Gedanken, welche auf seiner Stirn jenen eigentümlichen Ausdruck der Härte hervorriefen. Unter sich empfand er dabei den ruhigen Schlummer des Hauses, in welchem er sich seit einigen Stunden befand, das ruhige reine Atmen der Kinder, die

gemessenen Atemzüge Marthas und das kräftige regelmäßige Atemholen Mourets. Eine Art Vernichtung sprach sich dabei in seinem stolz aufgerichteten Kriegerhalse aus, während er sein Haupt erhob, um tief hinein in das schlummernde Städtchen zu schauen. Die großen Bäume im Garten der Unterpräfektur erschienen wie eine dicke Masse, die Birnbäume des Herrn Rastoil streckten ihre dünnen gewundenen Glieder in die Lüfte, sonst erblickte er vor sich nur ein Meer der Finsternis, ein Nichts, aus dem auch nicht das mindeste Geräusch zu seinen Ohren drang. Die Stadt kam ihm vor wie ein unschuldiges Kind in der Wiege.

Mit dem Ausdruck ironischer Herausforderung streckte Abbé Faujas die Arme aus, als ob er Plassans umfassen und an seiner Riesenbrust ersticken wolle. Dabei murmelte er die Worte:

„Und diese Thoren lächelten noch, als sie mich heute Abend durch ihre Straßen schreiten sahen!“

Drittes Kapitel.

Den ganzen nächsten Vormittag verbrachte Mouret damit, seinen neuen Mieter auszukundschaften, und mit diesem Umherspionieren füllte er seine müssigen Stunden aus. Dabei durchstöberte er alle Winkel, setzte die umherliegenden Gegenstände an ihren gehörigen Platz und suchte, wenn er nichts andres finden konnte, mit seiner Frau und seinen Kindern Streit anzufangen. Künftighin glaubte er nun eine Beschäftigung gefunden zu haben, die allein ihn von seiner gewohnten Art und Weise abbringen könne. Die Pfaffen waren ihm, wie er immer sagte, ein Dorn im Auge und der erste Priester, mit dem er jetzt in nähere Berührung treten sollte, interessierte ihn deshalb um so mehr. Zudem brachte der Priester noch ein geheimnisvolles Etwas und ein fast beunruhigendes Inkognito ins Haus, und obgleich Mouret sich für einen entschiedenen Anhänger Voltaires erklärte, so empfand er doch diesem Abbé gegenüber ein gewisses Staunen, eine brennende Neugier.

Nicht das mindeste Geräusch ließ sich im zweiten

Stockwerke vernehmen. Mouret lauschte mit der größten Aufmerksamkeit, ja er riskierte sogar, nach dem Boden hinaufzusteigen. Während er nun langsam auf dem Korridor hinschlich, glaubte er plötzlich hinter der Thür das Rascheln von Pantoffeln zu hören. Aber er konnte nichts entdecken und begab sich deshalb in den Garten, wo er unter der im Hintergrunde befindlichen Laube auf- und abging, die Blicke unverwandt nach oben gerichtet, als wolle er durch die Fenster erspähen, was in den Zimmern vor sich gehe. Jedoch nicht einmal der Schatten des Abbé war zu sehen. Frau Faujas, welche ohne Zweifel keine Vorhänge besaß, hatte einstweilen die Fenster mit Betttüchern verhangen.

Beim Frühstück erschien Mouret sehr aufgeregt.

„Sind die denn gestorben da oben?“ sagte er, indem er den Kindern Brot abschnitt. „Hast Du sie denn gar nicht gehört, Martha?“

„Nein, mein Lieber, ich habe nicht Achtung gegeben.“

Da rief Rosa aus der Küche hervor:

„Die sind schon längst nicht mehr da, und wenn sie jetzt noch so laufen, müssen sie schon eine hübsche Strecke hinter sich haben.“

Mouret rief die Köchin zu sich und frug sie ganz genau aus:

„Sie sind fortgegangen, Herr“, entgegnete diese; „die Mutter zuerst und hierauf der Abbé. Sie traten so leise auf, daß ich sie gar nicht bemerkt hätte, wenn ihre Schatten nicht über den Fußboden meiner Küche dahingeglitten wären, als sie die Thür öffneten ... Ich sah

hiernach auf die Straße, um sie weiter zu verfolgen; allein da waren sie schon verschwunden."

„Das ist wirklich erstaunlich . . . Aber wo war ich denn?"

„Ich glaube, der Herr war hinten im Garten und besichtigte die Weintrauben an der Laube."

Das war Mouret denn doch zu stark, und nun polterte er gegen die Geistlichen los: es seien, erklärte er, lauter Duckmäuser voller Ränke und Schliche, die selbst der Teufel nicht foppen würde; außerdem erheuchelten sie eine lächerliche Sprödigkeit, die so weit gehe, daß nie jemand gesehen habe, wie sich ein Priester wasche. Schließlich sprach er sein Bedauern darüber aus, daß er an diesen ihm völlig unbekannten Abbé vermietet habe.

„Daran bist nur Du schuld!" sagte er zu seiner Frau, indem er vom Tische aufstand.

Martha wollte zwar dagegen protestieren und ihn an ihr Zwiegespräch vom vorigen Tage erinnern; allein sie warf ihm nur einen ernsten Blick zu und schwieg. Er jedoch konnte sich gar nicht entschließen, auszugehen, wie er es gewöhnlich that; vielmehr ging er im Hause umher, aus dem Speisezimmer nach dem Garten und spürte überall umher; dann wieder wandte er seinen Zorn gegen Serge und Octave, welche, wie sie sagten, eine halbe Stunde zu früh nach dem Lyceum gegangen waren.

„Geht Papa denn gar nicht fort?" flüsterte Desirée ihrer Mutter ins Ohr. „Er wird uns noch recht ärgern, wenn er dableibt."

Martha gebot ihr Schweigen, und Mouret sprach schließlich von einem Geschäft, welches er im Laufe des

Tages abwickeln müsse. Er habe nicht einen Augenblick Muße, klagte er, er könne sich nicht einmal zu Hause einen Tag Ruhe gönnen, wenn er das Bedürfnis danach empfinde. Verzweifelt darüber, hier nicht auf der Lauer bleiben zu können, entfernte er sich.

Als er am Abend nach Hause kam, hatte sich seiner eine fieberhafte Neugier bemächtigt.

„Nun, was macht der Abbé?“ frug er, noch ehe er den Hut abnahm.

Martha, welche an ihrem gewohnten Plätzchen auf der Terrasse arbeitete, antwortete erstaunt:

„Der Abbé? Ach so, der Abbé ... Ich habe ihn nicht gesehen, und ich glaube, er wird sich oben eingerichtet haben. Rosa hat mir gesagt, daß Möbel gekommen sind.“

„Das eben fürchtete ich,“ rief Mouret aus. „Ich hätte zugegen sein sollen; denn schließlich sind doch nur die Möbel meine Bürgschaft ... Ich wußte wohl, daß Du Dich nicht von Deinem Platze rühren würdest ... Du dauerst mich wirklich, meine Beste ... Rosa! Rosa!“

Als die Köchin erschien, frug er:

„Sind für die Leute im zweiten Stock Möbel angekommen?“

„Jawohl, Herr, auf einem Handwagen, in welchem ich den Wagen des Tröblers Bergasse zu erkennen glaubte. Ach! Die Ladung war gar nicht schwer. Frau Faujas ging hinterher und in der Rue Balande hat sie sogar dem Kärrner mit schieben helfen.“

„Haben Sie die Möbeln gesehen oder wenigstens die einzelnen Stücke gezählt?“

„Gewiß, Herr; ich hatte mich an die Thür gestellt und so mußten sie dicht an mir vorüber, was Frau Faujas nicht gerade angenehm zu sein schien. Warten Sie ... Zuerst hat man eine eiserne Bettstelle hinaufgeschafft, darauf eine Kommode, zwei Tische, vier Stühle .. Meiner Treu, ich glaube, das war alles ... Und dazu waren die Möbeln keineswegs; neu. Ich würde nicht dreißig Thaler dafür geben."

„Aber wir hätten der Dame von vornherein sagen sollen, daß wir unter derartigen Bedingungen nicht vermieten können ... Ich werde mich über diesen Punkt mit dem Abbé Bourrette aussprechen."

Eben wollte er in seiner ärgerlichen Stimmung fortgehen, als es Martha gelang, ihn mit den Worten zurückzuhalten:

„Höre doch, ich vergaß noch ... Sie haben sechs Monate pränumerando bezahlt."

„Ah! sie haben bezahlt?" stammelte er in einem fast unwilligen Tone.

„Ja, die alte Dame ist herabgekommen und hat mir dies übergeben."

Dabei griff sie in den Schubkasten ihres Arbeitstisches und überreichte ihrem Mann fünfundsiebzig Frank in Hundertsousstücken, die sorgfältig in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt waren. Mouret zählte das Geld und brummte:

„Nun, wenn sie bezahlen, mögen sie thun was sie wollen ... Immerhin aber sind es sonderbare Leute. Es kann nicht jedermann reich sein, das ist klar; allein Vermögenslosigkeit ist noch lange kein Grund, sich einen verdächtigen Anschein zu geben."

„Ich wollte Dir auch noch sagen," fuhr Martha fort, als sie ihn besänftigt sah; „die alte Dame hat mich gefragt, ob wir ihr das Gurtbett überlassen könnten; ich habe ihr darauf zur Antwort gegeben, daß wir nichts damit anzufangen wüßten und sie es deshalb behalten könne, so lange sie wolle."

„Das hast Du recht gemacht, wir müssen sie zu gewinnen suchen . . . Wie ich Dir bereits gesagt habe; mich ärgert an diesen verteufelten Pfaffen nur, daß man niemals weiß, was sie denken oder thun. Abgesehen davon, giebt es ja wirklich sehr ehrenwerte Leute unter ihnen."

Das Geld schien ihn getröstet zu haben; denn er begann jetzt zu scherzen und neckte Serge mit dem „Missionsbericht aus China", welchen dieser gerade las Während des Essens stellte er sich, als seien ihm jetzt die Leute im zweiten Stock völlig gleichgültig. Als aber Octave erzählte, er habe den Abbé Faujas aus dem Hause des Bischofs kommen sehen, konnte sich Mouret nicht länger halten, und beim Nachtisch spann er dieselbe Unterhaltung wieder an wie am Tage zuvor. Bald aber sah er das Unkluge seines Benehmens ein; denn trotz seiner behäbigen Körperfülle hatte er ein feines Gefühl. Besonders besaß er einen gesunden Sinn und eine Biederkeit des Urteils, die ihn in den meisten Fällen mitten unter den Klatschereien der Provinz das rechte Wort finden ließ.

„Nach alledem," erklärte er, eben im Begriff, zu Bett zu gehen, „ist es nicht gut, seine Nase immer in andrer Leute Angelegenheiten zu stecken . . . Der Abbé kann thun, was ihm gefällt, und es ist langweilig, immer über

diese Leute zu reden; ich mag jetzt nichts mehr davon wissen."

Aber kaum waren acht Tage verstrichen, so hatte Mouret seine gewohnten Beschäftigungen wieder aufgenommen; er schlich im Hause umher, zankte sich mit den Kindern, verbrachte seine Nachmittage auswärts damit, Geschäfte abzuschließen, von denen er aber niemals sprach, aß und schlief wie ein Mann, für den das Leben ohne Sorgen dahingleitet. Die Wohnung schien wieder wie ausgestorben; Martha saß an ihrem gewohnten Platze auf der Terrasse vor dem kleinen Arbeitstische, Desirée spielte neben ihr, während die beiden großen Burschen denselben Lärm machten, wie ehedem. Rosa, die grillige Köchin brummte gegen jedermann; der Garten und das Speisezimmer jedoch bewahrten ihre friedliche Ruhe.

„Man braucht das zwar nicht zu sagen," wiederholte Mouret seiner Frau, „aber Du siehst doch, daß Du Dich täuschtest, als Du glaubtest, die Vermietung des zweiten Stockes würde uns stören. Im Gegenteil, wir leben jetzt viel ruhiger und glücklicher als vordem."

Zuweilen richtete er seine Blicke nach dem Fenster des zweiten Geschosses empor, welche Frau Faujas jetzt mit groben baumwollenen Vorhängen garniert hatte. Aber nicht eine Falte dieser Vorhänge regte sich. Sie trugen den Stempel jener Verschämtheit, als ob sie eine sittenstrenge Sakristei dem profanen Blick verhüllen sollten. Hinter ihnen herrschte das regungslose Schweigen eines Klosters und nur von Zeit zu Zeit ließen die halbgeöffneten Fenster zwischen den weißen Vorhängen die schattenhafte hohe Decke hervorschimmern. Aber Mouret mochte

sich noch so oft auf die Lauer stellen, nie konnte er die Hand bemerken, welche öffnete oder schloß; er hörte nicht einmal das Knarren des Drehriegels. Kein menschlicher Ton drang aus der Wohnung hervor.

Schon war die erste Woche verstrichen; Mouret hatte den Abbé Faujas noch nicht wieder gesehen. Dieser Mann, welcher in seiner nächsten Nähe lebte, ohne daß er auch nur seinen Schatten gewahren konnte, erfüllte ihn schließlich mit einer Art nervöser Unruhe. Trotz aller Mühe, welche er sich gab, gleichgültig zu erscheinen, begann er wieder sein altes Spürsystem.

„Du siehst ihn also gar nicht?“ frug er seine Frau.

„Ich glaube ihn gestern bemerkt zu haben, als er nach Hause kam; „allein ich bin dessen nicht ganz sicher. . . . Seine Mutter trägt ebenfalls stets ein schwarzes Kleid; vielleicht ist sie es gewesen.“

Als er aber immer mehr mit Fragen auf sie einstürmte, berichtete sie alles, was sie wußte:

„Rosa versichert, daß er alle Tage ausgeht,“ fuhr sie fort; „er bleibt sogar sehr lange weg . . . Was die Mutter anbetrifft, so ist deren Lebensweise geregelt wie ein Uhrwerk; alle Morgen kommt sie um sieben Uhr herab, um ihre Einkäufe zu besorgen. Sie hat dabei einen stets verschlossenen großen Handkorb, in welchem sie alles mögliche nach Hause zu tragen scheint: Kohlen, Brot, Wein, Gemüse, denn nie sieht man einen Händler zu ihnen kommen . . . Uebrigens sind sie sehr höflich, und Rosa behauptet, jedesmal von ihnen gegrüßt zu werden, wenn sie ihnen begegnet. Aber in den meisten Fällen hört sie es nicht einmal, wenn jene die Treppe herabkommen.“

„Die müssen da oben eine sonderbare Wirthschaft führen," brummte Mouret, dem diese Andeutungen noch lange nicht genügten.

Als an einem der nächsten Abende Octave die Bemerkung hatte fallen lassen, er habe den Abbé Faujas in Saint-Saturin eintreten sehen, frug ihn der Vater sofort, wie jener sich benehme, wie er auf der Straße beurteilt werde und was er denn wohl in der Kirche thue.

„Aber Du bist doch zu neugierig!" rief der junge Mann lachend aus . . . „Mit seinem in der Sonne rötlich schimmernden Chorrocke sah er nicht hübsch aus, das weiß ich, ich habe sogar bemerkt, daß er stets im Schatten der Häuser hinschlich, wo der Chorrock noch etwas schwarz erschien. Wahrlich, seine Miene ist nichts weniger als stolz, er senkt beständig den Kopf und läuft mit einer ängstlichen Hast . . . Als er über den Platz schritt, begannen zwei Mädchen ganz laut zu lachen; er aber warf ihnen nur einen milden Blick zu; nicht wahr, Serge?"

Nun berichtete auch Serge, daß er mehrmals bei der Rückkehr aus dem Colleg von ferne dem Abbé Faujas gefolgt sei, wenn dieser aus Saint-Saturin kam. Ohne mit jemand zu sprechen, habe er dabei die Straße überschritten; er scheine überhaupt hier keine Menschenseele zu kennen und eine gewisse Scham vor dem stillen Spott zu empfinden, den er hier rings um sich her fühle.

„Aber man spricht doch wohl in der Stadt von ihm?" frug Mouret, dessen Interesse jetzt seinen Höhepunkt erreicht hatte.

„Mit mir hat noch niemand über den Abbé gesprochen," entgegnete Octave.

„O doch," erklärte Serge, „man spricht von ihm. Der Neffe des Abbé Bourrette hat mir mitgeteilt, daß Faujas in der Kirche nicht sehr gern gesehen sei; man liebt eben die Priester nicht, welche weit herkommen. Zudem sieht er auch so jammervoll aus . . . Wenn man sich an ihn gewöhnt haben wird, wird man den armen Mann schon in Ruhe lassen. In der ersten Zeit muß man erst Erfahrung sammeln."

Da ermahnte Martha die beiden jungen Leute ausdrücklich, nicht zu antworten, wenn man sie außer dem Hause über den Abbé fragen sollte.

„Ach! sie mögen nur antworten," rief Mouret aus. „Das, was wir wissen, wird ihn sicherlich nicht kompromittieren."

Von diesem Augenblick an machte er, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, seine Kinder zu Spionen gegen den Abbé. Octave und Serge mußten ihm über alles Bericht erstatten, was in der Stadt über den Mann gesprochen wurde, sie erhielten zugleich die Weisung, dem Priester zu folgen, sobald sie ihm begegneten. Allein diese Erkundigungsquelle war bald erschöpft. Das unheimliche Gerücht, welches durch die Ankunft eines fremden Vikars in der Diözese hervorgerufen war, hatte sich verloren, die Stadt schien über dem „armen Manne," der mit seinem fadenscheinigen Chorrocke im Schatten der Gassen umherschlich, Gnade haben walten lassen, und nur eine völlige Mißachtung seiner Person machte sich noch geltend. Uebrigens begab sich ja der Priester auch nur

auf dem direktesten Wege nach der Kathedrale und kehrte von da aus immer auf denselben Straßen zurück, so daß Octave lachend behauptete, er zähle die Pflastersteine.

Zu Hause wollte Mouret auch Desirée für seine Zwecke nutzbar machen, da diese niemals ausging. Er führte sie abends in den Garten und hörte zu, wie sie über das plauderte, was sie im Laufe des Tages gethan und gesehen hatte; dabei suchte er ihre Rede immer auf die Leute im zweiten Stock zu lenken.

„Höre," sagte er eines Tages zu ihr, „wenn morgen oben das Fenster offen steht, wirfst Du Deinen Ball hinein und gehst dann hinauf, um Dir denselben auszubitten."

Am nächsten Tage that denn auch das Mädchen wie ihr geheißen, allein sie hatte noch nicht die Freitreppe erreicht, als bereits der Ball, von einer unsichtbaren Hand zurückgeworfen, auf die Terrasse aufprallte. Ihr Vater, welcher auf die Artigkeit des Kindes gerechnet hatte, um die seit dem ersten Tage unterbrochenen Beziehungen zu erneuern, verzweifelte jetzt an dem Gelingen seines Planes; augenscheinlich nahm er Anstoß an dem deutlich kundgegebenen Willen des Abbé, sich in seinem Hause völlig abgeschlossen zu halten. Aber gerade dieser Widerstreit machte seine Neugierde um so brennender, und es kam so weit, daß er mit der Köchin an allen Ecken klatschte, zum lebhaften Mißfallen Marthas, welche ihm über seinen Mangel an Würde ernste Vorwürfe machte. Er aber that anfangs bei solchen Gelegenheiten ganz entrüstet und machte allerhand Lügen; nur als er sich selbst im Un=

rechte fühlte, schwatzte er mit Rosa nur noch insgeheim über Faujas.

Eines Morgens winkte Rosa ihn zu sich in die Küche.

„Gut, daß Sie kommen, Herr!“ begann die Köchin; „ich lauere schon über eine Stunde auf Sie.“

„Hast Du etwas erfahren?“

„Sie werden schon sehen ... Gestern Abend habe ich länger als eine Stunde mit Frau Faujas gesprochen.“

Mouret bebte vor Freude und setzte sich auf einen defekten Rohrstuhl mitten unter die Wischlappen und die Speiseabfälle.

„Nun schnell! so sage es doch,“ murmelte er.

„Also,“ versetzte die Köchin, „ich stand gerade an der Hausthür, um dem Dienstmädchen des Herrn Rastoil gute Nacht zu wünschen, als Frau Faujas herabkam und einen Eimer schmutziges Wasser in den Rinnstein schüttete. Anstatt nun, ohne sich umzudrehen, sofort wieder hinaufzusteigen, wie sie es sonst immer that, blieb sie stehen und schaute mich an. Da glaubte ich zu merken, daß sie eine Unterhaltung anknüpfen wolle, und sagte zu ihr, es sei den ganzen Tag prächtiges Wetter gewesen, der Wein werde vortrefflich gedeihen ... Ohne sich besonders zu beeilen, antwortete sie einfach: „Ja, ja,“ mit der gleichgültigen Stimme einer Frau, die keinen Grundbesitz hat und welche solche Sachen also auch nicht interessieren. Aber sie hatte ihren Eimer niedergesetzt und ging nicht fort, sondern lehnte sich neben mich an die Wand. . .“



„Aber was hat sie Dir denn eigentlich erzählt?“ frug Mouret, von Ungeduld gepeinigt.

„Sie begreifen doch, daß ich nicht so dumm war, sie sofort zu fragen; sie würde sich dann einfach entfernt haben . . . Ohne auch nur im geringsten meine Absicht zu verraten, lenkte ich nun das Gespräch auf allerhand Dinge, welche sie mehr oder minder betrafen; und als zufällig der Pfarrer von Saint-Saturnin, jener wackere Herr Comzan, vorbei kam, teilte ich ihr mit, derselbe sei sehr krank und man werde wohl schwerlich einen genügenden Ersatz für ihn finden. Ich gebe Ihnen die Versicherung, bei diesen Worten ward sie ganz Ohr. Sie hat mich sogar gefragt, an welcher Krankheit Herr Comzan leide. Alsdann habe ich mit ihr über unsern Bischof gesprochen, den ehrwürdigen Herrn Rousselot. Sie wußte sein Alter nicht, und infolge dessen habe ich ihr mitgeteilt, er sei 60 Jahre alt, sei ebenfalls sehr empfindlich, lasse sich trotz alledem von andern an der Nase herumführen. Sehr viel ward hierbei von dem Vikar Herrn Fenil erzählt, welcher im Hause des Bischofs völlig nach eignem Ermessen handelt . . . Von diesen Berichten war sie so ergriffen, daß sie, glaube ich, bis zum nächsten Morgen auf der Straße stehen geblieben wäre.“

„Aus alledem,“ rief Mouret verzweiflungsvoll aus, „ersehe ich, daß Du nur allein gesprochen hast . . . Aber was hat sie denn gesagt?“

„Warten Sie nur, lassen Sie mich nur erst ausreden,“ fuhr Rosa in ruhigem Tone fort. „Ich gelangte an mein Ziel . . . Um sie nämlich vollends zutraulich zu machen, habe ich ihr schließlich von uns erzählt. Ich

habe gesagt, daß Sie Herr François Mouret seien, ein ehemaliger Kaufmann aus Marseille, und in fünfzehn Jahren durch den Handel mit Wein, Oel, Mandeln ein Vermögen erworben haben. Außerdem habe ich ihr noch mitgeteilt, daß Sie es vorgezogen hätten, Ihre Renten in dem ruhigen Städtchen Plassans zu genießen, wo Ihre Schwiegereltern wohnten. Ja, ich habe es sogar möglich gemacht, sie darüber zu unterrichten, daß Madame Ihre Cousine sei, daß Sie vierzig und Ihre Gemahlin siebenunddreißig Jahre zählenund daß Sie in ganz glücklichen Verhältnissenleben während Sie trotzdem keineswegs oft auf der Promenade Sauvaire zu treffen seien. Kurz, Ihre ganze Geschichte ... Sie schien sich ungemein dafür zu interessieren und antwortete stets, ohne sich sonderlich zu beeilen: „Ja, ja." Als ich inne hielt, nickte sie mit dem Kopfe, wie wenn sie mir zu verstehen geben wollte, ich könne getrost fortfahren ... So lehnten wir bis tief in die Nacht hinein an der Wand und plauderten zusammen wie die intimsten Freundinnen."

Mouret war jetzt zornbebend aufgestanden.

„Wie!" rief er, „das ist alles! ... Sie hat Dich eine ganze Stunde lang schwatzen lassen und hat nichts dazu gesagt!"

„O gewiß! als es Nacht wurde, bemerkte sie: „Es wird jetzt recht kühl." Mit diesen Worten nahm sie ihren Eimer und stieg wieder hinauf."

„Du bist doch ein rechtes Kamel! Ich glaube zehn von Deiner Sorte könnten jene Alte ausforschen. Jetzt haben die gut lachen, da sie alles wissen, was sie über uns wissen wollten... Merke Dir das, Rosa, Du bist einKamel!"

Die alte Köchin, welche nichts weniger als geduldig war, begann jetzt wütend in der Küche umherzuwirtschaften, wobei sie die Bratpfannen und Kasserolen umherstieß und die Wischlappen aus einer Ecke in die andere schleuderte.

„Wissen Sie, mein Herr!“ stammelte sie, „wenn Sie nur deshalb in meine Küche gekommen sind, um mir Grobheiten zu sagen, so war es besser, Sie kamen gar nicht. Sie können jetzt gehen ... Was ich gethan habe, ist einzig aus dem Grunde geschehen, Sie zu befriedigen. Wenn Madame uns hier zusammen fände, so würde sie recht haben, mich auszuschelten ... Ich konnte jener Dame doch nicht die Worte aus dem Munde reißen und ich habe mich verhalten, wie sich jede andere auch verhalten würde. Ich habe erzählt, ich habe von Ihren Geschäften gesprochen; um so schlimmer für Sie, wenn jene nichts über die ihrigen hat verlauten lassen. Fragen Sie die Dame nur selbst danach, sobald es Ihnen am Herzen liegt ... Vielleicht werden Sie klüger sein als ich, mein Herr ...“

Diese Worte hatte sie so laut gesprochen, daß Mouret es für klug hielt, sich schleunigst aus der Küche zu entfernen und die Thür wieder zu schließen, damit seine Frau nichts höre. Aber Rosa öffnete die Thür hinter seinem Rücken wieder und rief ihm ins Vorzimmer nach:

„Wissen Sie, ich menge mich in gar nichts mehr; erteilen Sie künftighin Ihre abscheulichen Aufträge, wem Sie wollen.“

Mouret war geschlagen, und eine gewisse Verbissenheit erfüllte ihn ob seiner Niederlage. Aus Groll be-

hauptete er, die Mietsleute im zweiten Stock seien ganz unbedeutende Persönlichkeiten, und so verbreitete er allmählich unter seinen Bekannten eine Meinung, welche schließlich die der ganzen Stadt wurde. Der Abbé Faujas wurde als ein Priester ohne alle Mittel und ohne jeden Ehrgeiz betrachtet, als ein Priester, der, ohne Intriguen zu treiben, zu der Diözese in keinerlei Beziehung stehe; man glaubte, er schäme sich seiner Armut, nehme die niedrigsten Beschäftigungen in der Kathedrale an und suche sich so viel als möglich in Schatten zu hüllen. Nur in einem Punkte war die alte Neugierde noch nicht befriedigt, nämlich darin, zu erfahren, weshalb er von Besançon nach Plassans gekommen sei. Allerhand delikate Geschichten waren darüber in Umlauf, allein die Vermutungen schienen alle unbegründet zu sein. Mouret selbst, der seine Mieter ausspioniert hatte, um sich die Zeit zu vertreiben, gerade wie er etwa Karten oder Kegeln gespielt haben würde, begann zu vergessen, daß ein Priester bei ihm wohne, als plötzlich ein Ereignis von neuem seinen Geist beschäftigte.

Als er eines Nachmittags im Begriff war, nach Hause zu gehen, sah er den Abbé Faujas die Rue Balande herauf schreiten. Schleunigst verzögerte er seine Schritte, um jenen recht ungestört beobachten zu können; denn, seitdem der Priester in seinem Hause wohnte, war dies das erste Mal, daß er ihn am selben Tage so deutlich vor sich hergehen sah. Der Abbé trug noch immer seinen alten Chorrock; langsam schritt er dahin, trotz des heftigen Windes barhäuptig, den Dreispitz in der Hand. Die stark ansteigende Straße war völlig menschenleer und die

Jalousien der großen kahlen Häuser waren herabgelassen. Mouret ging schließlich auf den Zehenspitzen, aus Furcht der Priester möge ihn hören und einen andern Weg einschlagen. Als sie aber beide sich dem Hause des Herrn Rastoil näherten, schritt gerade eine Gruppe von Leuten über den Platz der Unterpräfektur auf dieses Gebäude zu. Der Abbé Faujas hatte, um diese Herren zu umgehen, einen kleinen Umweg gemacht; er sah zu, wie die Thür sich schloß, dann blieb er plötzlich stehen und drehte sich nach seinem Hauswirt um, welcher dicht hinter ihm her kam.

„Ach! wie glücklich bin ich, daß ich Sie treffe!" sagte er in seiner höflichen Weise. „Ich hätte mir sonst heute Abend die Freiheit genommen, Sie zu stören ... Bei dem letzten Regen haben sich nämlich an der Decke meines Zimmers Wasserflecken gebildet, welche ich Ihnen gern zeigen möchte."

Mouret, welcher verblüfft vor ihm stand, stotterte, er stehe ganz zu seiner Verfügung, und als sie zusammen nach Hause gingen, frug er ihn schließlich, um wieviel Uhr er die Decke besichtigen könne.

„Sogleich, wenn ich Sie bitten darf," antwortete der Abbé, „vorausgesetzt, daß es Sie nicht stört."

Mouret schritt hinter ihm die Treppe hinauf, während Rosa an der Küchenthür stand und starr vor Erstaunen ihnen mit den Blicken von Stufe zu Stufe folgte.

Viertes Kapitel.

Im zweiten Stockwerke angelangt, bekundete Mouret eine große Aufregung, ja, er zitterte förmlich. Die unverhoffte Befriedigung eines längst gehegten Wunsches, die Hoffnung, jetzt ganz außergewöhnliche Dinge zu erblicken, benahmen ihm fast den Atem. Unterdessen hatte der Abbé, welcher bis jetzt den Schlüssel zwischen seinen dicken Fingern verborgen gehalten hatte, denselben so leise in das Schloß gesteckt, daß man auch nicht das mindeste Geräusch hörte. Die Thür öffnete sich, als gehe sie in Sammetangeln; der Abbé trat einige Schritte zurück und forderte Mouret schweigend auf, einzutreten.

Die an beiden Fenstern befindlichen Baumwollenvorhänge waren so dick, daß das Zimmer in einem bleichen Dämmerlichte, in einem Halbdunkel erschien, gerade wie eine von Mauern umschlossene Zelle. Es war sehr geräumig und hoch, die Wände waren mit gelben, zwar verschossenen aber doch höchst sauberen Tapeten verkleidet. Behutsam schritt Mouret auf dem spiegelblanken Fußboden

dahin, dessen Kälte er durch die Sohlen seiner Schuhe dringen zu spüren glaubte. Mit verstohlenen forschenden Blicken betrachtete er das Bett, welches nicht durch Vorhänge geschützt, dabei aber so tadellos geordnet war, daß man hätte glauben können, eine weiße Steinbank vor sich zu sehen. Die am entgegengesetzten Ende stehende Kommode, ein in der Mitte befindlicher Tisch mit zwei Stühlen und ein dritter Stuhl am Fenster bildeten das gesammte übrige Mobiliar. Nicht ein Papierchen lag auf dem Tisch, nicht ein einziger Gegenstand auf der Kommode, kein Kleidungsstück hing an der Wand: nur das nackte Holz, der kahle Marmor, die bloße Wand starrten dem Auge entgegen. Nichts als ein über der Kommode hängendes Kruzifix aus schwarzem Holze bot mit seinem dunkeln Kreuze Abwechselung in dieser grauen Einförmigkeit.

„Nun, mein Herr, kommen Sie einmal hierher," begann der Abbé; „in dieser Ecke hat sich ein Flecken an der Decke gebildet."

Aber Mouret war völlig in seine Betrachtungen vertieft. Obwohl er nichts weniger als sonderbare Dinge zu Gesicht bekam, auf deren Anblick er gehofft hatte, so machte doch das Zimmer auf ihn, den Freigeist, einen eigentümlichen Eindruck. Es war ihm, als rieche man hier den Priester; er spürte hier das Heim eines Menschen, der gleichsam von der gewöhnlichen Menschenwelt völlig abwich, eines Menschen der das Licht auslöscht, um das Hemd zu wechseln, der weder Unterhosen noch das Rasiermesser umherliegen läßt. Besonders unangenehm war es ihm, daß er weder auf den Möbeln noch

in irgend einer Ecke etwas entdecken konnte, was ihm möglicherweise Stoff zu einer Hypothese gegeben hätte. Das Zimmer war ganz wie jener verwünschte Priester selbst, stumm, einladend, kalt und dennoch unergründlich. Zu seinem lebhaftesten Erstaunen bekam Mouret hier nicht wie er erwartet, einen Eindruck der Aermlichkeit; im Gegenteil, es brachte an ihm dieselbe Empfindung hervor, welche er gehabt hatte, als er den reich ausgestatteten Salon eines Präfekten von Marseille betrat.

Dennoch mußte er sich schließlich entscheiden, sich der Ecke zu nähern, in welche der Abbé Faujas ihn rief.

„Sie sehen den Fleck, nicht wahr?“ versetzte dieser. „Seit gestern ist er bereits wieder ein wenig verwischt.“

Mouret richtete sich empor, so hoch als er konnte, und zwinkerte mit den Augen, ohne indeß etwas bemerken zu können.

Erst als der Priester die Vorhänge zurückgeschlagen hatte, sah er einen matten rostfarbenen Fleck.

„Das ist ja ganz unbedeutend,“ murmelte er.

„Ohne Zweifel; aber ich glaubte dennoch, Sie davon in Kenntnis setzen zu müssen . . . Das Einsickern des Wassers scheint am Dachrande stattgefunden zu haben.“

„Jawohl, Sie haben recht, am Dachrande.“

Weiter sagte Mouret nichts; seine Blicke schweiften jetzt wieder in dem vom hellen Tageslichte erleuchteten Zimmer umher. Es sah zwar weniger herrlich aus, aber noch immer herrschte jenes geheimnisvolle Schwei=

gen, und nicht ein einziges Staubkörnchen deutete darauf, daß hier der Abbé wohne.

„Uebrigens," fuhr letzterer fort, „könnten wir vielleicht von den Fenstern aus etwas sehen . . . Warten Sie."

Er öffnete das Fenster; allein Mouret entgegnete, er wünsche nicht, ihn weiter zu stören, es sei dies eine Kleinigkeit und die Dacharbeiter würden schon den Schaden entdecken.

„Sie stören mich nicht im geringsten" erklärte der Abbé, in liebenswürdiger Weise auf seinem Vorsatze bestehend. „Ich weiß, daß die Hausbesitzer sich gern selbst überzeugen . . . Bitte, prüfen Sie alles ganz genau . . Das Haus gehört Ihnen."

Bei diesen letzten Worten lächelte er sogar, was bei ihm sehr selten vorkam; hierauf, als Mouret sich mit ihm über die Fensterbrüstung gebeugt hatte, und beide nach der Dachrinne emporschauten, suchte Faujas ihm mit der Genauigkeit eines Architekten auseinanderzusetzen, wie der Fleck möglicherweise habe entstehen können.

„Sehen Sie, es wird eine leichte Senkung der Ziegeln stattgefunden haben, vielleicht ist sogar einer zerbrochen; sonst müßte es denn gerade von jenem Risse herrühren, welchen sie dort an dem Gesimse bemerken, und der sich an der Stützmauer fortsetzt."

„Ja, das ist möglich," antwortete Mouret. „Ich bekenne Ihnen ganz offen, Herr Abbé, daß ich nichts davon verstehe. Der Maurer wird es schon sehen."

Nun sprach der Priester nicht mehr von den Reparaturen. Ruhig blieb er stehen und betrachtete die Gärten, welche sich tief unter ihm ausbreiteten. Mouret, der neben

ihm lehnte, wagte aus Höflichkeit nicht, sich zurückzuziehen. Nach einigem Stillschweigen bemerkte sein Mieter in dem ihm eigenen milden Tone:

„Sie haben einen recht hübschen Garten, mein Herr."

„O! wie sie alle sind," entgegnete Mouret. „Ehemals standen einige schöne Bäume drin, die ich aber umhauen lassen mußte, denn in ihrem Schatten wollte nichts gedeihen. Man muß doch natürlich auf das Nützliche bedacht sein. Dieses Plätzchen genügt uns, denn es liefert uns Gemüse, so lange es überhaupt die Jahreszeit gestattet."

Der Abbé schien sichtlich erstaunt und ließ sich alles ganz genau berichten. Der Garten war einer jener altmodischen, welche von Laubengängen umgeben und durch Strauchreihen in vier regelmäßige Quadrate geteilt sind. In der Mitte befand sich ein kleines leeres Wasserbassin und nur eine einzige Abteilung war für die Blumen bestimmt. Auf den drei andern, die in den Ecken mit Obstbäumen bepflanzt waren, wuchs prächtiger Kohl und Salat, während die mit gelbem Kies bestreuten Gänge im bürgerlichen Stile gehalten waren.

„Das ist wirklich ein kleines Paradies," erklärte der Abbé Faujas.

„Man hat aber auch viele Unannehmlichkeiten dabei," versetzte Mouret, indem er scheinbar gegen die tiefe Befriedigung eiferte, welche er empfand, als er sein Besitztum in solchem Grade loben hörte. „Wahrlich, Sie müssen doch bemerkt haben, daß wir uns hier an einem Abhange befinden und daß die Gärten terrassenförmig liegen. So ist beispielsweise der Garten des Herrn Rastoil niedriger ge-

legen, als der meinige, und dieser wieder niedriger als derjenige der Unterpräfektur. Oft richten die Regengüsse großen Schaden an, und außerdem ist es noch unangenehmer, daß die Leute aus der Unterpräfektur zu mir herabsehen können, um so mehr, als sie jetzt noch jene Terrasse eingerichtet haben, welche meine Mauer vollends beherrscht. Ich kann nun zwar auch zu Herrn Rastoil hinabsehen, aber ich versichere Ihnen, das ist nur eine schwache Entschädigung, denn ich kümmere mich nie um andere Leute."

Der Priester schien das mit Wohlgefallen zu hören, denn er nickte zustimmend mit dem Kopfe, ohne indeß irgend eine Frage zu thun; während er mit seinem Blicke aufmerksam den Andeutungen folgte, welche sein Hauswirt gab.

„Sehen Sie, da ist noch ein fataler Umstand," fuhr letzterer fort, indem er auf eine Gasse zeigte, welche sich entlang der Hinterseite des Gartens hinzog. „Sehen Sie diesen kleinen Weg zwischen den beiden Mauern? Das ist die Sackgasse Chevilottes, die in einem auf das Gebiet der Unterpräfektur mündenden Thorweg endet. Alle meine benachbarten Hauseigentümer besitzen nun in ihrem Grundstück eine kleine Ausgangsthür auf diese Gasse und durch dieselbe findet unaufhörlich ein geheimnisvolles Aus- und Eingehen statt ... Ich, der ich Kinder besitze, habe meine Thür fest vernageln lassen."

Unter geheimnisvollem Augenzwinkern schaute er den Abbé an, vielleicht in der Hoffnung, daß dieser ihn fragen werde, was es denn mit diesem mysteriösen Aus- und Eingehen für eine Bewandtnis habe. Allein der Abbé rührte

sich nicht; ohne irgendwie eine größere Neugierde zu verraten, warf er einen prüfenden Blick nach der genannten Gasse und wandte sich dann wieder ruhig auf den Garten Mourets. Unten saß am Rande der Terrasse an ihrem gewöhnlichen Plätzchen Martha und säumte Servietten. Sie hatte zuerst, als sie die Stimmen hörte, plötzlich den Kopf erhoben; dann aber, erstaunt, ihren Mann in Gesellschaft des Priesters hinter einem Fenster des zweiten Stockes zu sehen, war sie wieder an ihre Arbeit gegangen. Sie schien gar nicht mehr zu wissen, daß die beiden in ihrer Nähe waren. Dennoch sprach Mouret möglichst laut, augenscheinlich infolge einer unbewußten Ruhmredigkeit und um zu zeigen, daß er endlich in diese so hartnäckig verschlossenen Räume eingedrungen sei. Der Priester lenkte zuweilen seine ruhigen Blicke auf sie, diese Frau, von der er nur den gekrümmten Nacken und die schwarze Masse der Zöpfe sehen konnte.

Es trat jetzt ein längeres Schweigen ein, ohne daß der Abbé Faujas indeß geneigt schien, das Fenster zu verlassen. Er schien die Leute des Nachbargartens zu studieren, der nach englischem Muster angelegt war mit kleinen Gängen und winzigen von Beeten unterbrochenen Grasplätzen. Ganz im Hintergrunde befand sich eine Baumrotunde, unter der ein Tisch und mehrere ländliche Stühle standen.

„Herr Rastoil ist sehr reich,“ versetzte Mouret, der den Blicken des Abbés gefolgt war. „Sein Garten kostet ihm aber auch schweres Geld, und die Cascade da unten, welche Sie von hier aus nicht sehen können, ist ihm auf mehr als dreihundert Frank zu stehen gekommen. Dabei sieht man

kein einziges Gemüseplätzchen, nichts als Blumen. Ja, die Damen hatten sogar den Vorschlag gemacht, die Obstbäume zu fällen, was doch wirklich eine wahre Todsünde gewesen wäre; denn die Bäume sind zu prächtig. Nun, er thut ganz recht daran, seinen Garten nach seinem Belieben einzurichten. Warum denn nicht, wenn einer die Mittel dazu besitzt?"

Da der Abbé noch immer schwieg, fuhr er fort:

„Sie kennen doch Herrn Rastoil, nicht wahr? Alle Morgen zwischen acht und neun Uhr geht er unter seinen Bäumen da spazieren; ein dicker Mann, etwas untersetzt, ohne Bart und mit einem kahlen kugelrunden Kopfe. In den ersten Tagen des August hat er, glaube ich, sein sechzigstes Lebensjahr erreicht und ist schon beinahe zwanzig Jahre lang Präsident unsers Zivilgerichts. Er wird zwar als gutmütiger Charakter geschildert; ich aber verkehre nicht mit ihm. Guten Tag und guten Abend ist alles, was wir mit einander sprechen."

Hier hielt er inne, da er plötzlich mehrere Personen die Freitreppe des Nachbarhauses herabkommen und sich nach der Rotunde wenden sah.

„Ach! richtig," sagte er mit gedämpfter Stimme, „heute ist ja Dienstag ... Da wird bei Rastoils diniert."

Der Abbé hatte bei diesen Worten eine leichte Erregung nicht verbergen können, und er hatte sich vorgebeugt, als wolle er deutlicher sehen. Besonders schienen ihn zwei Geistliche zu interessieren, welche neben den beiden erwachsenen Töchtern hergingen.

„Sie wissen wohl, wer diese Herren sind?" frug Mouret.

Faujas machte eine unentschiedene Handbewegung, und so fuhr Mouret fort:

„Sie gingen in demselben Augenblicke quer über die Rue Ballande, als wir einander trafen ... Der große welcher eben zwischen den beiden Fräuleins Rastoil dahin schreitet, ist der Abbé Surin, der Sekretär unsers Bischofs. Er soll ein liebenswürdiger junger Mann sein, und im Sommer sehe ich ihn sehr oft mit den Damen Ball spielen ... Der ältere, welchen Sie ein wenig dahinter bemerken, ist einer unsrer Großvikare, Herr Abbé Fénil. Er leitet das Seminar und ist ein schrecklicher Mensch, langweilig und dazu boshaft. Ich bedaure, daß er sich nicht einmal umdreht; sonst hätten Sie Gelegenheit, ihm ins Auge zu sehen ... Es überrascht mich, daß Sie diese Herren nicht kennen."

„Ich gehe wenig aus," versetzte der Abbé, „zudem verkehre ich mit niemandem in der Stadt."

„Das ist nicht recht von Ihnen! Sie müssen sich doch dann oft sehr langweilen ... Aber doch muß ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, Herr Abbé. Sie sind nicht neugierig. Also! Sie sind nun schon einen ganzen Monat hier und wissen noch nicht einmal, daß Herr Rastoil jeden Dienstag ein Diner giebt. Aber das fällt doch von diesem Fenster aus so in die Augen!"

Hierbei brach Mouret in ein Gelächter aus, als ob er sich über den Abbé lustig machen wollte. Darauf fuhr er in vertraulicherem Tone fort:

„Sehen Sie diesen langen alten Herrn, welcher Frau Rastoil begleitet? jawohl, den mageren Herrn mit dem breitkrämpigen Hute. Das ist Herr von Bourdeu, der

ehemalige Präfekt der Drome, ein Präfekt, den die Revolution von 1848 auch um sein Amt gebracht hat. Ich glaube gar, den kennen Sie nicht . . . Oder vielleicht den Herrn Maffé, den Friedensrichter, jenen Herrn mit dem schneeweißen Haar, welcher neben Herrn Rastoil geht? Alle Wetter! das ist unverzeihlich; er ist doch Ehrenkanonikus am Saint-Saturn . . . Unter uns gesagt, man beschuldigt ihn, durch seine Härte und seinen Geiz seine Frau ins Grab gebracht zu haben."

Hier stockte er, schaute dem Abbé scharf ins Gesicht und entgegnete ihm in etwas spöttischem Tone:

„Entschuldigen Sie, Herr Abbé, ich gehöre nicht zu den Frommen im Lande."

Der Abbé machte abermals eine flüchtige Handbewegung, mit der er auf alles zu antworten schien und welche ihn zugleich entband, sich deutlicher auszusprechen.

„Nein, ich gehöre wirklich nicht zu den Frommen," wiederholte Mouret scherzhaft. „Man muß jedem seinen Willen lassen, nicht wahr? . . . Bei Rastoils wird allerdings fleißig gebetet, und ich glaube, Sie müssen die Mutter und die Töchter auch schon in Saint-Saturnin gesehen haben. Sie sind ja Ihre Beichtkinder . . . Die armen Fräuleins! Die ältere, Angeline, zählt wohl schon 26 Jahre; die andere, Aurelie, wird etwa 24 alt sein. Dabei sind sie nichts weniger als schön; ihre Gesichter sehen ganz gelb aus und ihre Züge sind krankhaft. Das schlimmste ist, das die ältere zuerst verheiratet werden muß Schließlich aber wird doch noch irgend einer anbeißen, schon wegen der Mitgift . . . Was die Mutter anbetrifft, jene kleine dicke Frau, mit der lammfrommen Miene, so

hat der arme Rastoil von ihr schon manche schlimme Stunde auszustehen gehabt.“

Dabei zwinkerte er wieder mit dem linken Auge, eine Bewegung, welche ihm eigen zu sein schien, sobald er irgend einen gewagten Scherz aussprach. Der Abbé hatte die Augen niedergeschlagen, als erwarte er, noch mehr zu hören; als aber der andere gleichfalls schwieg, öffnete er sie wieder und sah, wie die Gesellschaft an dem runden Tisch unter den Bäumen Platz nahm.

Jetzt fuhr Mouret in seinen Erklärungen fort:

„Hier bleiben sie nun bis zum Diner, um frische Luft zu schöpfen. Es ist jeden Dienstag so ... Dieser Abbé Surin scheint guten Erfolg zu haben. Sehen Sie nur, wie er aus Herzenslust mit Fräulein Aurelie lacht .. Aha! der Großvikar hat uns bemerkt. Nicht wahr? was der für Augen macht! Auf mich ist er überhaupt nicht gut zu sprechen, weil ich seinerzeit einen Rechtsstreit mit einem seiner Verwandten geführt habe ... Aber wo bleibt nur der Abbé Bourrette? Wir haben ihn noch nicht gesehen, nicht wahr? Das wundert mich sehr; denn er fehlt doch sonst niemals Dienstags bei Herrn Rastoil. Er muß unpäßlich sein ... Den kennen Sie doch. Es ist ein ehrwürdiger Mann und dabei ein seelensguter Charakter.“

Aber der Abbé hörte jetzt nicht mehr auf ihn; i ne Blicke kreuzten sich vielmehr mit denen des Abbé Fénil und ohne ein Auge zu verwenden, hielt er mit völliger Kaltblütigkeit dem forschenden Auge des Vikars Stand. Er war sogar noch dichter an die Fensterbrüstung getreten und es schien, als ob seine Augen sich vergrößerten.

„Da ist auch die Jugend,“ fuhr Mouret fort, als er drei junge Leute ankommen sah. „Der ältere ist der Sohn des Herrn Rastoil; er ist vor kurzem Advokat geworden. Die beiden andern, die Söhne des Friedensrichters, besuchen noch das Lyceum . . . Ich möchte nur wissen, weßhalb meine beiden Schlingel noch nicht zu Hause sind.“

In demselben Augenblicke erschienen Octave und Serge auf der Terrasse. Sie lehnten sich an die Brüstung und neckten Desirée, welche soeben neben ihrer Mutter Platz genommen hatte. Als sie ihren Vater im zweiten Stockwerk bemerkt hatten, dämpften sie ihre Stimmen, und ein halb unterdrücktes Lachen entwand sich ihren Lippen.

„Da sehen Sie meine ganze Familie,“ murmelte Mouret in freundlichem Tone. „Wir leben ganz für uns und empfangen keine Besuche. Unser Garten ist wie ein verschlossenes Paradies, wo ich selbst dem Teufel nicht raten möchte, uns zu belästigen.“

Bei diesen Worten lachte er, weil er im Grunde sich fortgesetzt auf Kosten des Abbé ergötzte. Dieser hatte langsam seine Blicke auf die Gruppe zurückgelenkt, welche die Familie seines Wirtes bildete. Einige Augenblicke verweilte er auf diesem Bilde, indem er zugleich den alten Garten mit den von Gebüsch umrahmten Gemüseabteilungen überschaute; darauf wandte er sich noch einmal nach den stolzen Alleen des Herrn Rastoil, um von hieraus, als wolle er einen Plan der Oertlichkeiten entwerfen, seine Blicke nach dem Garten der Unterpräfektur schweifen zu lassen. Hier befand sich nur ein großer Grasplatz in der Mitte, dichtes Strauchwerk breitete sich aus und hohe reichbelaubte Kastanienbäume verliehen diesem zwischen die

Nachbarhäuser eingepferchten Stück Land ein parkähnliches Gepräge.

Der Abbé spähte unterdessen mit sichtlichem Interesse nach den Kastanienbäumen und brummte schließlich:

„Diese Gärten sind wirklich sehr freundlich ... In dem dort zur Linken sehe ich auch Leute.“

Mouret sah nach der bezeichneten Richtung und entgegnete ruhig:

„Wie alle Nachmittage; es sind dies die intimen Freunde des Herrn Péqueur von Saulaies, unsers Unterpräfekten ... Im Sommer pflegen sie sich in gleicher Weise an dem links gelegenen Bassin zu versammeln, welches Sie von hier aus nicht sehen können ... Ah! Herr von Condamine ist ja auch wieder zurück. Dieser stattliche Greis ist der Beschützer unserer Gewässer und Wälder, und man trifft ihn fast immer hoch zu Roß mit feinen Handschuhen und enganliegenden Reithosen. Und dabei kann er lügen wie gedruckt! Er stammt nicht aus der hiesigen Gegend und hat ganz kürzlich erst eine junge Frau geheiratet ... Kurz, das alles geht mich glücklicherweise nichts an.“

Abermals senkte er seine Blicke, als er Desirée, welche mit Serge spielte, aus voller Kehle lachen hörte. Aber der Abbé, dessen Gesicht sich leicht verfärbte, frug jetzt:

„Ist das vielleicht der Unterpräfekt, jener dicke Herr da in der weißen Kravatte?“

Diese Frage schien Mouret viel Spaß zu machen und lachend erwiderte er:

„O nein, man sieht also sofort, daß Sie Herr Péqueur v. Saulaies nicht kennen. Er ist noch nicht vierzig

Jahre alt, groß, von anmutigen Gesichtszügen und vornehmem Aeußern ... Jener dicke Herr ist der Doktor Porquier, der Arzt von Plassans. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß er ganz glücklich leben würde, wenn er sich nicht über seinen Sohn Wilhelm grämen müßte ... Jetzt können Sie auch die beiden Personen sehen, welche auf der Bank sitzen und uns den Rücken zukehren. Es ist der Richter, Herr Palogue und dessen Frau, das häßlichste Ehepaar in der ganzen Umgegend. Man weiß nicht recht, wer von beiden abscheulicher ist ob die Frau oder der Mann; glücklicherweise haben sie keine Kinder."

Hier begann Mouret noch lauter zu lachen.

„Nun," fuhr er fort, indem er zugleich nach dem Garten Rastoils und dem der Unterpräfektur deutete, „ich kann diese beiden Gesellschaften nicht ansehen, ohne daß mir das Herz im Leibe lacht ... Sie beschäftigen sich nicht mit Politik, Herr Abbe, sonst müßten Sie auch lachen ... Denken Sie sich nur, ich werde wohl oder übel für einen Republikaner gehalten. Ich besuche die Umgegend wegen meiner Geschäfte sehr oft, bin bei den Bauern beliebt, man hat mich sogar zum Mitgliede der Provinzialstände vorgeschlagen; kurz, mein Name ist bekannt ... Da habe ich denn nun zu meiner Rechten bei Rastoils Legitimisten vom reinsten Schlage, während links bei den Unterpräfekten die Kaiserlichen ihr Lager haben. Ist das nicht drollig? mein armer alter so friedlicher Garten, mein kleines Glücksplätzchen, eingeschlossen zwischen zwei so feindlichen Parteien. Ich habe immer Angst, daß sie eines schönen Tages einander über mein Grundstück hin=

weg mit Steinen werfen . . . Ihre Steine könnten ja möglicherweise gar in meinen Garten fallen."

Dieser Gedanke brachte Mouret ganz außer sich und mit der gewichtigen Miene einer alten Klatschbase trat er dicht an den Abbé heran.

„Plassans," versetzte er, „ist in politischer Hinsicht ein merkwürdiger Ort und der Staatsstreich ist hier gelungen, weil die Stadt konservativ ist. Noch mehr aber ist sie legitimistisch, orleanistisch, so daß sie schon in den ersten Tagen der Kaiserherrschaft ihre Bedingungen geltend machen wollte, und als man nicht auf sie gehört hat, ist sie aus Groll zur Opposition übergetreten. Jawohl, Herr Abbé, zur Opposition. Im vorigen Jahre haben wir zum Abgeordneten den Marquis von Lagrifoul ernannt, einen alten Edelmann von zwar nur mittelmäßiger Begabung, aber vortrefflicher Erziehung, zum großen Verdruß der Unterpräfektur. . . Sehen Sie, da ist ja auch Herr Péqueur von Saulaies; er ist mit dem Maire, Herrn Delangre, zusammen."

Rasch blickte der Abbé nach der angedeuteten Richtung. Der Unterpräfekt zeigte einen dunkeln Teint und sein Mund war unter den gewichsten Schnurrbartspitzen zu einem schwachen Lächeln verzogen; alles an ihm bewies eine tadellose Korrektheit und seine Haltung hatte zugleich etwas von einem stattlichen Offizier und einem liebenswürdigen Diplomaten. Der neben ihm stehende Maire, welcher eben unter fieberhaften Gesten seine Meinung zu äußern schien, war klein und von unschönen Gesichtszügen.

„Herr Péqueur von Saulaies," fuhr Mouret fort,

„wäre beinahe krank geworden. Er hielt die Wahl des Kandidaten für offiziell gesichert . . . Ich habe mich herzlich darüber ergötzt. Am Wahlabende war es im Garten der Unterpräfektur finster und traurig wie auf einem Kirchhofe; während bei Rastoils überall Lichter unter den Bäumen brannten und lautes triumphierendes Gelächter erscholl. Auf der Straße läßt man sich meistens nichts anmerken; in den Gärten jedoch geniert man sich nicht, sondern läßt seinen Gefühlen freien Lauf . . . Ich sage Ihnen, da bin ich oft Zeuge sonderbarer Dinge, ohne etwas zu sagen.“

Er hielt einige Augenblicke inne, als ob er nicht weiter erzählen wolle; allein seine Redseligkeit ließ ihn nicht ruhen und so begann er wieder:

„Jetzt frage ich mich immer, was die wohl eigentlich in der Unterpräfektur wollen; denn ihr Kandidat wird nie durchkommen. Einerseits kennen sie die hiesigen Verhältnisse nicht, sodann sind sie auch nicht stark genug. Man hat mir versichert, daß Herr Péqueur von Saulaies eine Präfektur erhalten sollte, wenn die Wahl günstig ausgefallen wäre. Ja, prosit Mahlzeit! Der kann noch lange Unterpräfekt bleiben . . . Was werden sie nur eigentlich noch ausfindig machen, um den Marquis zu schlagen? denn etwas werden sie schon noch erfinden, sie werden versuchen, auf die eine oder andere Art Plassans zu erobern.“

Dabei schaute er den Abbé an, dessen leuchtende Blicke und dessen gespannte Aufmerksamkeit ihn ganz und gar fesselten. Aber seine friedliche Bürgerklugheit erwachte wieder; er merkte, daß er soeben zu viel gesagt hatte, und so murmelte er jetzt in ärgerlichem Tone:

„Ueberhaupt weiß ich gar nichts Genaues; denn die Leute erzählen gar so viele lächerliche Dinge ... Ich verlange nur, daß man mich in meinem Hause zufrieden läßt.“

Gern hätte er jetzt das Fenster verlassen, allein er wagte nicht, allzu plötzlich wegzugehen, nachdem er in so vertraulicher Weise geplaudert hatte. Immer mehr griff die Vermutung in ihm Platz, daß, wenn einer von ihnen sich hätte über den andern lustig machen wollen, er sicherlich nicht eine glückliche Rolle gespielt haben würde. Der Abbé ließ noch immer seine Blicke mit der größten Ruhe rechts und links über den beiden Gärten weilen und machte nicht den geringsten Versuch, Mouret zum Weiterreden zu ermutigen. Dieser, welcher jetzt mit lebhafter Ungeduld wünschte, seine Frau oder eines seiner Kinder möchte auf den glücklichen Einfall kommen, ihn zu rufen, empfand eine große Erleichterung, als er Rosa auf der Freitreppe erscheinen sah.

„Nun! Herr,“ rief sie, „soll denn heute gar nicht gegessen werden? ... Die Suppe steht schon seit einer Viertelstunde auf dem Tische.“

„Gut! Rosa, ich komme gleich,“ antwortete er.

Hierauf entschuldigte er sich und verließ das Fenster. Die in dem Zimmer herrschende Kälte, welche er bis jetzt außer Acht gelassen hatte, machte ihn vollends verwirrt. Das Gemach erschien ihm mit dem schrecklichen schwarzen Kruzifix, welches alles gehört haben mußte, wie ein großer Beichtstuhl, und als der Abbé Faujas sich mit einem kurzen stummen Gruße von ihm verabschiedete, konnte er die-

sen plötzlichen Abbruch der Unterhaltung nicht länger ertragen; er kam noch einmal zurück und bemerkte, nach der Decke blickend:

„Also, in dieser Ecke ist es.“

„Was denn?“ frug der Abbé erstaunt.

„Nun, der Fleck, von dem Sie mir erzählt haben.“

Bei diesen Worten konnte der Geistliche nicht umhin zu lächeln, und nochmals bemühte er sich, Mouret den Fleck möglichst deutlich zu zeigen.

„Oh! ich sehe ihn jetzt sehr gut,“ erklärte dieser. „Es bleibt dabei; morgen werde ich die Dacharbeiter kommen lassen.“

Endlich ging er hinaus und er war noch auf der Treppe, als bereits die Thür sich wieder geräuschlos geschlossen hatte. Das auf der Treppe herrschende tiefe Schweigen war ihm äußerst unangenehm und beim Hinabgehen murmelte er die Worte:

„Dieser verteufelte Mensch! er fragt nach nichts nnd dennoch sagt man ihm alles!“

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Tage stattete Frau Rougon, die Mutter Marthas, Mourets einen Besuch ab. Es war dies immer ein seltenes Ereignis, denn zwischen dem Schwiegersohne und dem Schwiegervater war ein kleiner Zwiespalt eingetreten, besonders seit der Wahl des Marquis v. Lagrifoul, dem er, wie sie ihn beschuldigten, durch seinen Einfluß auf dem Lande zum Gelingen seiner Wahl behülflich gewesen sein sollte. Nur Martha verkehrte bei ihren Eltern. Ihre Mutter, „die schwarzköpfige Felicitas," wie man sie nannte, war in ihrem sechzigsten Jahre noch lebhaft wie ein junges Mädchen. Sie trug nur reich mit Schleifen besetzte Seidenkleider und zog besonders die grellen und braunen Farben vor.

An diesem Tage befanden sich nur Martha und Mouret im Speisezimmer.

„Sieh!" bemerkte letzterer erstaunt, „da kommt ja Deine Mutter . . . Was mag denn die bei uns wollen? Sie hat sich doch seit einem vollen Monate bei uns nicht sehen lassen . . . Da steckt sicherlich wieder etwas dahinter."

Rougons, bei denen er vor seiner Verheiratung Kommis gewesen war, als ihr kleiner Laden in dem alten Stadtviertel dem Bankerott nahe war, bildeten einen Gegenstand seines fortwährenden Mißtrauens. Dies vergalten sie ihm übrigens durch einen tiefen Groll, indem sie in ihm den Kaufmann erblickten, der schnell gute Geschäfte gemacht hatte. Wenn ihr Schwiegersohn sagte: „Ich verdanke mein Vermögen nur meiner Arbeit,“ so merkten sie recht wohl, daß er sie damit beschuldigte, ihr Vermögen durch unsaubere Geschäfte erworben zu haben. Trotz ihres schönen Hauses an dem Platze vor der Unterpräfektur blickte Felicité dennoch mit einem gewissen Neide nach dem kleinen ruhigen Besitztume Mourets mit der brennenden Eifersucht einer alten Händlerin, die ihren Wohlstand nicht ihrer Sparsamkeit verdanken kann.

Felicité küßte Martha auf die Stirn, gerade als ob diese noch immer sechzehn Jahre alt sei. Hierauf reichte sie Mouret die Hand; aber wenn sie mit ihm sprach, so geschah dies immer in einem gewissen spöttischen Tone.

„Nun!“ frug sie ihn lächelnd, „haben die Gendarmen den alten Revolutionär noch nicht geholt?“

„O nein, noch nicht“, antwortete er lachend. „Sie warten, bis Ihr Mann ihnen Befehl dazu giebt.“

„Ach! das ist gut gesagt von Ihnen,“ entgegnete Felicité mit flammenden Blicken.

Martha schaute ihrem Manne bittend ins Gesicht; denn er war wirklich etwas zu weit gegangen. Er aber, einmal aufgeregt, versetzte:

„Wahrlich, wir denken auch an gar nichts; wir em-

pfangen Sie hier im Speisezimmer. Bitte, kommen Sie doch mit in den Salon."

Es gehörte zu seinen gewöhnlichen Scherzen, bei einem Besuche Felicités recht vornehm zu thun. Martha mochte noch so oft erklären, es genüge hier vollkommen; umsonst, sie mußte mit ihrer Mutter ihm in den Salon folgen. Der Salon, welcher für gewöhnlich nicht betreten wurde und dessen Fenster meistens geschlossen waren, bildete ein einsames geräumiges Zimmer, in welchem ein mit weißen Decken überzogenes Möblement träge umherstand.

„Es ist doch unausstehlich," brummte Mouret, indem er den Staub von einer kleinen Konsole abwischte, „diese Rosa läßt alles stehen und liegen wie es ist."

Zu seiner Schwiegermutter gewendet, fuhr er in ironischem Tone fort:

„Entschuldigen Sie, daß wir Ihnen in unsrer ärmlichen Wohnung keinen bessern Empfang bereiten ... Es können eben nicht alle Leute reich sein."

Felicité, welche durch diese Worte sich schrecklich beleidigt fühlte, sah Mouret einige Augenblicke scharf ins Gesicht und war nahe daran, ihrem Zorn freien Lauf zu lassen; sie suchte sich jedoch mit aller Macht zu beherrschen, schlug die Augen nieder und entgegnete mit liebenswürdiger Stimme:

„Soeben habe ich Frau v. Condamine begrüßt und bin nur hereingekommen, um zu sehen, was die Familie macht ... Die Kinder befinden sich doch alle wohl, nicht wahr? und auch Sie, mein lieber Mouret?"

„Ja wohl, uns allen geht es vortrefflich,“ antwortete er, über diese gar große Liebenswürdigkeit erstaunt.

Allein die alte Dame ließ ihm keine Zeit, die Unterhaltung wieder auf einen feindseligen Ton zu bringen. Mit ungewöhnlicher Besorgtheit frug sie Martha nach allerlei Kleinigkeiten, spielte die liebe Großmama und schalt ihren Schwiegersohn, daß er ihr nicht öfters „die Kleinen und die Kleine“ hinüberschicke, da sie sich doch so ungemein glücklich fühle, wenn sie die Kinder sehe.

„Ach! wissen Sie,“ bemerkte sie schließlich, „wir haben jetzt Oktober und ich werde, wie sonst, den Donnerstag wieder als meinen Geburtstag annehmen ... Ich darf doch auf Dich rechnen, nicht wahr, meine liebe Martha? ... Und Sie, Mouret, wird man wohl auch einmal zu sehen bekommen, oder wollen Sie noch immer auf uns schmollen?“

Mouret, welchen dieses zärtliche Schwatzen seiner Schwiegermutter vollends verwirrte, wußte nicht gleich, was er antworten sollte, und entgegnete einfach:

„Sie wissen doch, daß ich nicht zu Ihnen kommen kann ... Sie empfangen in Ihrem Hause eine Menge Personen, welche entzückt sein würden, wenn Sie mir einen schlimmen Streich spielen könnten. Außerdem mag ich mich nicht in Politik mengen.“

„Aber Sie täuschen sich,“ entgegnete Felicité, „verstehen Sie, Mouret, Sie täuschen sich! Würde man dann nicht sagen, mein Salon ist ein Klublokal? Das ist nie meine Absicht gewesen, und die ganze Stadt weiß, daß ich in meinem Hause stets auf die größte Liebenswürdigkeit sehe. Wenn man bei mir über Politik spricht, so geschieht dies, die Versicherung gebe ich Ihnen, nur in einzelnen Fällen

und dann insgeheim. Die Politik hat mir früher schon Aerger genug bereitet . . . Warum behaupten Sie also so etwas?“

„Bei Ihnen verkehrt die ganze Gesellschaft aus der Unterpräfektur,“ murmelte Mouret mit ärgerlicher Miene.

„Die Gesellschaft aus der Unterpräfektur?“ wiederholte sie; „allerdings empfange ich diese Herren. Dennoch glaube ich nicht, daß während dieses Winters Herr Péqueur von Saulaies oft bei mir zu treffen ist; denn mein Mann hat ihm bei Gelegenheit der letzten Wahlen tüchtig seine Meinung gesagt. Er hat sich dabei wie ein Dummkopf abtrumpfen lassen . . . Was seine Freunde anbetrifft, so gehören die alle der besten Gesellschaft an. Herr Delangre und Herr von Condamine sind außerordentlich liebenswürdig, der wackre Palogue ist die Güte selbst und gegen den Doktor Porquier, denke ich, haben Sie auch nichts einzuwenden.“

Mouret zuckte die Achseln.

„Uebrigens,“ fuhr sie fort, indem sie ihren Worten einen gewissen ironischen Ausdruck verlieh, „verkehrt bei bei mir auch die Gesellschaft des Herrn Rastoil, der ehrwürdige Herr Maffre und unser gelehrter Freund, Herr von Bourdeu, der frühere Präfekt . . . Sie sehen also, daß wir keineswegs vorurteilsvoll sind, denn bei uns sind alle Meinungen vertreten. Aber Sie sehen wohl auch ein, daß ich nicht vier Personen zusammenbrächte, wollte ich meine Gäste nur von der Partei nehmen! Wir wissen geistreiches Wesen zu schätzen überall wo wir es finden, und können behaupten, daß unsre Gesellschaftsabende alle distinguierten Personen von Plassans vereinigen . . . Mein

Salon ist ein neutrales Terrain; berücksichtigen Sie das wohl, Herr Mouret; jawohl, ein neutrales Terrain, das ist das richtige Wort."

Sie war allmählich in Hitze geraten wie jedesmal, wenn man das Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte, denn Frau Felicité suchte stets als feine Weltdame zu gelten Zwar wurde von ihren intimsten Bekannten behauptet, sie verfolge eine versöhnliche Taktik nach dem Rate ihres Sohnes Eugen, des Ministers, welcher sie damit beauftragt hatte, in Plassans die liebenswürdige Seite der Kaiserpartei zu vertreten.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen," brummte Mouret, „Ihr Maffre ist ein Pfaffe, Ihr Bourdeu ein Dummkopf und die andern sind mehr oder minder Schurken. Das ist meine Ansicht . . . Ich sage meinen besten Dank für Ihre freundliche Einladung, aber es würde mich zu sehr stören. Ich bin gewohnt, mich zeitig zu Bett zu legen; deshalb bleibe ich lieber zu Hause."

Felicité stand auf, kehrte Mouret den Rücken und sagte zu ihrer Tochter:

„Aber auf Dich kann ich doch rechnen, nicht wahr, meine Teure?"

„Gewiß," antwortete Martha, um die barsche Weigerung ihres Mannes einigermaßen zu mildern.

Schon wollte die alte Dame gehen, als sie sich auf etwas zu besinnen schien. Sie wollte die kleine Desirée umarmen, die sie im Garten bemerkt hatte, und begab sich deshalb nach der Terrasse, welche infolge eines am Morgen gefallenen Regens noch ganz feucht war. Hier schien sie sich in Liebkosungen gegen die Kleine gar nicht erschöpfen zu können, so daß diese etwas verlegen ward und

als sie hierauf zufällig emporschaute und im zweiten Stock die Vorhänge bemerkte, rief sie aus:

„Ach! Sie haben wohl vermietet? . . . Richtig, ich entsinne mich, ich glaube, an einen Geistlichen. Man hat mir davon erzählt . . . Was ist es denn für ein Mann, dieser Geistliche?“

Mouret sah ihr scharf ins Gesicht; denn jetzt stieg plötzlich ein Verdacht in ihm auf, und er glaubte, sie sei lediglich wegen des Abbé Faujas gekommen.

„Wahrlich,“ entgegnete er, ohne sie aus den Augen zu lassen, „darüber weiß ich nichts . . . Aber können Sie mir denn nicht einige Aufklärungen geben?“

„Ich?“ rief sie erstaunt aus; „ich habe ihn ja noch nie gesehen. . . Doch halt, ich weiß, daß er Vikar an Saint=Saturnin ist, wie mir Peter Bourrette mitteilte, und sehen Sie, das bringt mich gerade auf den Gedanken, ihn für meine Donnerstage einzuladen. Der Direktor des Seminars und der Sekretär Simon verkehren schon bei mir.“

Zu Martha gewendet, fuhr sie fort:

„Du weißt also nicht, wann Du Deinen Mieter treffen wirst; Du solltest ihm deshalb ein wenig auf den Fersen sein, um mir sagen zu können, ob ihm eine Einladung angenehm ist.“

„Wir bekommen ihn fast gar nicht zu Gesicht,“ warf Mouret hastig ein. „Er kommt und geht, ohne auch nur ein Wort zu sprechen . . . Doch, das geht mich nichts an.“

Mit mißtrauischen prüfenden Blicken hatte er dabei seine Schwiegermutter angesehen, und seiner Meinung nach

wußte sie sicherlich viel mehr über den Abbé, als sie zu erzählen geneigt war.

„Das ist mir ganz gleich," versetzte sie mit der größten Unbefangenheit. „Wenn es ein anständiger Mann ist, werde ich immerhin ein Mittel finden, ihn einzuladen ... Auf Wiedersehen, Kinder."

Sie stieg wieder die Freitreppe empor, als auf der Schwelle des Vorzimmers ein langer alter Mann erschien. Er trug einen Ueberrock und eine Hose von blauem Tuch, beides sehr sauber, außerdem eine über die Augen zurückgeschlagene Pelzmütze, während er in der Hand eine Peitsche hielt.

„Holla! da ist ja Onkel Macquart!" rief Mouret und schaute neugierig nach seiner Schwiegermutter.

Felicité dagegen schien nicht besonders erfreut zu sein. Macquart, ein außerehelicher Bruder Rougons, war durch dessen Vermittlung nach Frankreich gekommen, nachdem er sich in dem Aufstande vom Jahre 1851 stark kompromittiert hatte. Seit seiner Rückkehr aus Piemont führte er ein behagliches sorgenloses Leben als Geldmann Er hatte, — mit welchen Mitteln, war unbekannt — in dem drei Stunden von Plassans gelegenen Dorfe Tulettes ein kleines Besitztum erworben. Allmählich hatte er sich weiter ausstaffiert und sich schließlich sogar Pferd und Wagen gekauft, so daß, wenn man ihn jetzt auf der Landstraße traf, er behaglich seine Pfeife rauchte und auf dem Wagen sich von der Sonne bescheinen ließ. Die Feinde Rougons munkelten freilich, die beiden Brüder hätten früher zusammen irgend einen schlechten Streich gespielt

und Pierre Rougon werde jetzt von Antoine Macquart unterstützt.

„Guten Tag, Oheim," wiederholte Mouret lebhaft, „Sie wollen uns doch wohl mit einem kleinen Besuche beehren?"

„Allerdings," entgegnete Macquart gutmütig. „Du weißt doch, jedesmal wenn ich durch Plassans komme ... Ah! da ist ja auch Felicité! Darauf hatte ich mich allerdings nicht gefaßt gemacht, Sie hier zu finden. Ich wollte nur Rougon besuchen; denn ich hatte ihm etwas zu sagen ..."

„Er war zu Hause, nicht wahr?" unterbrach sie ihn im Tone ängstlicher Lebhaftigkeit. „Es ist gut, Macquart."

„Jawohl, er war zu Hause," fuhr der Oheim ruhig fort; „ich habe ihn getroffen, und wir haben auch zusammen gesprochen. Er ist wirklich ein guter Mensch, dieser Rougon."

Dabei verzog sich sein Gesicht zu einem flüchtigen Lächeln, und während Felicité vor Aufregung unruhig auf- und abging, bemerkte er mit seiner langsam gedehnten Stimme, welche beständig etwas Spöttisches an sich hatte:

„Mouret, ich habe Dir zwei Kaninchen mitgebracht; sie befinden sich dort in einem Korbe ... Ich habe sie Rosa übergeben ... Ich hatte deren auch zwei für Rougon; Sie werden dieselben zu Hause vorfinden, Felicité. Ich sage euch, das sind ein paar feiste Burschen! Ich habe sie eigens für mich gemästet ... Ich versichere euch, es bereitet mir wirklich Vergnügen, Geschenke zu machen."

Felicité erbleichte und kniff die Lippen zusammen, während Mouret unausgesetzt sie mit verstohlenem Lächeln ansah. Am liebsten hätte sie sich entfernt; jedoch sie fürchtete, Macquart werde hinter ihrem Rücken schwatzen.

„Ich danke Ihnen, Oheim," versetzte Mouret. „Ihre Pflaumen von neulich waren ebenfalls ausgezeichnet ... Wollen Sie nicht ein Gläschen mit uns trinken?"

„Das schlage ich nicht ab."

Als Rosa ihm hierauf ein Glas Wein gebracht hatte, setzte er sich auf die Brustwehr der Terrasse und leerte das Glas in langsamen Zügen, wobei er befriedigt mit der Zunge schnalzte und den Wein prüfend gegen das Licht hielt.

„Diesen Wein haben Sie gewiß aus dem Viertel Saint-Eutrope," brummte er. „Mich könnte man damit nicht täuschen; denn ich kenne das Land zu genau."

Dabei schüttelte er höhnisch den Kopf.

Plötzlich frug ihn Mouret mit eigentümlichem Nachdruck:

„Nun, wie geht's denn in Tulettes?"

Bei diesen Worten schaute der Alte auf und ließ seine Blicke rings umher schweifen; hierauf schnalzte er nochmals mit der Zunge, setzte das Glas neben sich auf den Steinsims und entgegnete in gleichgültigem Tone:

„Ganz gut ... Gestern habe ich von ihr Nachricht erhalten; es ist noch alles beim alten."

Felicité hatte sich umgedreht, und es trat ein beklommenes Schweigen ein. Mouret hatte nämlich soeben eine der empfindlichsten Familienwunden berührt, indem er sich eine Anspielung auf die Mutter Rougons und

Macquarts erlaubte, welche sich bereits seit mehreren Jahren als Wahnsinnige in dem Irrenhause zu Tulettes befand. Das kleine Grundstück Macquarts lag ganz in der Nähe, und es hatte den Anschein, als habe Rougon den alten Sonderling dahin postiert, um über die Großmutter zu wachen.

„Es wird schon spät," erklärte letzterer und stand auf; „ich muß noch vor Anbruch der Nacht zu Hause sein ... Höre, Mouret, in den nächsten Tagen rechne ich auf Deinen Besuch. Du hattest es mir doch schon versprochen."

„Ich werde kommen, Oheim."

„So meine ich das nicht, sondern alle sollen kommen; verstehst Du? alle ... Ich langweile mich zu sehr in meinem entlegenen Neste."

Zu Felicité sich wendend, fuhr er fort:

„Teilen Sie es doch Rougon mit, daß ich ebenfalls auf ihn und auf Sie rechne. Lassen Sie sich ja nicht dadurch abhalten, daß die alte Mutter daneben ist; dann gäbe es ja überhaupt kein Mittel mehr, sich zu zerstreuen. ... Ich sage Ihnen, es geht ihr ganz gut und sie wird wohl gepflegt. Verlassen Sie sich auf mein Wort ... Sie sollen einen Landwein zu kosten bekommen, den ich auf einem Weinberge an der Soille entdeckt habe, ein Weinchen, sage ich Ihnen, der Feuer hat!"

Während er dies sagte, lenkte er bereits seine Schritte nach der Thür und Felicité folgte ihm so dicht, daß es aussah, als schiebe sie ihn vor sich her. Die ganze Familie begleitete ihn bis auf die Straße, und als er hier eben im Begriff war, sein Pferd loszubinden, dessen Zügel

er an einer Jalousie befestigt hatte, schritt der Abbé Faujas flüchtig grüßend mitten durch die Gruppe. Man hätte seine Bewegungen eher für die eines geräuschlos dahingleitenden Schatten halten können, und obwohl Felicité, sich blitzschnell umdrehend, ihm mit den Blicken bis nach der Treppe folgte, gelang es ihr doch nicht, sein Gesicht ganz genau zu erkennen. Macquart war starr vor Erstaunen und brummte kopfschüttelnd:

„Wie, mein Bursche, Du beherbergst jetzt wohl gar Pfaffen? Was dieser Mensch bloß für ein sauberes Auge hat! Nimm Dich in Acht: Priesterkutten bringen Unglück!“

Mit diesen Worten bestieg er seinen Wagen, pfiff ein Liedchen und fuhr in mäßigem Trab die Rue Balande hinunter, bis man endlich seinen runden Rücken und die Pelzmütze an der Ecke der Rue Taravelle verschwinden sah. Als Mouret sich umdrehte, hörte er, wie seine Schwiegermutter zu Martha sagte:

„Mir würde es lieber sein, wenn Du es thätest, damit die Einladung weniger auffällig erscheint. Sobald Du ein Mittel findest, mit ihm darüber zu sprechen, würdest Du mir einen großen Gefallen thun.“

Hier schwieg sie, da sie sich gestört sah, und nachdem sie Desirée noch einmal zärtlich umarmt hatte, entfernte sie sich endlich, nicht aber ohne sich nochmals zu vergewissern, daß Macquart nicht hinter ihrem Rücken wiederkomme, um über sie zu schwatzen.

„Du weißt, daß ich Dir ausdrücklich verboten habe, Dich in die Angelegenheiten Deiner Mutter zu mengen,“ sagte Mouret zu seiner Frau, als er zurückkam; „sie weiß

stets einen Haufen Klatschgeschichten, von denen andere Leute keine Ahnung haben. Was zum Teufel mag sie nur mit dem Abbé vorhaben? Sie würde ihn doch gewiß nicht einladen, wenn sie nicht irgend eine geheime Absicht dabei hegte, und ich glaube ganz sicher, daß dieser Pfaffe auch nicht umsonst von Besançon nach Plassans gekommen ist. Die Sache schaut mir verdächtig aus."

Martha hatte wieder mit dem Ausbessern der Familienwäsche begonnen, welches sie oft tagelang in Anspruch nahm, während Mouret fortfuhr:

„Die beiden geben mir wirklich Spaß, der alte Macquart und Deine Mutter. Ach! und wie wütend sie auf einander sind. Du hast doch gesehen, wie sie sich ärgerte, als sie seine Gegenwart bemerkte. Es scheint als fürchte sie, er werde Dinge erzählen, die man nicht wissen soll... Aber mich sollen sie nicht bethören; denn ich habe mir fest vorgenommen, mich nicht in den Wirrwarr zu mengen... Siehst Du, mein Vetter hatte doch recht, wenn er immer sagte, die Familie meiner Mutter, diese Rougons und Macquarts, seien nicht einen Schuß Pulver wert. In mir fließt nun ebensowohl ihr Blut wie in Dir, das darfst Du mir nicht übelnehmen, denn ich sage hiermit nur die volle Wahrheit. Sie haben es zwar gegenwärtig zu Wohlstand gebracht, aber das hat ihre schmutzigen Gesinnungen nicht im mindesten geändert."

Endlich entfernte er sich und ging nach der Promenade Sauveire, wo er mehrere Freunde traf, mit denen er über das Wetter, die Ernteverhältnisse und die Ereignisse des vorhergehenden Tages sprach. Am folgenden Tage übernahm er ein größeres Verkaufsgeschäft in Mandeln,

welches ihn länger als eine Woche dermaßen in Anspruch nahm, daß er den Abbé Faujas fast ganz vergaß. Uebrigens kam ihm der Abbé täglich langweiliger vor; denn er sprach viel zu wenig, er war in seinen Augen ein viel zu großer Geheimniskrämer. Zu zwei verschiedenen Malen ging er ihm sogar aus dem Wege, da er glaubte, der Pfaffe suche ihn nur zu dem Zwecke auf, um von ihm vollends die Geschichte über die Gesellschaft der Unterpräfektur und die Zusammenkünfte bei Rastoils zu erfahren. Als nun gar noch Rosa ihm erzählte, Frau Faujas habe sie ausforschen wollen, faßte er den festen Entschluß, kein Wort mehr über seine Lippen kommen zu lassen, und wenn er jetzt die sorgfältig verschlossenen Vorhänge im zweiten Stock betrachtete, brummte er:

„Jawohl, verstecke Dich nur, alter Freund . . . Ich weiß doch, daß Du hinter Deinen Vorhängen lauschst; das nützt Dir aber nichts. Rechne nur ja nicht darauf, von mir etwas über die Nachbarschaft zu erfahren!"

Dieser Gedanke, daß Abbé Faujas stets auf der Lauer liege, bereitete ihm unendliches Vergnügen, und er gab sich alle mögliche Mühe, nicht in irgend eine Falle zu geraten. Als er aber eines Abends sich auf dem Nachhauseweg befand, sah er etwa fünfzig Schritt vor sich den Abbé Bourrette und den Abbé Faujas zusammen an der Hausthür des Herrn Rastoil stehen. Schleunigst verbarg er sich in einer Hausnische, wo er über eine Viertelstunde lang verharrte. Die beiden Priester schienen in ein lebhaftes Gespräch vertieft zu sein, und Mouret glaubte zu verstehen, daß der Abbé Bourrette den Abbé Faujas inständig bat, ihn zum Präsidenten zu begleiten. Dieser

aber entschuldigte sich und wies schließlich den Vorschlag sogar entschieden ab. Es war gerade Mittwoch, also der Tag, wo bei Rastoils Gesellschaft zu sein pflegte. Endlich ging Bourrette zu Rastoils hinein; Faujas hingegen schlich nach Hause. Sonderbare Gedanken stiegen in Mouret auf. Warum ging denn der Abbé nicht zu Herrn Rastoil? Ganz Saint-Saturnin speiste doch dort, der Abbé Fenil, der Abbé Ourin und alle die übrigen; kein Schwarzrock existierte in Plassans, der nicht hier im Garten vor der Kaskade Erfrischung genossen hatte Diese Weigerung des neuen Vikars war also wirklich etwas Ungewöhnliches.

Zu Hause angelangt, begab sich Mouret eiligst in seinen Garten, um die Fenster des zweiten Stockwerkes zu beobachten, und nach einiger Zeit sah er denn auch, wie der Vorhang am zweiten Fenster rechts sich bewegte. Der Abbé war also sicherlich damit beschäftigt, die Vorgänge bei Rastoils zu belauschen, und Mouret glaubte sogar zu bemerken, daß er in gleicher Weise seine Blicke nach der Unterpräfektur richtete.

Als er am nächsten Tage ausgehen wollte, teilte ihm Rosa mit, seit wenigstens einer Stunde bereits befinde sich der Abbé Bourrette bei den Leuten im zweiten Stock. Da kehrte er wieder um stöberte im Speisezimmer umher, und als Martha ihn frug, was er so eifrig suche, sprach er in aufgeregtem Tone von einem Papiere, welches er unbedingt haben müsse. Er begab sich sogar ins erste Stockwerk hinauf, um nachzusehen, ob er es nicht da gelassen habe, und nachdem er hier ziemlich lange hinter der Thür seines Zimmers gelauscht hatte, glaubte er im

zweiten Geschoß ein Hin- und Herrücken zu vernehmen. Langsam stieg er nun wieder die Treppe hinab und blieb außerdem noch einige Augenblicke im Vorzimmer stehen, um dem Abbé Bourrette möglichst viel Zeit zu geben, ihn einzuholen.

„Ach! Sie hier, Herr Abbé? Welch' ein glückliches Zusammentreffen! ... Sie kehren wohl nach Saint-Saturnin zurück? Das paßt ja ausgezeichnet; denn ich gehe denselben Weg, und wenn es Ihnen angenehm ist, werde ich Sie begleiten."

Der Abbé Bourrette war außerordentlich erfreut über diesen Vorschlag, und so gingen denn beide langsam die Rue Balande hinauf in der Richtung nach dem Präfekturplatze. Der Abbé war eine kräftige Gestalt mit gutmütigen Gesichtszügen und großen blauen Augen. Sein breiter straffgespannter Seidengürtel erglänzte auf seinem behäbigen Schmerbauche, und mit etwas zurückgebeugtem Kopfe schritt er schwerfällig auf den bereits ein wenig steif gewordenen Beinen dahin.

„Nun!" begann Mouret ohne allen Zusammenhang, „Sie haben also soeben diesen vortrefflichen Herrn Faujas besucht ... Ich bin Ihnen in dieser Beziehung übrigens noch einen herzlichsten Dank schuldig; denn in ihm haben Sie mir einen Mieter zugewiesen, wie es wohl wenige giebt.

„Ja, ja," murmelte der Geistliche, „es ist ein würdiger Mann."

„O! ich sage Ihnen, von ihm hört man nicht das mindeste Geräusch; wir merken gar nicht, daß ein Fremder in unserm Hause ist. Und dabei ist er so höflich, so

wohlerzogen . . . Sie wissen wohl noch gar nicht, daß man mir die Versicherung gegeben hat, er sei ein ausgezeichneter Kopf und in ihm habe man der Diözese ein ganz besonderes Geschenk machen wollen."

Als sie sich mitten auf dem Präfekturplatze befanden blieb Mouret plötzlich stehen und sah dem Abbé starr ins Gesicht.

„Ach! wirklich?" entgegnete dieser erstaunt.

„Man hat es mir versichert . . . Unser Bischof soll ihn für später ganz besonders ins Auge gefaßt haben und deshalb soll sich der neue Vikar möglichst verborgen halten, um keine Eifersucht zu erregen."

Währenddem hatten beide ihren Weg fortgesetzt und bogen jetzt um die Ecke der Rue de la Bame. Bourrette entgegnete in aller Ruhe:

„Sie überraschen mich damit wirklich . . . Faujas ist ein ganz anspruchsloser Mann; ja, noch mehr, er ist sogar zu bescheiden. So leistet er in der Kirche zum Beispiel alle die niedrigen Dienste, deren wir uns sonst enthalten. Zwar ist er sehr fromm, aber ein kluger Kopf ist er nicht. Ich habe ihn auch kaum einmal bei Sr. Hochwürden zu Gesicht bekommen, und schon am ersten Tage stand er mit dem Abbé Fenil auf gespanntem Fuße. Obwohl ich ihm auseinandergesetzt hatte, daß man sich mit dem Großvikar gut stehen müsse, wenn man beim Bischof auf eine freundliche Aufnahme rechnen wolle, so hat er mich doch nicht verstanden, und ich fürchte in der That, daß sein Urteilsvermögen etwas beschränkt ist . . . Sehen Sie, gerade so ist es mit seinen fortwährenden Besuchen bei unserm beklagenswerten Pfarrer, dem Abbé

Compan, welcher bereits vierzehn Tage ans Bett gefesselt ist und den wir allem Anscheine nach einbüßen werden; sie sind durchaus nicht angebracht und werden ihm wohl noch bittere Enttäuschung einbringen. Compan hat sich nie mit Fenil vertragen können, und es muß einer wahrlich aus Besançon kommen, um über eine Sache nicht unterrichtet zu sein, welche man in der ganzen Diözese kennt."

Mit jedem Augenblicke steigerte sich dabei seine Aufregung und an der Ecke der Rue Canquoin blieb er jetzt vor Mouret stehen.

„Nein, lieber Herr," fuhr er fort, da hat man Sie getäuscht: Faujas ist unschuldig wie ein neugeborenes Kind . . . Ich bin nicht ehrgeizig, das kennen Sie, und Gott ist mein Zeuge, daß ich den edeln Compan gern habe! Trotzdem aber ist unsere Freundschaft eine heimliche. Er hat selbst zu mir gesagt: „Bourrette, Du alter Freund, ich werde nicht mehr lange leben. Wenn Du nach mir Pfarrer werden willst, so trachte darnach, daß man Dich nicht zu oft an meine Thür klopfen sieht. Komme des Nachts und poche dreimal, so wird Dir meine Schwester öffnen." Jetzt warte ich natürlich jedesmal die Nacht ab . . . Es hat auch wirklich keinen Zweck, seine Lebensstellung zu schädigen; denn man hat schon ohnedies Sorgen genug!"

Hierbei verriet seine Stimme eine tiefe Rührung und indem er die Hände über seinen Schmerbauch faltete, schritt er weiter und murmelte:

„Der arme Compan, der arme Compan . . ."

Mouret war so verdutzt, daß er schließlich gar nicht mehr an den Abbé Faujas dachte.

„Man hatte mir aber doch ganz genaue Andeutungen gegeben," bemerkte er; „es war davon die Rede, daß er eine hohe Stellung erhalten solle."

„Durchaus nicht, ich gebe Ihnen die Versicherung!" rief der Priester aus; „Faujas hat keine große Zukunft ... Hören Sie noch eine Thatsache: Sie wissen doch, daß ich jeden Dienstag beim Herrn Präsidenten zu Tische geladen bin. Vorige Woche nun hatte er mich inständig gebeten, ich möchte doch Faujas mitbringen. Ohne Zweifel wollte er ihn kennen und beurteilen lernen ... Nun gut! wissen Sie, was dieser Faujas gethan hat? — Er hat die Einladung ausgeschlagen, lieber Herr, er hat sich ganz offen geweigert. Umsonst sagte ich ihm, er werde sich dadurch in Plassans unmöglich machen und sich mit Fenil vollständig verfeinden, wenn er dem Herrn Rastoil so unhöflich gegenübertrete: er blieb hartnäckig und wollte keine Vernunft annehmen ... Ich glaube sogar, — Gott verzeihe mir die Sünde! — daß er in einer momentanen Zornesaufwallung geäußert hat, er habe nicht nötig, sich durch die Annahme eines derartigen Diners verbindlich zu machen."

Bourrette begann bei diesem Worte zu lachen. Er war jetzt vor Saint-Saturnin angelangt und hielt Mouret noch einen Augenblick vor der kleinen Kirchenthür zurück.

„Es ist nur ein Kind, ein großes Kind," fuhr er fort. „Ich bitte Sie, wie kann ein Mensch glauben, daß ein Diner bei Herrn Rastoil ihn kompromittiere! ... So habe ich denn auch Ihrer Schwiegermutter, der li

Frau Rougon, als sie mich mit einer Einladung an Faujas beauftragte, nicht verhehlt, daß ich stark die Befürchtung hege, eine ungünstige Aufnahme zu finden."

Mouret stutzte.

„Ach!" fiel er ins Wort, „also meine Schwiegermutter hatte Sie mit einer Einladung beauftragt?"

„Ja, sie kam gestern nach der Sakristei . . . Da ich mich ihr gegenüber nur gern angenehm zeige, so habe ich ihr versprochen, heute diesen verteufelten Menschen zu besuchen . . . Ich war dabei so gut wie sicher, daß er es abschlagen würde!"

„Und so hat er es abgeschlagen?"

„Nein, zu meinem größten Erstaunen hat er es angenommen."

Mouret brachte kein Wort hervor; der Priester aber zwinkerte mit den Augen, als empfinde er eine außerordentliche Genugthuung.

„Man muß doch zugeben, daß ich geschickt bin . . . Länger als eine Stunde habe ich dem Faujas die Verhältnisse Ihrer Schwiegermutter auseinandergesetzt. Dabei schüttelte er nur mit dem Kopfe, war unentschlossen und sagte, er liebe die Zurückgezogenheit . . . Schon war meine ganze Ueberredungskunst erschöpft, als ich mich plötzlich an eine Empfehlung der Dame erinnerte. Sie hatte mich gebeten, besonders über den Charakter ihres Salons zu reden, welcher, wie die ganze Stadt weiß, ein neutrales Terrain ist . . . Da schien er es über sich zu gewinnen und willigte ein. Er hat sogar sicher versprochen, morgen zu kommen . . . Ich werde sofort diese

vortreffliche Frau Rougon durch einige Zeilen von unserer Errungenschaft in Kenntnis setzen."

Seine Worte verloren sich in eine Art Selbstgespräch; endlich begann er wieder:

„Herr Rastoil wird zwar ärgerlich sein; allein meine Schuld ist es nicht . . . Auf Wiedersehen, lieber Herr Mouret, auf ein frohes Wiedersehen; empfehlen Sie mich Ihrer werten Familie."

Er trat in die Kirche ein und ließ langsam hinter sich die gepolsterte Doppelthür zufallen, während Mouret dieselbe achselzuckend betrachtete.

„Das ist auch so ein Schwätzer," brummte er, „auch einer von jenen Menschen, welche einen nicht zu Worte kommen lassen und immer sprechen, ohne etwas Wichtiges zu sagen . . . Also! der Faujas geht morgen zu der Schwarzköpfigen; es ist schade, daß ich mich mit diesem Dummkopfe, dem Rougon, veruneinigt habe."

Den ganzen folgenden Nachmittag hatte er mit seinen Geschichten zu thun, und als er abends sich niederlegte, frug er seine Frau:

„Gehst Du morgen Abend zu Deiner Mutter?"

„Nein," entgegnete Martha, „ich habe viel zu thun. Aber nächsten Donnerstag werde ich bestimmt gehen."

„Es ist unrecht von Dir, daß Du nicht öfter gehst," bemerkte Mouret. „Gehe doch morgen Abend zu Deiner Mutter, da kannst Du Dich wenigstens einmal amüsieren. Ich werde schon auf die Kinder Acht haben."

Martha schaute ihn erstaunt an; denn gewöhnlich suchte er sie im Hause zu halten, indem er allerlei klein-

liche Beschäftigungen ausfindig machte und brummte, wenn sie auch nur eine Stunde lang wegblieb.

„Gut, da Du es wünschest, werde ich gehen,“ sagte sie.

Hierauf blies er das Licht aus, ließ seinen Kopf in die Kissen zurücksinken und murmelte:

„So ist's recht, dann kannst Du uns auch etwas über die Gesellschaft erzählen. Das wird den Kindern Freude machen.“

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Abend gegen neun Uhr holte Abbé Bourrette den Abbé Faujas ab; er hatte ihm versprochen, ihn einzuführen und der Gesellschaft bei Rougons vorzustellen. Als er ihn bereits angekleidet mitten in dem großen fahlen Zimmer stehen fand, eben im Begriff, ein Paar schwarze an den Fingerspitzen bedenklich gebleichte Handschuhe anzuziehen, frug er mit dem Ausdrucke des Mißfallens:

„Haben Sie denn keinen anderen Chorrock?“

„Nein,“ erwiderte Faujas mit der größten Ruhe. „Dieser hier ist meiner Ansicht nach noch gut.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel,“ stotterte der alte Priester hervor. „Es ist aber sehr kalt; wollen Sie deshalb nichts um die Schultern nehmen? ... Nun gut, so können wir gehen.“

Es war gerade die Zeit der ersten Früchte. Der Abbé Bourrette, in einen warmen seidenen Ueberrock gehüllt, keuchte hinter dem Abbé Faujas her, welcher nur mit seinem dünnen abgetragenen Chorrocke bekleidet war. An der Ecke des Präfekturplatzes und der Rue la Bonne blieben sie vor einem vollständig aus weißen Steinen auf-

geführten Hause stehen, einem der schönen Gebäude der neuen Stadt, mit Rosettenskulpturen in jedem Stockwerk. Ein Diener in blauem Frack empfing sie im Vorzimmer; er lächelte dem Abbé Bourrette zu, als er ihm den Mantel abnahm, und schien höchst erstaunt zu sein über den Anblick des andern Abbé, dieser großen vierschrötigen Gestalt, welcher trotz der Kälte ohne Mantel kam. Der Salon befand sich im ersten Geschoß.

Beim Eintreten zeigte der Abbé Faujas eine eigentümliche gravitätische Unbefangenheit und Würde; während Abbé Bourrette, obwohl er bei keiner Abendgesellschaft fehlte, dennoch, sobald er zu Rougons kam, ungewöhnlich erregt schien, und sich dadurch aus der Verlegenheit zog, daß er in ein benachbartes Zimmer schlich. Jener aber durchschritt langsam den ganzen Salon, um die Herrin des Hauses zu begrüßen, welche er mitten in einer Gruppe von fünf oder sechs Damen entdeckt hatte. Er mußte sich hierbei selbst vorstellen und that dies in wenigen Worten. Felicité, welche rasch aufgestanden war, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, wobei sie ihm besonders mit ihren durchbohrenden luchsartigen Blicken ins Auge schaute und lächelnd murmelte:

„Es freut mich sehr, Herr Abbé, es freut mich außerordentlich ...“

Mittlerweile hatte das Vorübergehen des Geistlichen im Salon allgemeines Erstaunen hervorgerufen. Eine junge Frau, welche hastig aufschaute, konnte sich sogar eines gewissen Ausdruckes des Schreckens nicht enthalten, als sie diese schwarze Gestalt vor sich sah. Der Eindruck war ein durchaus ungünstiger; der Mensch war zu groß, zu

breitschultrig, seine Gesichtszüge waren zu starr, seine Hände zu dick. Unter dem grellen Lichte des Kronleuchters erschien sein Chorrock so kläglich, daß die Damen es als eine Art Beschämung empfanden, einen so schlecht gekleideten Abbé vor sich zu sehen, und von ihren Fächern verborgen, begannen sie wieder einander allerhand Bemerkungen zuzuflüstern, wobei sie zugleich möglichst auffällig ihm den Rücken zukehrten. Die Männer indeß hatten miteinander sehr bezeichnende Blicke gewechselt.

Felicité merkte recht wohl diese nichts weniger als wohlwollende Aufnahme. Sie schien darüber ungehalten, und mitten im Salon stehen bleibend, sprach sie so laut, daß ihre Gäste unbedingt die Artigkeit hören mußten, welche sie dem Abbé sagte.

„Dieser liebe Bourrette,“ bemerkte sie in schmeichelndem Tone, „hat mir wohl erzählt, wie schwer es ihm gefallen ist, Sie zu einer Entscheidung zu bringen ... Ich möchte Ihnen fast deshalb böse sein, mein Herr; denn Sie sind nicht berechtigt, sich auf diese Weise der Gesellschaft zu entziehen.“

Der Priester verbeugte sich, gab aber keine Antwort und lachend fuhr die alte Dame fort, indem sie auf gewisse Worte einen sonderbaren Nachdruck legte:

„Ich kenne Sie besser, als Sie vielleicht glauben, trotz Ihrer ängstlichen Besorgnis, uns Ihre Tugenden zu verbergen. Man hat mir bereits manches von Ihnen erzählt; Sie sind sehr fromm, und deshalb will ich Ihre Freundin sein ... Wir werden später darüber sprechen, nicht wahr? Denn jetzt gehören Sie zu unserer Gesellschaft.“

„Madame, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Gut, daß ich dies höre,“ versetzte sie lachend. „Sie werden sehen, daß wir hier nur auf das Wohl aller bedacht sind ... Aber jetzt kommen Sie, ich werde Sie Herrn Rougon vorstellen.“

Sie schritt durch den Salon, störte dabei mehrere Personen, um dem Abbé Faujas einen Weg zu bahnen, und umgab ihn mit einer Wichtigkeit, welche schließlich alle Anwesenden gegen sie empörte. In dem Nebenzimmer, wo die Spieltische standen, lenkte sie ihre Schritte direkt auf ihren Mann zu, der gerade mit der ernsten Miene eines Diplomaten spielte. Zwar schien er unwillig, als sie sich zu ihm niederbeugte; aber kaum hatte sie ihm einige Worte ins Ohr geflüstert, so sprang er hastig auf.

„Sehr gut, sehr gut,“ murmelte er, und nachdem er sich bei seinen Spielpartnern entschuldigt hatte, drückte er dem Abbé Faujas freundschaftlichst die Hand. Rougon war damals ein dicker, sechzigjähriger Mann; seine feindliche Miene verriet den stolzen Millionär und sein Kopf galt allgemein in Plassans für schön. Nachdem er mit dem Priester noch einige Höflichkeiten gewechselt hatte, nahm er wieder am Spieltische Platz, und Felicité, welche noch immer lächelte, hatte sich nach dem Salon zurückbegeben.

Als der Abbé Faujas endlich allein war, schien er nicht im mindesten verlegen zu sein. Er blieb noch einige Augenblicke stehen, als sehe er den Spielern zu; in Wirklichkeit aber betrachtete er die Tapeten, den Teppich und die Möbeln. Das Gemach war ein kleiner Salon, dessen drei Wandfüllungen von drei mit Rundstäben

verzierten Bücherschränken aus schwarz gebeiztem Birnbaumholze eingenommen wurden. Man hätte ihn eher für das Kabinett einer Magistratsperson halten können. Der Priester, welcher ohne Zweifel alles in Augenschein nehmen wollte, schritt jetzt wieder nach dem großen Salon hinüber. Dieser war grau tapeziert und ebenfalls sehr ernst gehalten, jedoch zeigten sich mehr Vergoldungen, so daß man teils den ungenierenden Eindruck eines Ministerialzimmers erhielt, teils den eines luxuriösen großen Restaurants. Auf der andern Seite befand sich noch eine Art Boudoir, wo Felicité während des Tages ihre Besuche empfing; hier konnte man alle Farben sehen, die Möbeln waren mit violetten Stickereien überzogen, und er wimmelte dermaßen von Lehnstühlen, Sesseln und Sophas, daß man sich kaum rühren konnte.

Der Abbé Faujas nahm in einer Ecke nahe dem Kamin Platz und stellte sich, als wolle er sich wärmen. Er saß so, daß er durch eine weit offenstehende Thür einen großen Teil des grünen Salons übersehen konnte. Besonders beschäftigte ihn der ungemein freundliche Empfang seitens der Frau Rougon, und halb träumend schien er sich in ein Problem zu vertiefen, dessen Lösung ihm nicht gelingen wollte. Nachdem er einige Zeit so in Gedanken versunken dagesessen hatte, vernahm er hinter sich ein Stimmengewirr; die mächtige Rückenlehne seines Polsterstuhles verbarg ihn vollständig, und er schloß die Augen nur noch fester. Da hörte er, durch die lebhafte Wärme des Feuers halb eingeschläfert, wie eine rauhe Stimme erzählte:

„Ein einziges Mal bin ich zu ihnen gegangen; sie wohnten damals geradeüber auf der andern Seite der

Rue de la Bonne. Sie sollten nur in Paris sein, denn damals kannte ganz Plassans den gelben Salon der Rougons: ein kläglicher Salon mit zitronengelber Tapete, von welcher die Rolle hundert Sous kostete und einem mit Utrechter Sammet überzogenen Möblement, dessen Stühle sämmtlich hinkten ... Nun sehen Sie dagegen jetzt einmal die Schwarzköpfige an in ihrem braunen Atlaskleide. Sehen Sie, wie sie dem kleinen Delangre die Hand hinstreckt. Wahrhaftig! sie wird ihm dieselbe gleich zum Kusse reichen."

Eine jüngere Stimme ließ sich jetzt in spöttischem Tone vernehmen:

„Sie müssen hübsche Sümmchen gestohlen haben, um jetzt einen so schönen grünen Salon zu besitzen, denn Sie wissen doch, daß es der schönste Salan in der ganzen Stadt ist."

„Die Dame," entgegnete der andere, „hat stets eine besondere Leidenschaft für Besuche gehabt, und als bei ihr noch das Geld knapp war, trank sie lieber Wasser, nur um abends ihren Gästen Limonade anbieten zu können ... O! die Rougons kenne ich durch und durch; ich habe ihre Verhältnisse verfolgt. Es sind sehr hitzköpfige Leute, sie schwärmten früher förmlich für Duelle. Der Staatsstreich ist ihnen nun behülflich gewesen, eine Genußsucht zu befriedigen, welche sie schon viele Jahre lang quälte ... Sehen Sie, dieses Hans, welches sie heute bewohnen, gehörte damals einem Herrn Pirrotte, einem Einnehmer, der bei Gelegenheit des 51er Aufstandes in der Affaire von Sainte-Roure das Leben einbüßte. Ja, wahrlich! die haben Glück gehabt: so hat hier wieder eine verirrte

Flintenkugel diesen Mann aus dem Wege geschafft und ihn haben sie natürlich beerbt . . . Nun, das ist klar: hätte Felicité zwischen dem Hause und dem Einnehmeramte wählen können, so würde sie sich doch sicher für das Haus entschieden haben. Schon seit nahezu zehn Jahren hatte sie dasselbe im Auge und ärgerte sich fast krank vor Neid, wenn sie die prächtigen Vorhänge hinter den blitzenden Fensterscheiben sah. Hier waren ihre Tuilerien, wie man nach dem zweiten Dezember in Plassans zu sagen pflegte."

„Aber woher haben sie denn das Geld genommen um das Haus zu kaufen?"

„Ja! mein Lieber, das ist eben die verwickelte Geschichte dabei . . . Ihr Sohn Eugen, der in Paris auf politischem Gebiete ein so erstaunliches Glück gehabt hat, der kurz nach einander Abgeordneter, Minister und sogar vertrauter Ratgeber in den Tuilerien geworden ist, erhielt ohne alle Mühe für seinen Vater, welcher hier doch eine so lächerliche Rolle gespielt hatte, eine besondere Vergünstigung und einen Orden. Das Haus selbst wird wohl nach Uebereinkunft bezahlt worden sein. Sie werden dazu bei irgend einem Bankier geliehen haben . . . Auf alle Fälle sind sie gegenwärtig reich und suchen durch allerhand Ränke das Versäumte nachzuholen. Ich glaube sogar, ihr Sohn ist mit ihnen in Briefwechsel geblieben, denn noch nie haben sie einen thörichten Streich verübt."

Hier schwieg die Stimme, fuhr aber sogleich mit halbunterdrücktem Lachen fort:

„Nein, ich muß unwillkürlich lachen, wenn ich diese verwünschte Schlange, diese Felicité, mit ihrer Fürstenmiene sehe! . . . Da denke ich jedesmal an den gelben Salon

mit seinem abgenutzten Teppich, seinen schmutzigen Konsolen und dem mit Fliegenkot bedeckten Mousselin seines kleinen Kronleuchters . . . Jetzt empfängt sie sogar die Fräuleins Rastoil. Sehen Sie nur! wie sie mit der Schleppe ihres Kleides dahinschwänzelt . . . Ich glaube, mein Lieber, diese Alte wird wohl eines Abends mitten in ihrem grünen Salon vor lauter Triumph zerplatzen."

Der Abbé Faujas hatte leise den Kopf zur Seite geneigt, so daß er sehen konnte, was im großen Salon vorging. Er bemerkte daselbst Frau Rougon, wahrhaft prächtig anzusehen mitten in der sie umgebenden Gesellschaft; sie schien gleichsam auf ihren zwerghaften Füßen emporzuwachsen und alles unter ihren stolzen königlichen Blicken zu beugen. Nur zuweilen zuckten ihre Augen, geblendet von dem grellen Goldglanze der Decke mitten in dem sanften ernsten Lichte der Tapeten.

„Ach! da ist ja auch Ihr Herr Vater," bemerkte die rauhe Stimme; „dort kommt ja auch der gute Doktor . . . Es ist überraschend, daß der Doktor Ihnen diese Dinge nicht erzählt hat. Er weiß doch noch mehr davon, als ich."

„Nun, mein Vater fürchtet eben, ich könne ihn selbst kompromittieren," entgegnete der andere in heiterem Tone. „Sie wissen doch, daß er mich verwünscht und erklärt hat, ich werde ihn wohl noch ganz um seine Kundschaft bringen . . . Entschuldigen Sie, da sehe ich eben die jungen Herren Maffre, ich werde sie begrüßen."

Ein Geräusch entstand, als ob ein Stuhl weggerückt werde und der Abbé Faujas sah einen langen jungen Mann mit schon etwas abgelebten Zügen durch den kleinen Salon schreiten. Die andere Person, welche Rougons in

so liebenswürdiger Weise geschildert hatte, stand ebenfalls auf. Einer vorübergehenden Dame flüsterte der betreffende Herr allerhand Schmeicheleien zu, und diese nannte ihn lachend „den lieben Herrn Condamine.“ Jetzt erkannte der Geistliche in ihm den schönen sechzigjährigen Mann wieder, welchen Mouret ihm im Garten der Unterpräfektur gezeigt hatte. Herr von Condamine nahm an der andern Ecke des Kamins Platz und war hoch erstaunt, nunmehr den Abbé Faujas zu bemerken, welchen bisher die hohe Lehne des Stuhles verborgen hatte; aber trotzdem ließ er sich nicht aus der Fassung bringen und sagte mit liebenswürdiger Unbefangenheit:

„Herr Abbé, ich glaube, wir haben einander Geständnisse gemacht, ohne es zu wollen ... Nicht wahr, es ist eine große Sünde, seinen Nächsten zu verleumden? Nun, glücklicherweise sind Sie da, um uns Absolution zu erteilen.“

Der Abbé, wie sehr er auch Herr über sich selbst war, konnte ein flüchtiges Erröten nicht verbergen; denn er merkte aus den Worten sofort den Vorwurf, welchen Herr von Condamine ihm darüber machte, daß er das Gespräch belauscht hatte. Aber dieser war nicht der Mann, einem Neugierigen zu grollen; er war vielmehr entzückt, den Priester jetzt gewissermaßen zum Mitschuldigen gemacht zu haben. Das berechtigte ihn, sich frei auszusprechen und den Abend damit zu verbringen, daß er die Skandalgeschichten der anwesenden Personen erzählte. Dieser neuerdings nach Plassans gekommene Abbé schien ihm ein ausgezeichneter Lauscher zu sein; um so mehr, als er ein häßliches Gesicht hatte, die Miene eines Menschen, der

gut ist, alles mögliche zu hören und außerdem weil er einen wahrlich zu schäbigen Chorrock trug, als daß die Vertraulichkeiten, welche man sich ihm gegenüber erlaubte, von besonderen Folgen hätten sein können.

Nach einer Viertelstunde hatte Herr von Condamine seiner Zunge völlig freien Lauf gelassen, und er unterrichtete den Abbé Faujas über die Verhältnisse in Plassans.

„Sie sind noch fremd unter uns, Herr Abbé," sagte er; „ich würde mich deshalb sehr glücklich schätzen, wenn ich Ihnen in irgend einer Sache nützen könnte ... Plassans ist ein Städtchen, wo es einem mit der Zeit ganz gut gefällt. Ich stamme aus der Gegend von Dijon, und als man mich hier zum Landinspektor ernannte, langweilte ich mich wirklich schrecklich. Das war kurz vor dem Staatsstreiche, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß auch nach dem Jahre 51 es in der Provinz nicht zum besten aussah. In diesem Departement lebten die Leute in einer wahren Höllenangst und beim bloßen Anblicke eines Gendarmen wären sie am liebsten unter die Erde gekrochen ... Das hat sich aber allmählich gelegt, sie sind zu ihrer gewohnten Lebensweise übergegangen und auch ich habe mich schließlich ins Unvermeidliche gefügt. Ich bin meistens auswärts und bin auf meinen ausgedehnten Ritten mit vielen Leuten schon in Berührung gekommen."

Er dämpfte seine Stimme etwas und fuhr in vertraulichem Tone fort:

„Es wird am klügsten für Sie sein, Herr Abbé, sich auf mich zu verlassen. Sie glauben gar nicht, in welches Wespennest ich selbst beinahe geraten wäre ... Plassans läßt sich nämlich in drei unbedingt von einander verschie-

dene Viertel einteilen: das alte Viertel, wo es nur Trost und Almosen zu spenden giebt; das Viertel Saint-Murc, welches die Noblesse bewohnt, ein langweiliger verhaßter Ort, dem Sie nie allzusehr trauen dürfen; endlich die neue Stadt, das gegenwärtig im Bau begriffene Viertel rings um die Unterpräfektur und zugleich das einzige vertrauenerweckende ... Ich hatte die Dummheit begangen, in das Viertel Saint-Murc hinabzuziehen, wohin, wie ich glaubte, meine Verbindlichkeiten mich riefen. Ja, prosit Mahlzeit! nichts als alte spindeldürre Weiber und verkommene Marquis habe ich gefunden ... Nicht der geringste Zusammenhang herrscht jetzt mehr, keine Festlichkeit wird begangen; nur eine unheimliche Auflehnung gegen das friedliche Glück, in welchem wir leben, macht sich bemerkbar ... Auf Ehre! ich war nahe daran, mich zu kompromittieren. Péqueur hat sich über mich lustig gemacht ... Herr Péqueur von Saulaies, kennen Sie ihn? ... Da habe ich mir denn eine Wohnung an der Promenade Sauveire gemietet, unweit des Platzes. Sehen Sie, in Plassans existiert eigentlich gar kein gewöhnliches Volk; die sogenannte Noblesse ist unverbesserlich, nur einige Emporkömmlinge bilden eine Ausnahme. Auch unser kleiner Beamtenkreis ist sehr angenehm. Wir leben ganz für uns, ohne uns irgendwie um die andern Leute zu kümmern, gerade als hätten wir unser Heim in einem eroberten Lande aufgeschlagen."

Ein selbstzufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen und er streckte sich noch behaglicher in seinem Lehnstuhle aus, wobei er seine Füße dem Feuer näherte. Hierauf

nahm er von dem Präsentierteller eines vorübergehenden Bedienten ein Glas Punsch und trank in langsamen Zügen, ohne jedoch dabei den Abbé Faujas aus den Augen zu lassen. Dieser merkte, daß er jetzt anstandshalber etwas sagen müsse, und bemerkte deshalb, indem er sich nach dem grünen Salon zu wandte, wo die Unterhaltung ungemein lebhaft war:

„Das scheint ein sehr angenehmes Haus zu sein.“

„Ja, ja,“ entgegnete Herr von Condamine, von Zeit zu Zeit einen Schluck Punsch nehmend, „Rougons lassen uns Paris vollständig vergessen. Hier würde man nie glauben sich in Plassans zu befinden, und es ist dies der einzige Salon, wo man sich wirklich amüsiert, weil es der einzige ist, in welchem alle Meinungen sich begegnen ... Péqueur hat zwar ebenfalls sehr liebenswürdige Verbindungen ... Es muß den Rougons teuer zu stehen kommen, obwohl sie kein Gehalt beziehen, wie Péqueur; aber was noch besser ist, sie haben die Taschen der Steuerzahler zu ihrer Verfügung.“

Dieser Witz schien ihm außerordentliches Vergnügen zu bereiten, er stellte das leere Glas auf den Kamin und fuhr fort, indem er sich dicht an Faujas heranbeugte:

„Besonders spaßhaft ist, daß hier fortwährend Theater gespielt wird. Wenn Sie nur wenigstens erst die Personen kennten ... Dort sehen Sie Frau Rastoil zwischen ihren beiden Töchtern, jene Dame von ungefähr 45 Jahren, die einen Kopf hat wie ein blöckendes Schaf ... Nun wohl! haben Sie auch bemerkt, wie sie mit den Augen zwinkerte, als Delangre ihr gegenüber Platz nahm? jener Herr da zur Linken, der mit der Hanswurstmiene ...

Vor etwa 10 Jahren haben die beiden in sehr intimer Beziehung gestanden, und es wird behauptet, eines der beiden Fräuleins sei von ihm, man weiß blos nicht genau, welches ... Das Drolligste an der ganzen Sache ist, daß Delangre fast zu derselben Zeit mit seiner Frau kleine Zerwürfnisse gehabt hat, und man erzählt sich sogar, daß seine Tochter einem in ganz Plassans bekannten Maler ihre Existenz verdanke."

Der Abbé Faujas hatte es für vorteilhaft gehalten, bei diesen vertraulichen Mitteilungen eine ernste Miene anzunehmen; er schloß zugleich vollständig die Augen und schien gar nicht mehr zu horchen, während Herr Condamine, gleichsam um sich zu rechtfertigen, fortfuhr:

„Wenn ich mir erlaube, in dieser Weise über Herrn Delangre zu sprechen, so geschieht dies nur, weil ich ihn ganz genau kenne. Dieser verteufelte Mann ist ein verdammter Schlaukopf! Ich glaube, sein Vater war Maurer, noch vor etwa 15 Jahren befaßte er selbst sich mit allen den lumpigen Prozessen, welche die andern Advokaten zu übernehmen verschmähten. Frau Rastoil hat ihn sozusagen erst aus dem Elend herausgezogen; sie schickte ihm im Winter sogar Brennholz, damit er sich wärmen konnte. Durch ihre Vermittelung hat er denn auch seine ersten Rechtssachen gewonnen ... Beachten Sie hierbei, daß Delangre damals geschickt genug war, um keine politische Meinung zu bekunden, und so hat man denn, als es sich Anno 52 um die Wahl eines Maire handelte, sofort an ihn gedacht; er allein konnte eine solche Stellung annehmen, ohne eines der drei Stadtviertel vor den Kopf zu stoßen. Seitdem ist ihm alles geglückt, und er hat auch die besten

Aussichten für die Zukunft. Leider scheint er sich mit Péqueur gar nicht vertragen zu können; denn die beiden Menschen streiten sich fortwährend."

Er stockte, da er den langen jungen Mann zurückkommen sah, mit welchem er sich vorher unterhalten hatte.

„Herr Guillaume Porquier," sagte er, ihn dem Abbé vorstellend, „der Sohn des Doktor Porquier."

Als Guillaume sich hierauf niedergesetzt hatte, frug er ihn höhnisch:

„Nun! was für eine Schönheit haben Sie denn da neben sich?"

„Gar nichts," antwortete der junge Mann in scherzendem Tone. „Ich habe die beiden Paloques gesehen. Frau Rougon sucht ihnen immer ihren Platz hinter irgend einem Vorhange anzuweisen, um ein Unglück zu verhüten. Neulich hat eine schwangere Frau die beiden gesehen und vor Schreck beinahe eine Fehlgeburt gethan... Paloque läßt den Präsidenten Rastoil nicht aus den Augen, denn er hofft ohne Zweifel, der Schreck werde diesen töten. Sie wissen doch, daß dieses Ungeheuer, der Paloque, darauf rechnet, einst als Präsident zu sterben."

Beide mußten über diese Bemerkung lachen; denn die Häßlichkeit der Familie Paloque war unter den Beamten ein Gegenstand unausgesetzten Spottes. Der junge Porquier fuhr jetzt etwas ruhiger fort:

„Ich habe auch Herrn von Bourdeu gesehen. Finden Sie nicht, daß er seit der Wahl des Marquis von Lagrifauld bedeutend magerer geworden ist? Bourdeu wird sich wohl nie wieder darüber beruhigen können, daß er nicht mehr Präfekt ist, und er hat sich jetzt mit seinem orleani-

stischen Groll ins Lager der Legitimisten begeben, wahrscheinlich in der Hoffnung, dadurch auf dem direktesten Wege in die Kammer zu gelangen und damit die so lebhaft beklagte Präfektur zu erreichen ... Auch fühlt er sich dadurch schrecklich beleidigt, daß man ihm den Marquis vorgezogen hat, einen Esel, einen Erzdummkopf, der nicht die Spur von Politik versteht, während er, Bourdeu, sehr wohl darin beschlagen ist."

„Aber immerhin ist Bourdeu in seinem dicht zugeknöpften Überrock und seinem niedrigen Gelehrtenhute ein unausstehlicher Mensch," entgegnete Herr von Condamine achselzuckend. „Wenn man diese Leute ruhig gehen ließe, so würden sie früher oder später Frankreich zu einem Reiche von Advokaten und Diplomaten machen, wo man sich gehörig langweilen müßte, das versichere ich Ihnen ... Apropos! Guillaume, ich wollte Ihnen noch mittheilen, daß man mir erzählt hat, Sie führten ein recht nettes Leben."

„Was, ich?" rief der junge Mann lachend.

„Sie selbst, mein Lieber, und beachten Sie, daß ich die Sache sogar von Ihrem Vater weiß. Er ist außer sich und ist der Ansicht, daß Sie ganze Nächte hindurch dem Spiele fröhnen oder sich anderswo umhertreiben ... Ist es wahr, daß Sie ein verdächtiges Kaffeehaus entdeckt haben, wohin Sie gewöhnlich mit einer ganzen Schaar Taugenichtse gehen, um zu lumpen? Man hat mir sogar erzählt ..."

In diesem Augenblicke sah Herr von Condamine zwei Damen zur Thür hereinkommen und flüsterte deshalb das übrige Guillaume ins Ohr, wobei dieser bestätigend mit

dem Kopfe nickte und vor Lachen fast bersten wollte. So ergötzten sich die beiden noch lange Zeit an den Erzählungen, welche man vor Damen nicht gut aussprechen konnte.

Inzwischen saß der Abbé Faujas noch immer auf seinem Stuhle. Er hörte jetzt nicht mehr auf das Gespräch, sondern folgte den Bewegungen des Herrn Delangre, welcher im grünen Salon unerschöpflich an Liebenswürdigkeiten war. Dieses Schauspiel nahm ihn derart in Anspruch, daß er gar nicht sah, wie der Abbé Bourrette ihn zu sich winkte. Dieser mußte ihn schließlich am Arm zupfen, und er bat ihn zugleich, ihm zu folgen. Er führte ihn nun bis in das Spielzimmer, wobei er aber Vorsichtsmaßregeln beobachtete, welche darauf deuteten, daß er ihm etwas Delikates zu sagen habe.

„Mein Freund," begann er leise, als sie allein in einer Ecke standen, „man darf es Ihnen allerdings nicht übelnehmen, da Sie zum ersten Male hier sind; aber ich muß Ihnen warnend sagen, daß Sie sich soeben stark kompromittiert haben, indem Sie mit jenen Herren sprachen."

Der Abbé sah ihn erstaunt an, und jener fuhr fort:

„Diese Personen sind keineswegs gern gesehen ... Ich will deshalb nicht im geringsten über sie urteilen oder sie irgendwie verläumden. Ich warne Sie nur aus Freundschaft."

Er wollte sich entfernen; allein der andere hielt ihn zurück und entgegnete hastig:

„Sie machen mich in der That besorgt, lieber Herr Bourrette; bitte, erklären Sie sich doch deutlicher. Es scheint mir, daß Sie ohne alle Verläumdung mir wichtige Winke geben können."

„Nun gut!“ versetzte der alte Priester nach längerem Zögern, „der junge Mann, der Sohn des Doktor Porquier, ist der größte Kummer seines ehrenwerten Vaters und geht der studierenden Jugend von Plassans mit den allerschlechtesten Beispielen voran. In Paris hat er nichts als Schulden hinterlassen, und hier treibt er es nun drunter und drüber . . . Was Herrn Condamine anbetrifft . . .“

Abermals stockte er, augenscheinlich durch die ungeheuerlichen Dinge verlegen gemacht, welche er zu erzählen hatte; endlich fuhr er fort, indem er die Augen niederschlug:

„Herr von Condamine ist schnell mit Worten bei der Hand, und ich fürchte sehr, daß ihm alles sittliche Gefühl abgeht. Er verschont niemanden und blamiert selbst die ehrenhaftesten Leute . . . Schließlich — ich weiß nicht, wie ich dies am besten auseinandersetze — soll er, wie behauptet wird, eine nichts weniger als anständige Heirat gemacht haben. Sie sehen doch jene junge Frau von noch nicht ganz dreißig Jahren, welche so stark von andern Herren umringt ist. Nun, ebendieselbe hat er uns eines schönen Tages nach Plassans gebracht, ohne daß man genau weiß, woher. Aber schon am Tage nach ihrer Ankunft war sie hier die allmächtige Dame und sie hat ebensowohl ihrem Manne als auch dem Doktor Porquier die Orden verschafft. Sie hat hohe Freunde in Paris . . . Aber ich bitte Sie, diese Dinge nicht weiter zu sagen. Frau Condamine ist sehr liebenswürdig und mildthätig; ich besuche sie auch bisweilen und würde außer mir sein, wenn sie mich für ihren Feind hielte. Mag sie auch einige kleine

Fehler haben, so ist es doch unsre Pflicht, ihr zum Guten zu verhelfen, nicht wahr? Ihr Mann jedoch, unter uns gesagt, ist ein abscheulicher Mensch, zu dem Sie so reserviert wie möglich sein müssen."

Der Abbé Faujas sah dabei dem ehrwürdigen Bourrette scharf ins Auge; denn er hatte soeben bemerkt, daß Frau Rougon ihrer Unterhaltung von weitem mit großem Interesse folgte.

„Hat nicht vielleicht Frau Rougon Sie gebeten, mir einen guten Rat zu geben?" frug er plötzlich den alten Priester.

„Ah! woher wissen Sie das?" rief dieser erstaunt aus. „Sie hat mich gebeten, nicht von ihr zu sprechen; aber da Sie es erraten haben ... Es ist doch eine gute Dame und sie würde sich wirklich grämen, wenn sie sehen sollte, daß ein Priester in ihrer Gesellschaft eine unglückliche Rolle spielte. Leider sieht sie sich gezwungen, alle möglichen Leute bei sich zu empfangen."

Der Abbé Faujas bedankte sich und versprach, vorsichtig zu sein. Ihre Unterhaltung war so leise gewesen, daß keiner der umhersitzenden Spieler aufgeschaut hatte. Faujas begab sich nach dem großen Salon zurück, wo er sich abermals von feindlichen Elementen umgeben fühlte; er glaubte sogar eine empfindlichere Kälte und eine gewisse stumme Verachtung zu bemerken. Wo er vorbeikam, wurden ängstlich die Kleider aus dem Wege genommen, als ob er dieselben beschmutze, und die Herren wandten sich mit höhnischen Geberden ab. Er aber bewahrte seine Heiterkeit, und aller Augen waren mit einer gewissen boshaften Neugier auf ihn gerichtet. Man hatte also sicher-

lich von ihm gesprochen und irgend eine abscheuliche Geschichte erzählt. Als er gerade hinter den Fräuleins Rastoil stand, welche ihn noch gar nicht bemerkt hatten, hörte er, wie die jüngere die andere frug:

„Was hat denn dieser Priester, von dem jedermann spricht, in Besançon gemacht?"

„Ich weiß nicht," entgegnete die ältere. „Ich glaube, er hat in einem Streite seinen Pfarrer beinahe erwürgt; man behauptet außerdem, er habe sich an einem großen Industrieunternehmen beteiligt, das aber pleite gegangen sei."

„Aber er ist doch dort in dem kleinen Salon, nicht wahr? . . . Man hat ihn soeben mit Herrn von Condamine scherzen sehen."

„Nun, wenn er mit Herrn von Condamine Scherze treibt, so muß man sich allerdings vor ihm in Acht nehmen."

Bei diesen Worten der beiden jungen Damen trat dem Abbé Faujas der Angstschweiß auf die Stirn. Dennoch verzog er keine Miene; nur seine Lippen biß er krampfhaft zusammen und seine Wangen wurden erdfahl. Jetzt war es ihm, als höre er den ganzen Saal von dem Pfarrer sprechen, den er erwürgt, von den verdächtigen Geschäften, an welchen er sich beteiligt habe. Ihm gegenüber standen Herr Delangre und der Doktor Porquier mit finstern Gesichtern, und Herr von Bourdeu, der leise mit einer Dame sprach, zeigte eine verächtliche Miene; Herr Maffre, der Friedensrichter, betrachtete ihn mit scheinheiligen Seitenblicken, wie eine Bestie, welche ihr Opfer erst beschnüffelt, ehe sie den verhängnisvollen Biß thut, und am andern Ende des Zimmers reckten Paloques, die

beiden Scheusale, ihre widerlichen Gesichter hervor, auf denen sich eine boshafte Freude über alle die insgeheim verbreiteten Grausamkeiten abspiegelte. Langsam trat der Abbé Faujas zurück, als er Frau Rastoil, die einige Schritte von ihm entfernt stand, sich wieder zwischen ihre beiden Töchter setzen sah, als wolle sie dieselben unter ihre Fittige nehmen und vor seiner Berührung schützen. Er lehnte sich an das hinter ihm stehende Piano und blieb daselbst mit stolz erhobener Stirn und starren marmorbleichen Gesichtszügen stehen. Sicherlich war gegen seine Person ein Komplot geschmiedet, und man betrachtete ihn als einen ehrlosen Wicht.

Während der Priester nunmehr in starrer Ruhe seine Blicke hinter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor im Salon umherschweifen ließ, konnte er plötzlich eine Aufwallung kaum unterdrücken. Er hatte nämlich soeben hinter einem wahren Kleiderwall den Abbé Fénil bemerkt, welcher in einem Lehnstuhle ausgestreckt war und verstohlen lächelte. Ihre Blicke waren einander begegnet und einige Sekunden lang regungslos auf einander haften geblieben, als ob ein paar Duellanten sich zum Kampfe auf Leben und Tod gegenüber ständen. Hierauf ließ sich das Rauschen eines Kleides vernehmen, und der Großvikar verschwand abermals hinter den Toiletten der Damen.

Unterdessen hatte es Felicité auf schlaue Weise dahin zu bringen verstanden, daß sie in die Nähe des Pianos gelangte. Hier bewog sie das ältere Fräulein Rastoil, eine Romanze vorzutragen; und als sie dann reden konnte, ohne gehört zu werden, zog sie den Abbé Faujas in eine Fensternische und frug ihn:

„Was haben Sie denn dem Abbé Fénil gethan?"

Der Geistliche hatte sich zwar anfangs ganz erstaunt gestellt; als aber Frau Rougon ihm einige Worte zuflüsterte, sprach er sich offen aus. Beide lächelten, und es hatte den Anschein, als tauschten sie allerhand Artigkeiten aus; jedoch das unheimliche Funkeln ihrer Augen strafte diese erheuchelte Gleichgültigkeit sofort Lügen. Als das Piano schwieg, mußte Fräulein Rastoil noch die „Soldatentaube" singen, ein Lied, welches damals großen Erfolg hatte.

„Ihr erstes Erscheinen hier ist sehr unglücklich verlaufen," murmelte Felicité; „Sie haben sich unmöglich gemacht, und ich rate Ihnen, nicht sobald wiederzukommen ... Sie müssen sich vor allen Dingen beliebt machen, verstehen Sie? Die Gewaltmaßregeln könnten leicht Ihr Unglück sein."

Der Abbé Faujas frug nachdenklich:

„Sie meinen, daß diese abscheulichen Geschichten vom Abbé Fenil erzählt worden sind?"

„O! der ist viel zu schlau, um sich in dieser Weise bloszustellen; er wird aber diese Dinge seinen Beichtkindern ins Ohr geraunt haben. Ich weiß nicht, ob er Sie durchschaut hat, aber sicherlich fürchtet er Sie und wird Sie mit allen erdenklichen Waffen bekämpfen ... Das Schlimmste dabei ist, daß die angesehensten Personen der Stadt bei ihm zur Beichte gehen. Er hat auch bewirkt, daß der Marquis von Lagrifoul gewählt worden ist."

„Dann habe ich nicht recht gethan, in dieser Gesellschaft zu erscheinen," bemerkte der Geistliche.

Felicité kniff die Lippen zusammen und entgegnete rasch:

„Es war unrecht von Ihnen, sich mit einem solchen Menschen, wie dieser Condamine ist, einzulassen. Ich hatte die besten Absichten, denn als die bewußte Person mir aus Paris schrieb, glaubte ich Ihnen durch diese Einladung nützen zu können. Ich dachte, Sie würden im Stande sein, sich hier Freunde zu erwerben. Das war der erste Schritt zum Ziele. Aber anstatt möglichst gefällig zu erscheinen, erbittern Sie alle Leute gegen sich ... Entschuldigen Sie meine Offenheit, aber ich finde, daß Sie Ihrem Glück förmlich den Rücken kehren. Sie haben bisher nur Fehler begangen, einmal, weil Sie zu meinem Schwiegersohne gezogen sind, sodann weil Sie sich von aller Welt abschließen, und endlich, indem Sie einen Chorrock tragen, der wirklich den Spott der Gassenbuben hervorrufen muß."

Der Abbé Faujas, obwohl er seinen Ingrimm kaum unterdrücken konnte, entgegnete einfach:

„Ich werde Ihre guten Ratschläge benutzen; aber helfen Sie mir nicht, das würde alles verderben."

„Ganz recht, diese Taktik ist klug," versetzte die alte Dame. „Sie dürfen diesen Salon nur triumphierend wieder betreten .. Noch ein Wort, lieber Herr! Die Person in Paris hält sehr viel auf Ihren Erfolg, und deshalb interessiere ich mich auch für Sie. Nun, so glauben Sie mir denn, daß Sie durch barsches Auftreten nichts erreichen; seien Sie vielmehr liebenswürdig und suchen Sie den Frauen zu gefallen. Beachten Sie das wohl, suchen Sie den Frauen zu gefallen, wenn Plassans Ihnen gehören soll."

Die ältere Rastoil vollendete eben ihre Romanze, indem sie den Schlußakkord anstimmte; und ein schwaches

Beifallsklatschen folgte. Frau Rougon hatte sich von dem Abbé entfernt, um die Sängerin zu beglückwünschen, und hierauf blieb sie mitten im Salon stehen, damit beschäftigt, von den sich bereits entfernenden Gästen Abschied zu nehmen. Es war bereits elf Uhr, und der Abbé fühlte sich unangenehm berührt, als er merkte, daß der ehrwürdige Bourrette die Musik benutzt hatte, um zu verschwinden. Er hatte darauf gerechnet, mit diesem fortgehen zu können, was wenigstens noch einen einigermaßen anständigen Eindruck gemacht hätte. Wenn er jetzt allein das Haus verlasse, dachte er, werde er sich unbedingt blamieren und am nächsten Tage werde man in der Stadt erzählen, er sei zur Thür hinausgeworfen worden. So zog er sich denn abermals in die Fensternische zurück und spähte nach irgend einer Gelegenheit, nach einem Mittel, einen ehrenwerten Rückzug antreten zu können.

Unterdessen hatte sich der Salon bis auf einige Damen geleert und jetzt bemerkte er auch eine sehr einfach gekleidete Person. Es war Frau Mouret. Er erstaunte lebhaft über ihr ruhiges Gesicht mit dem großen schwarzen Augenpaar; denn er hatte sie während des ganzen Abends nicht bemerkt, und ohne Zweifel hatte sie ruhig in einer Ecke gesessen, ärgerlich darüber, hier mit Nichtsthun die Zeit zu versäumen. Als er sie gewahr wurde, stand sie gerade auf, um sich von ihrer Mutter zu verabschieden.

Diese fand ihr größtes Vergnügen daran, die schöne Welt von Plassans sich so von ihr entfernen zu sehen, unerschöpflich in Komplimenten und Lobeserhebungen über ihren Punsch, ihren grünen Salon und die bei ihr ver=

lebten angenehmen Stunden. Dabei erinnerte sie sich daran, daß ehemals dieselbe vornehme Welt sie verachtete, während jetzt selbst die Reichsten nicht liebenswürdig genug sich gegen diese ausgezeichnete Frau Rougon zeigen konnten.

„Ach! Madame," lispelte der Friedensrichter Maffre, „hier schwinden einem die Stunden, ohne daß man es merkt."

„Sie nur verstehen, in dieser verwünschten Gegend eine angenehme Gesellschaft zusammenzubringen," flüsterte die schöne Frau Condamine.

„Wir erwarten Sie morgen zu einem Diner," sagte Herr Delangre; „aber so viel können wir Ihnen freilich nicht bieten."

Martha mußte, um zu ihrer Mutter zu gelangen, durch diese Schaar von Schmeichlern hindurch. Sie küßte die Alte und wollte sich eben zurückziehen, als Felicité sie zurückhielt und um sich spähte, als ob sie jemanden suche. Als sie den Abbé Faujas bemerkt hatte, rief sie lachend:

„Herr Abbé, wollen Sie sich galant erweisen?"

Der Abbé verneigte sich.

„Dann seien Sie doch so freundlich, meine Tochter zu begleiten, da Sie in demselben Hause wohnen; Sie wird es nicht weiter stören und man muß doch durch ein finsteres Gäßchen, welches wahrlich nicht vertrauenerweckend ist."

Martha versicherte, sie sei doch kein kleines Mädchen mehr, um sich zu fürchten; da aber ihre Mutter darauf bestand und erklärte. sie habe sonst keine Ruhe, so

nahm sie den Schutz des Abbé an. Als dieser sich mit ihr entfernte, flüsterte Felicité, welche sie bis an die Treppe begleitet hatte, dem Geistlichen nochmals lächelnd ins Ohr:

„Merken Sie sich meine Worte . . . Suchen Sie den Frauen zu gefallen, wenn Plassans Ihnen gehören soll.“

Siebentes Kapitel.

An demselben Abend konnte Mouret gar nicht einschlafen und quälte deshalb Martha mit tausenderlei Fragen über die Gesellschaft. Sie antwortete, es sei alles wie gewöhnlich verlaufen und sie habe durchaus nichts außerordentliches bemerkt; nur fügte sie hinzu, daß der Abbé Faujas sie begleitet und über unbedeutende Dinge mit ihr gesprochen habe. Mouret war bei alledem äußerst unwillig über die „Gleichgültigkeit" seiner Frau, wie er deren ruhiges Wesen zu bezeichnen pflegte.

„Ich glaube, man könnte einander bei Deiner Mutter totschlagen," sagte er, mit wütender Geberde den Kopf in das Kissen wühlend, „Du würdest mir sicherlich nichts davon sagen."

Als er am folgenden Tage zum Abendessen nach Hause kam, rief er Martha, sobald er dieselbe bemerkte, zu:

„Dachte ich mir's doch gleich; Du hast Augen und siehst nicht, meine Beste ... Ach! wie das Dir so ähnlich sieht, den ganzen Abend im Salon zu verbringen, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, was um Dich her gesprochen oder gethan wird! ... Die ganze

Stadt spricht schon davon! Fast bei jedem Schritte traf ich jemanden, der mir die Sache berichtete."

„Was denn, mein Freund?" frug Martha erstaunt.

„Nun, den herrlichen Erfolg des Abbé Faujas! Man hat ihn ja im grünen Salon zur Thür hinausgeworfen."

„O nein, das weiß ich ganz genau; ich habe nichts dergleichen bemerkt."

„Jawohl! ich sagte es doch gleich, Du siehst nichts... Und weißt Du, was der Abbé in Besançon gemacht hat? Er hat, glaube ich, einen Pfarrer erdrosselt oder irgend so eine Unthat begangen. Man ist nicht ganz genau darüber unterrichtet... Gleichviel, man scheint ihn eben recht hübsch zugedeckt zu haben."

Martha schlug die Augen nieder und ließ ihren Mann ruhig über die Niederlage des Abbé triumphieren.

„Meine erste Idee lasse ich mir nicht nehmen," fuhr er fort; „Deine Mutter scheint mit ihm irgend etwas im Schilde zu führen. Man hat mir erzählt, sie sei ungemein liebenswürdig gewesen. Sie hat doch wohl den Abbé gebeten, Dich zu begleiten, nicht wahr? Warum hast Du mir denn das nicht gesagt?"

Ein leises Achselzucken war ihre ganze Antwort.

„Du bist wahrlich sonderbar!" rief er aus. „Alle diese Einzelheiten sind doch von ungeheurer Wichtigkeit... So hat Frau Paloque, welche ich soeben traf, mir mitgeteilt, sie sei mit mehreren Damen zurückgeblieben, um zu sehen, auf welche Weise der Abbé das Haus verlassen werde. Da hat denn Deine Mutter Dich benutzt, um den Rückzug des Pfaffen zu decken, und da merkst Du

noch nichts? ... Nun, versuche einmal, Dich zu erinnern; was hat er denn unterwegs zu Dir gesagt?"

Er hatte sich dabei gerade vor seine Frau hingesetzt und schaute sie mit fragenden Blicken aus seinen kleinen Augen an.

„Mein Gott!" antwortete sie gelassen, „er hat nur ganz unbedeutende Dinge gesagt, welche jedermann sagen kann . . . Er hat von der ziemlich heftigen Kälte gesprochen, von der Ruhe, welche des Nachts in der Stadt herrscht, und schließlich, glaube ich, von dem angenehmen Abend, welchen er verbracht habe."

„Ha! dieser Mucker! . . . Und hat er Dich nicht über Deine Mutter oder die bei ihr verkehrenden Personen befragt?"

„Nein. Übrigens ist es ja nicht weit von der Rue de la Bonne nach hier; wir haben nicht einmal drei Minuten gebraucht. Er ging neben mir her, ohne mir seinen Arm anzubieten, und machte so große Schritte, daß ich fast rennen mußte ... Ich begreife nicht, weshalb man so erbittert ist. Er sieht durchaus nicht so beneidenswert aus und in seinem dünnen Chorrock zittert der arme Mann förmlich vor Kälte."

Mouret, der von Gemütsart ziemlich weich war, murmelte:

„Das ist allerdings wahr; seitdem es gefriert, wird ihn nicht gerade schwitzen."

„Außerdem," fuhr Martha fort, „können wir doch garnicht über ihn klagen: er bezahlt pünktlich, er macht keinen Lärm ... Wo würdest Du denn einen so guten Mieter finden wollen?"

„Nirgends, das weiß ich ... Was ich eben sagte, geschah nur, um Dir zu beweisen, wie wenig Du Acht giebst, wenn Du irgendwohin gehst. Früher kannte ich die bei Deiner Mutter verkehrende Gesellschaft viel zu gut, um mich um das zu kümmern, was außerhalb des grünen Salons über sie gesprochen wurde. Nichts als Klatschereien, Lügen und ungeheuerliche Erzählungen. Ohne Zweifel hat der Abbé niemanden erwürgt, ebenso-wenig, wie er wahrscheinlich Bankerott gemacht hat ... Ich sagte schon zu Frau Paloque: „Ehe man über andere spricht, würde man gut thun, vor der eigenen Thür zu kehren.“ Schlimm genug, wenn sie dies auf sich bezogen hat.“

Dies war eine Lüge von Mouret, denn er hatte jene Worte gar nicht zu Frau Paloque gesagt. Aber die Sanftmut Marthas erfüllte ihn mit einer gewissen Scham über die Freude, welche er soeben über das Malheur des Abbé bezeigt hatte, und an den folgenden Tagen trat er ganz offen auf die Seite des Geistlichen. Als er bei dieser Gelegenheit mehrere ihm besonders verhaßte Persönlichkeiten traf, wie Herrn von Bourdeu, Herrn Delangre und den Doktor Porquier, lobte er diesen gegenüber den Abbé Faujas über alle Maßen, nur um nicht mit ihnen derselben Meinung zu sein, sondern sie zu ärgern und in Erstaunen zu versetzen. Wenn man ihn jetzt erzählen hörte, so war der Geistliche ein ganz bedeutender Mann von fester Entschlossenheit und schlichtem Charakter. Es müsse, bemerkte er, wahrlich recht boshafte Leute geben, und dabei erging er sich in mancherlei Anspielungen auf die Personen, welche die gewöhn-

lichen Besuche bei Rougons bildeten, indem er dieselben als einen Haufen von Heuchlern, Muckern und eitlen Dummköpfen hinstellte, welche am liebsten im Trüben fischten. So hatte er nach einiger Zeit die Streitsache des Abbé unbedingt auch zu der seinigen gemacht, und er bediente sich seiner Person, um die Gesellschaft der Unterpräfektur sowohl als auch die bei Rastoils aufs Haupt zu schlagen.

„Es ist doch wirklich jammervoll,“ sagte er oft zu seiner Frau, wobei er ganz vergaß, daß Martha schon ganz andere Worte hatte aus seinem Munde kommen hören; „wenn man sieht, wie Leute, welche ihr Vermögen doch nur zusammengeraubt haben, derartig über einen armen Menschen herfallen, welcher nicht einmal zwanzig Frank besitzt, um sich eine Fuhre Holz zu kaufen!... Nein, siehst Du, so etwas empört mich, und ich kann sicher Garantie für ihn leisten; denn ich weiß, was er thut und wie er denkt, seitdem er bei mir wohnt. So verhehle ich jenen die Wahrheit nicht im mindesten, und wenn ich sie treffe, so behandle ich sie, wie sie es verdienen ... Ja, es soll sogar noch weiter kommen. Der Abbé soll mein Freund werden, er soll mit mir auf der Promenade spazieren gehen, um zu zeigen, daß ich nicht fürchte, in seiner Gesellschaft gesehen zu werden, so geachtet und reich ich auch bin ... Vor allen Dingen lege ich Dir ans Herz, mit diesen armen Leuten möglichst liebenswürdig zu sein.“

Martha lächelte verstohlen; denn im Grunde war sie entzückt über die freundschaftlichen Vorschläge, welche ihr Mann hinsichtlich der Mietsleute machte. Auch Rosa

erhielt die Weisung, freundlich zu sein, und wenn es am Morgen regnete, sollte sie sich der Frau Faujas anbieten, um deren Einkäufe zu besorgen. Obwohl nun diese stets die Hülfe der Köchin ablehnte, so war sie doch bei weitem nicht mehr so still und abgeschlossen, wie in der ersten Zeit. Als sie eines Morgens Martha traf, welche eben vom Boden herabkam, wo das Obst aufbewahrt wurde, unterhielt sie sich nicht nur, sondern ließ sich sogar soweit herab, zwei prächtige Birnen anzunehmen. Diese beiden Birnen gaben den Anlaß zu einer ziemlich vertraulichen Verbindung.

Auch der Abbé Faujas schlich jetzt nicht mehr so eilig die Treppen hinauf, und das Rauschen seines Chorrockes auf den Stufen war für Mouret ein willkommenes Zeichen, der jetzt fast jeden Tag unten an der Treppe wartete und sich, wie er zu sagen pflegte, glücklich schätzte, ein Stück Wegs mit ihm zu gehen. Er hatte sich auch bei ihm für den seiner Frau geleisteten kleinen Dienst bedankt und ihn dabei zugleich in schlauer Weise ausgefragt, um zu erfahren, ob er wieder zu Rougons gehen werde. Der Abbé hatte gelächelt und ohne alle Verlegenheit zugegeben, daß er nicht für die Gesellschaft passe. Mouret war entzückt darüber und glaubte nunmehr etwas über die Bestimmung seines Mieters erfahren zu können; zugleich hoffte er, ihn völlig dem grünen Salon zu entziehen und ihn ganz für sich gewinnen zu können. Ebenso erblickte er an dem Abende, wo Martha ihm erzählte, Frau Faujas habe zwei Birnen angenommen, darin einen günstigen Umstand zur Förderung seiner Pläne.

„Feuern die im zweiten Stock bei der Kälte denn wirklich nicht?“ frug er eines Tages in Rosas Gegenwart.

„Nein! Herr,“ antwortete die Köchin, welche merkte, daß die Frage ihr galt, „das ist schwerlich möglich, da ich nie ein Scheitchen Holz habe bringen sehen. Sie müßten denn gerade ihre vier Stühle verfeuern, oder Frau Faujas müßte das Holz in ihrem Handkorbe nach Hause tragen.“

„Darüber sollten Sie nicht witzeln, Rosa,“ warf Martha ein. „Die armen Leute müssen in ihren großen Zimmern schrecklich vom Froste leiden.“

„Das glaube ich gern,“ versetzte Mouret; vorige Nacht sind zehn Grad Kälte gewesen, und man hegt starke Befürchtungen wegen der Olivenbäume. Unser Wassertopf oben ist gefroren ... Unser Zimmer hier ist klein, da wirds schnell warm.“

In der That war das Speisezimmer sorgfältig mit Polstern garniert, so daß nicht der geringste Lufthauch durch die Spalten der Holzverkleidungen dringen konnte, während ein großer Ofen aus Steingut beständig eine wahre Badezimmerwärme unterhielt. Im Winter pflegten die Kinder entweder zu lesen oder zu spielen; während Mouret vor dem Schlafengehen seine Frau zwang, eine Partie Piquet mit ihm zu spielen, was für sie eine wahre Qual war. Lange hatte sie sich zwar geweigert, die Karten anzurühren, indem sie vorgab, sie kenne kein Spiel; er jedoch hatte sie im Piquet unterrichtet und von dieser Zeit an mußte sie sich fügen.

„Weißt Du,“ fuhr er fort, „wir sollten die beiden Faujas einladen, die Abende hier zu verbringen. Da

können sie sich wenigstens zwei oder drei Stunden lang wärmen. Außerdem haben wir auf diese Weise auch Gesellschaft und langweilen uns nicht so sehr . . . Lade sie also ein; sie werden sicherlich nicht wagen, sich zu weigern."

Als am nächsten Tage Martha Frau Faujas im Vorzimmer traf, geschah die Einladung, und die alte Dame nahm dieselbe zugleich im Namen ihres Sohnes ohne alles Bedenken auf der Stelle an.

„Es ist wirklich erstaunlich, daß sie keine Umstände gemacht hat," sagte Mouret. „Ich glaubte schon, man würde sie viel mehr bitten müssen. Der Abbé scheint also jetzt allmählich zu begreifen, daß es nicht recht von ihm ist, so zurückgezogen zu leben."

Am Abend verlangte Mouret, daß der Tisch bei guter Zeit angeräumt werde, denn er hatte eine Flasche Glühwein und einen Teller voll kleines Gebäck holen lassen. Obwohl dies nicht viel war, so hielt er doch eben darauf, zu zeigen, daß nicht nur Rougons ihre Gäste zu behandeln verständen. Gegen acht Uhr kamen seine Mietsleute herab, und Faujas trug sogar einen neuen Chorrock. Mouret war darüber so erstaunt, daß er als Antwort auf die Komplimente des Geistlichen nur die Worte stammeln konnte:

„Wahrlich, Herr Abbé, alle Ehre vor Ihnen . . . Vorwärts, Kinder, bringt Stühle her."

Hierauf setzte man sich zu Tische. Es war fast zu warm, denn Mouret hatte den Ofen übermäßig vollgestopft um zu beweisen, daß es ihm auf ein Bündel Holz mehr oder weniger nicht ankam. Der Abbé Faujas zeigte

sich ungemein mild gestimmt; er herzte Desirée und frug die beiden Knaben nach ihren Studien. Martha, welche mit Strumpfstricken beschäftigt war, schaute zuweilen von ihrer Arbeit auf und schien erstaunt zu sein über diese weiche fremdartige Stimme, welche sie in der dumpfen Stille des Speisezimmers gewöhnlich nicht hörte. Einige Augenblicke musterte sie das starkknochige Gesicht des Priesters; hierauf senkte sie abermals den Kopf, ohne indeß das Interesse zu verbergen, welches sie an diesem so robusten und doch dabei sanften Manne fand. Mouret, der kein Auge von dem neuen Chorrocke verwandte, konnte sich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen:

„Herr Abbé, es war durchaus nicht nötig, daß Sie erst Toilette machten. Sie wissen doch, daß wir nichts auf Äußerlichkeiten geben.“

Martha errötete; aber der Priester erzählte in heiterem und unbefangenem Tone, daß er diesen Chorrock im Laufe des Tages gekauft habe und zwar nur um seiner Mutter einen Gefallen zu thun, da diese ihn in dieser neuen Kleidung schöner als einen König finde.

„Nicht wahr, Mutter?“

Frau Faujas nickte zustimmend, ohne jedoch ihren Sohn aus den Augen zu lassen. Sie hatte sich ihm gegenübergesetzt und betrachtete ihn in dem gelben Lampenlichte mit entzückter Miene.

Hierauf wurde von allem möglichen gesprochen und es schien, als habe der Abbé Faujas dabei völlig seine kühle düstere Stimmung abgelegt. Er blieb zwar ernst aber sein Ernst war eher Gutmütigkeit zu nennen; er hörte Mouret zu, antwortete ihm auf die unbedeutendsten

Fragen und schien an seinen Klatschgeschichten wirklich Interesse zu finden. Dieser war jetzt sogar soweit gekommen, daß er ihm seine Lebensweise auseinandersetzte.

„Wie Sie hier sehen," schloß er, „so verbringen wir jeden Abend. Wir laden niemand ein, weil es im Familienkreise besser ist, und jeden Abend spiele ich mit meiner Frau ein Piquet. Es ist dies bei mir eine alte Gewohnheit, und ohne diese befriedigt zu haben, würde es mir sicherlich schwer fallen einzuschlafen."

„Aber dann wollen wir Sie durchaus nicht stören," rief Abbé Faujas aus. „Ich bitte Sie herzlich, sich vor uns ganz und gar nicht zu genieren."

„O nein! so versessen bin ich nicht darauf, und wegen dieses einzigen Males werde ich wohl nicht gleich sterben."

Der Priester aber bestand darauf, und als er sah, daß Martha sich noch mehr dagegen sträubte als ihr Mann, wandte er sich nach seiner Mutter um, welche schweigend und mit gefalteten Händen dasaß.

„Mutter," sagte er, „spiele Du doch eine Partie Piquet mit Herrn Mouret."

Sie warf ihm einen forschenden Blick zu. Mouret weigerte sich noch immer, indem er erklärte, er wolle den Abend nicht stören; als aber der Priester ihm mitteilte, seine Mutter besitze eine bedeutende Gewandtheit in dem Spiele, gab er nach und brummte:

„Wirklich? ... Nun, wenn Madame es durchaus wünscht, und es niemand stört ..."

„Immerzu, Mutter, spiele nur mit," widerholte Faujas in bestimmterem Tone.

„Gewiß," entgegnete sie schließlich, „das wird mir Vergnügen machen ... Nur muß ich dann meinen Platz wechseln."

„Nichts leichter als das," versetzte Mouret hocherfreut. „Sie wechseln einfach den Platz mit Ihrem Sohne ... Herr Abbé, haben Sie doch die Güte, sich neben meine Frau zu setzen; Madame wird sich hier neben mich setzen ... Sehen Sie, so macht sich die Sache."

Der Geistliche, welcher anfangs Martha gegenüber auf der andern Seite des Tisches Platz genommen hatte, sah sich auf diese Weise plötzlich neben ihr; ja sie waren sogar gewissermaßen an dem einen Ende des Tisches allein, da die beiden Spielenden ihre Stühle aneinander gerückt hatten. Octave und Serge hatten sich vor wenigen Augenblicken zur Ruhe begeben, während Desirée, wie gewöhnlich, am Tische eingeschlummert war. Als es zehn Uhr schlug, wollte Mouret, der die erste Partie verloren hatte, durchaus noch nicht schlafen gehen, sondern forderte eine Revanchepartie. Frau Faujas warf ihrem Sohne einen fragenden Blick zu und begann hierauf mit ihrer gewöhnlichen Ruhe von neuem die Karten zu mischen. Unterdessen wechselte der Abbé kaum einige Worte mit Martha, und sein Gespräch beschränkte sich auf ziemlich unbedeutende Gegenstände, auf die Wirtschaft, auf den Preis der Lebensmittel in Plassans und auf die Sorgen, welche die Kinder verursachen. Martha beantwortete seine Fragen in durchaus höflicher Weise und schaute von Zeit zu Zeit auf, wobei sie die Unterhaltung in den Bahnen kluger Besonnenheit hielt.

Es war beinahe elf Uhr, als Mouret seine Karten etwas verstimmt auf den Tisch warf.

„Ich habe wieder verloren,“ sagte er. „Ich hatte heute Abend keine schöne Karte. Morgen werde ich vielleicht mehr Glück haben ... Morgen wieder, nicht wahr, Madame?“

Als nun der Abbé Faujas sich entschuldigte und sagte, er wolle seine Güte nicht mißbrauchen, denn sie könnten die Familie doch nicht jeden Abend stören, rief er aus:

„Sie stören mich durchaus nicht! Im Gegenteil, Sie machen uns Vergnügen ... Übrigens, wenn ich verliere, kann mir Madame doch keine Partie wieder verweigern.“

Als sie endlich die Einladung angenommen und sich wieder nach ihrer Wohnung begeben hatten, zeigte er sich sehr ungehalten über seine verlorene Partie und brummte:

„Die Alte spielt lange nicht so gut wie ich, das bin ich sicher. Aber ein gutes Auge hat sie, und man könnte fast glauben, sie mogelt ... Morgen werden wir ja sehen.“

Von nun an kamen die beiden Faujas täglich herab, um den Abend bei Mourets zu verbringen. Zwischen der alten Dame und ihrem Hauswirt hatte sich eine förmliche Spielwut entwickelt und es schien fast, als treibe sie ihren Scherz mit ihm, indem sie ihn immer nur gerade so lange gewinnen ließ, daß er den Mut nicht verlor, was ihn mit bitterem Ingrimm erfüllte, umsomehr als er sich etwas zu gute darauf that, im Piquetspiel etwas

Tüchtiges zu leisten. Er hatte sich eingebildet, sie wochenlang besiegen zu können, ohne sich auch nur eine einzige Partie abnehmen zu lassen. Sie hingegen bewahrte eine wunderbare Kaltblütigkeit; ihr starkknochiges Gesicht blieb stumm, und ihren dicken Händen entfielen die Karten mit der Kraft und Regelmäßigkeit einer Maschine. So waren bereits acht Tage vergangen und noch immer sah man die beiden jeden Abend regungslos am Tische sitzen, völlig in ihr Spiel vertieft.

Am andern Ende des Tisches zu beiden Seiten des Ofens saßen Faujas und Martha fast ganz abgeschlossen. Der Abbé empfand als Mann und Priester eine gewisse Abneigung gegen das weibliche Geschlecht; er suchte sich dasselbe fernzuhalten wie ein störendes Hindernis, welches eines gebildeten Geistes nicht würdig ist, und gar oft machte sich bei ihm unwillkürlich diese Abneigung in einer barschen Äußerung Luft. Martha, von einer eigentümlichen Beklommenheit erfaßt, blickte dann empor wie eine Person, welche sich ängstlich umschaut, ob nicht etwa hinter ihr eine feindliche Macht drohend den Arm erhebt. Manchmal, wenn sie gerade recht heiter war, schwieg sie plötzlich, sobald sie seinen Chorrock gewahrte; sie stockte und schien über sich selbst zu staunen, daß sie mit einem Manne sprach, welcher von den übrigen sich so ganz verschieden zeigte, und es dauerte lange, ehe es zwischen ihnen zu einer gewissen Vertraulichkeit kam.

Niemals frug der Abbé Faujas sie bestimmt über ihren Gatten, ihre Kinder oder ihr Hauswesen. Nichtsdestoweniger durchforschte er allmählich selbst die geringsten Einzelheiten ihrer Vergangenheit und ihrer gegenwärtigen

Lebensweise, und jeden Abend lernte er eine neue Thatsache kennen, während Mouret und Frau Faujas eifrig ihrem Spiele oblagen. Einmal ließ er die Bemerkung fallen, daß die beiden Ehegatten einander merkwürdig ähnelten.

„Ja,“ entgegnete Martha lächelnd; „als wir zwanzig Jahre alt waren, hielt man uns allgemein für Geschwister. Dies ist sogar einigermaßen entscheidend für unsere Heirat gewesen; man scherzte, pflegte uns stets neben einander zu stellen und sagte, wir würden ein recht hübsches Paar abgeben. Die Ähnlichkeit war so stark, daß der ehrwürdige Herr Fangon, obwohl er uns kannte, dennoch zögerte uns zu trauen.“

„Aber Sie sind doch verwandt mit einander?“ frug der Priester.

„Allerdings,“ entgegnete sie leicht errötend, „mein Mann ist ein Macquart, und ich stamme von den Rougons.“

Hier schwieg sie einen Augenblick; sie schien verlegen zu sein, da sie bemerkte, der Priester kenne die Geschichte ihrer in Plassans berühmten Familie. Die Macquarts waren ein Bastardzweig der Rougons.

„Das Sonderbarste ist,“ fuhr sie fort, um ihre Verlegenheit zu verbergen, „daß wir beide unsrer Großmutter ähnlich sehen. Mein Mann sieht seiner Mutter ähnlich; bei mir hingegen möchte man sagen, die Aehnlichkeit habe meinen Vater übersprungen.“

Nun erzählte der Abbé ein ähnliches Beispiel aus seiner Familie. Er hatte eine Schwester, welche, wie es schien, das lebende Abbild seiner Mutter war. In die-

sem Falle hatte die Aehnlichkeit sogar zwei Generationen übersprungen. Dazu erinnerte seine Schwester auch noch hinsichtlich ihres Charakters, ihrer Gewohnheiten bis zum Tone ihrer Stimme durchaus an den Ahnen.

„Genau wie bei mir," bemerkte Martha; „als ich noch klein war, hörte ich immer sagen: „das ist die Tante Dide, wie sie leibt und lebt," die arme Frau befindet sich gegenwärtig in Tulettes; sie ist nie klaren Sinnes gewesen . . . Was mich anbetrifft, so bin ich mit der Zeit ganz ruhig geworden und habe mich wohler gefühlt; aber ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich im Alter von zwanzig Jahren öfter Schwindelanfälle und verworrene Gedanken hatte. Sehen Sie, ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke, was für ein sonderbares Mädchen ich war."

„Und Ihr Gatte?"

„O! der ist nach seinem Vater geraten, einem Hutmacher von ruhiger gesetzter Natur . . . Wir ähnelten einander zwar von Gesicht; aber hinsichtlich des Charakters durchaus nicht . . . Mit der Zeit sind wir allerdings ganz ähnlich geworden. Ach! wie ruhig lebten wir doch in unserm Laden in Marseille! Während meines fünfzehnjährigen Aufenthaltes daselbst habe ich gelernt, zu Hause mitten unter meinen Kindern glücklich zu sein."

Jedesmal, wenn der Abbé Faujas auf dieses Kapitel zu sprechen kam, bemerkte er an ihr ein gewisses Mißbehagen. Gewiß lebte sie jetzt glücklich, wie sie sagte; aber er glaubte, in dieser nervösen Natur alte Seelenkämpfe zu erraten, die sich erst mit dem steigenden

Alter einigermaßen besänftigt hatten. Dabei stellte er sich im Geiste die verhängnisvolle Spannung zwischen diesen äußerlich einander so ähnlichen Naturen vor, welche alle ihre Bekannten wie für einander geschaffen hielten; während doch im Grunde ihres Wesens die Hefe unehelicher Geburt, der Kampf des aufgeregten Mischblutes die beiden verschiedenen Charaktere in beständigem Widerstreite hielten. Nun wußte er sich auch die verhängnisvollen Störungen eines geregelten Lebens, die Abstumpfung der Leidenschaften durch die täglichen Sorgen des Handels zu erklären. Obwohl beide gegenwärtig noch ziemlich jung waren, schienen sie für die meisten Reize des Lebens doch schon völlig abgestorben. Der Abbé suchte nun auf schlaue Weise zu erfahren, ob Martha sich auch in ihr Schicksal füge.

„O!" entgegnete sie, „es gefällt mir ganz gut in meiner Häuslichkeit; meine Kinder sind mir Trost genug. Nun bin ich übermäßig heiter gewesen; ich langweilte mich einigermaßen; ich glaube, es fehlt mir die rechte geistige Beschäftigung ... Aber wozu auch? Ich hätte mich vielleicht nur übersonnen. Früher konnte ich nicht einmal einen Roman lesen, ohne die wütendsten Kopfschmerzen zu bekommen, und dann schwirrten mir des Nachts die betreffenden Personen wie Phantome im Kopfe herum ... Nur das Nähen hat mich nie erschöpft. Deshalb bleibe ich am liebsten zu Hause und vermeide alle jene Geräusche, Klatschereien und kleinlichen Neigungen der Außenwelt."

Bisweilen stockte sie und warf einen Blick auf die schlummernde Desirée, welche in ihrem Schlummer das

Gesicht zu einem milden aber bisweilen stumpfsinnigen Lächeln verzogen hatte.

„Das arme Kind!“ flüsterte sie, „sie kann nicht einmal nähen, denn sofort erfaßt sie der Schwindel . . . Sie hat nur die Tiere gern. Jedesmal, wenn sie einen Monat lang bei ihrer Amme verbracht und dort sich auf dem Hühnerhofe ergötzt hat, kehrt sie mit rosigen Wangen und im besten Wohlsein zurück.“

Oft sprach sie auch wieder mit einer gewissen bangen Furcht von Tulettes und aus alledem merkte der Abbé, daß in dem sonst so friedlichen Hause doch eine sonderbare Aengstlichkeit herrschte. Sicherlich war Martha ihrem Gatten in treuer Freundschaft zugethan; nur wurde ihre Zuneigung durch eine eigentümliche Furcht vor Mouret's Scherzen und fortwährenden Neckereien gestört. Ebenso fühlte sie sich durch seinen Eigennutz beleidigt, und es war, als grolle sie ihm wegen der friedlichen Sorglosigkeit, mit welcher er ihren Hausstand gesichert hatte, wegen eben desselben Glückes, das sie zu genießen behauptete. Wenn sie von ihrem Manne sprach, wiederholte sie immer:

„Er ist sehr gut gegen uns . . . Sie sollten ihn nur manchmal zanken hören; aber sehen Sie, er liebt einmal die peinlichste Ordnung in allen Dingen und oft sogar bis zur Lächerlichkeit; er kann böse werden, wenn im Garten ein Blumentopf nicht am rechten Orte steht oder wenn ein Spielzeug im Zimmer umherliegt . . . Anderseits hat er aber auch wieder recht, seinen Willen durchzusetzen. Ich weiß, daß er manche Feinde hat, weil er sich einiges Vermögen erworben und noch immer

von Zeit zu Zeit ein gutes Geschäft macht, ohne sich auch nur im mindesten um das Gerede der Leute zu kümmern . . . Man treibt auch wegen meiner Scherz mit ihm; man behauptet, er sei geizig, er lasse mich nicht aus dem Hause gehen und gönne mir kaum ein Paar neue Schuhe. Das ist nicht wahr; denn ich genieße unbedingte Freiheit. Allerdings sieht er mich lieber hier, wenn er nach Hause kommt, anstatt daß ich spazieren gehe oder Besuche mache. Außerdem kennt er auch meinen Geschmack! Was könnte ich wohl mehr wünschen?"

Wenn sie auf diese Weise Mouret gegen die Klatschereien von Plassans in Schutz nahm, so zeigte sich in ihren Worten eine sonderbare Aufregung, als fühle sie zugleich das Bedürfnis, ihn gegen die geheimen Vorwürfe zu verteidigen, welche ihrem eignen Innern entstammten. Es schien, als flüchte sie in das enge Speisezimmer, in den alten Garten mit seinen großen Gebüschen, erfaßt von der Furcht vor einem unbekannten Dämon, dessen Macht sie ahnte, und vor einer Katastrophe, ob deren sie schon jetzt bebte. Alsdann lächelte sie wieder über ihr unglückliches Kind und nahm achselzuckend wieder ihren Strickstrumpf zur Hand oder besserte ein altes Hemd aus.

So vergingen zwei Monate. Der Abbé Faujas und seine Mutter waren die gewöhnlichen Gäste Mourets, und allabendlich sah man ein jedes von ihnen an seinem bestimmten Platze am Tische sitzen. Die Lampe stand an derselben Stelle, dieselben Worte der Spieler unterbrachen dasselbe Schweigen oder dieselbe leise Unterhaltung zwischen dem Priester und Martha. Mouret pflegte, wenn Frau Faujas ihn nicht gerade zu oft besiegt hatte,

seine Mietsleute als „sehr anständige Personen“ zu bezeichnen und zu behandeln.

Seine ganze ehemalige Neugierde war jetzt in den allabendlichen Spielen aufgegangen; jetzt spürte er nicht mehr hinter dem Abbé her, sondern er versicherte, daß er ihn als Ehrenmann ganz genau kenne.

„Ach! laßt mich doch in Ruhe!“ rief er denen zu, welche in seiner Gegenwart sich Angriffe auf den Abbé Faujas erlaubten. „Ihr macht da ein Gerede, als ob sonst etwas wäre, wogegen sich die Sache ja doch ganz einfach erklären läßt ... Wahrlich! ich kenne ihn jetzt wie meinen kleinen Finger und er verbringt jeden Abend in meiner Gesellschaft ... Ja! das ist allerdings nicht ein Mann, der sich jedem anvertraut, und ich begreife recht wohl, daß man ihm deshalb gram ist und ihn für stolz hält.“

Es gereichte Mouret zu ganz besonderer Genugthuung, in Plassans der einzige zu sein, der sich rühmen konnte, den Abbé Faujas näher zu kennen; ja, er mißbrauchte sogar diesen Vorteil und jedesmal, wenn er Frau Rougon traf, gab er ihr mit triumphierender Miene zu verstehen, daß er ihr einen Gast abspenstig gemacht habe. Diese jedoch begnügte sich mit einem verstohlenen Lächeln. Seinen intimen Bekannten gegenüber ging Mouret sogar noch weiter: er behauptete geheimnisvoll, diese verteufelten Priester könnten nichts so machen, wie andere Menschen; dabei erzählte er über die Art, wie der Abbé zu trinken pflege, wie er mit den Frauen rede und wie er stets mit ausgespreizten Beinen dasitze, ohne dieselben jemals über einander zu schlagen; alles kleine

Anekdoten, in denen bei ihm die ängstliche Ruhelosigkeit des Freidenkers gegenüber dem lang herabwallenden geheimnisvollen Chorrocke seines Gastes zur Geltung kam.

So waren die ersten Tage des Februars herangekommen, und es schien, als vermeide der Abbé Faujas sorgfältig, mit Martha über Religion zu sprechen. Einmal hatte sie ihm natürlich und in ziemlich heiterem Tone gesagt:

„Nein, Herr Abbé, ich gehöre nicht zu den Frommen im Lande, ich gehe auch nicht oft in die Kirche . . . Sehen Sie, in Marseille war ich stets von Geschäften in Anspruch genommen, und jetzt wieder bin ich zu bequem, um auszugehen. Außerdem, das muß ich Ihnen offen sagen, bin ich auch durchaus nicht religiös erzogen.“

Ohne zu antworten, hatte sich der Priester verneigt, als wolle er damit zu verstehen geben, daß er unter solchen Umständen lieber gar nicht von diesen Dingen sprechen wolle. Dennoch lenkte er eines Abends das Gespräch auf den unerwarteten Trost, welchen die leidenden Seelen in der Religion finden. Es war dabei gerade die Rede von einer armen Frau, die widrige Schicksale zum Selbstmorde getrieben hatten.

„Sie hat nicht recht gethan, zu verzweifeln,“ versetzte der Geistliche mit tiefer Betonung. „Ohne Zweifel kannte sie den Trost des Gebetes nicht. Ich habe schon genug Frauen weinend und zerknirscht zu uns kommen sehen und dieselben gingen jedesmal mit einer Ergebung von dannen, die sie anderswo vergebens suchen würden, mit einer wahren Lebensfreude. Das kam aber daher, daß sie auf die Kniee gesunken waren und das Glück

gekostet hatten, sich in einer einsamen Kirchenecke vor Gott zu demütigen."

Träumerisch hatte Martha diesen Worten gelauscht und endlich flüsterte sie, als spreche sie mit sich selbst:

„Ja, das muß wirklich ein Glück sein; ich habe zwar schon oft daran gedacht, mich aber immer gefürchtet."

Solche Gegenstände berührte der Abbé nur ganz selten; vielmehr sprach er oft über die christliche Liebe. Martha war sehr gutherzig, und wenn man ihr von dem geringsten Unglücke erzählte, traten ihr die Thränen in die Augen. Der Geistliche schien nun ein besondres Gefallen zu finden, wenn er sie vor Mitleid beben sah; jeden Abend wußte er eine neue rührende Geschichte zu erzählen und dadurch ihr Mitgefühl in beständiger Spannung zu halten. Gewöhnlich ließ sie dann ihre Arbeit in den Schooß sinken, faltete die Hände und blickte ihn mit schmerzlicher Miene an, während er sich in herzzerreißenden Schilderungen über die am Hungertuche nagende Armut oder über die Unglücklichen erging, welche das Elend zum Verbrechen treibt. In solchen Fällen war sie so ergriffen, daß er mit ihr hätte thun können, was er wollte; dabei brach am andern Ende des Speisezimmers in der Regel zwischen Mouret und Frau Faujas ein lebhafter Streit aus, zuweilen nur wegen einer unrichtig angesagten „Vierzehn."

Gegen Mitte Februar geriet plötzlich wegen eines beklagenswerten Ereignisses ganz Plassans in Aufregung. Man entdeckte nämlich mehrere junge Mädchen, die der Ausschweifung fröhnten und sich auf den Straßen herum-

trieben; dies hatte aber nicht allein unter gleichalterigen jungen Flattergeistern stattgefunden, sondern es wurde auch behauptet, daß wohlsituierte Persönlichkeiten in die Sache verwickelt seien. Acht Tage lang war Martha durch diese Geschichte, welche ungeheures Aufsehen erregte, tief erschüttert; denn sie kannte selbst eine der Unglücklichen, eine Blondine, welche sie früher oft geliebkost hatte und die noch dazu die Nichte ihrer Köchin Rosa war. Sobald sie sich an diese arme Kleine erinnerte, sagte sie, gehe es ihr eiskalt durch den ganzen Körper.

„Es ist schade," bemerkte eines Abends der Abbé Faujas, „daß es in Plassans nicht ein Versorgehaus giebt, etwa nach dem Muster desjenigen in Besançon."

Von Martha mit Fragen bestürmt, erklärte er sich deutlicher über solch ein Versorgehaus. Es handelte sich dabei um eine Art Bewahranstalt für die Töchter von Arbeitern, für diejenigen acht- bis zehnjährigen Mädchen, welche die Eltern, wenn sie auf Arbeit gehen, allein zu Hause lassen müssen. Man beschäftigte sie den Tag über mit Näharbeiten und entließ sie am Abend, wenn die Eltern zurückkehrten. Auf diese Weise blieben die armen Kinder dem Laster fern und sahen stets nur gute Beispiele vor sich. Martha fand den Gedanken hochedel und ward allmählich derart eingenommen, daß sie nur noch von der Notwendigkeit sprach, in Plassans ein derartiges Haus einzurichten.

„Man könnte dasselbe ja unter den Schutz der heiligen Jungfrau stellen," flüsterte der Abbé Faujas. „Aber was wird das für Schwierigkeiten machen.

Sie wissen gar nicht, welche Mühe selbst das geringste gute Werk kostet. Um ein solches Werk wirklich nutzbringend zu leiten, bedarf es eines mütterlich fühlenden gottergebenen Herzens."

Martha betrachtete gesenkten Hauptes die neben ihr schlafende Desirée und fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen traten. Zugleich erkundigte sie sich nach den zu treffenden Maßnahmen, den Kosten des Unternehmens und den jährlichen Ausgaben.

„Wollen Sie mir behülflich sein?" frug sie eines Abends den Priester.

Der Abbé Faujas ergriff feierlich ihre Hand, hielt dieselbe einige Augenblicke fest in der seinigen, wobei er murmelte, sie sei eine der edelsten Seelen, welche er je getroffen. Er wolle den Vorschlag annehmen, fügte er hinzu, jedoch rechne er unbedingt auf sie, da er selbst zu wenig vermöge. Sie werde schon in der Stadt noch einige Damen finden, um ein Komité zu bilden, welches dann Unterschriften sammeln und sich, mit einem Worte, mit allen den so heiklen Einzelheiten eines Aufrufes an das allgemeine Wohlwollen zu befassen habe. Schon am nächsten Tage gab er ihr in Saint-Saturnin ein Rendezvous, um sie mit dem Architekten der Diözese in Verbindung zu setzen, welcher viel besser als er selbst sie über den Kostenpunkt unterrichten könne.

Als Mouret an diesem Abende zu Bett ging, war er ungemein heiter gestimmt; denn er hatte sich von Frau Faujas nicht eine einzige Partie abnehmen lassen.

„Du siehst ja recht zufrieden aus, meine Gute,"

sagte er zu seiner Frau. „Du hast wohl gesehen, wie ich ihr die Quinte zum Teufel jagte? Die Alte wurde darüber ganz perplex!“

Als nun Martha gar ein seidnes Kleid aus dem Schranke nahm, frug er erstaunt, ob sie wohl am nächsten Tage ausgehen wolle. Er hatte unten von der ganzen Unterhandlung kein Wort gehört.

„Ja,“ antwortete sie, „ich muß Verschiedenes besorgen; ich habe mit dem Abbé Faujas ein Rendezvous in der Kirche verabredet, wobei es sich um Dinge handelt, von denen ich später mit Dir sprechen werde.“

Verblüfft blieb Mouret vor ihr stehen und schaute ihr forschend ins Gesicht, um zu sehen, ob sie sich nicht etwa über ihn lustig mache. Endlich brummte er mit spöttischer Miene:

„Ei, ei! das hatte ich allerdings nicht geahnt. Jetzt hältst Du es gar mit den Pfaffen!“

Achtes Kapitel.

Am nächsten Tage begab Martha sich zuerst zu ihrer Mutter und setzte ihr auseinander, was für ein gutes Werk sie im Auge habe. Als die alte Dame lächelnd den Kopf schüttelte, ward sie fast ärgerlich und gab ihr zu verstehen, daß sie doch recht wenig christliche Liebe besitze.

„Das ist ein Gedanke des Abbé Faujas," entgegnete Felicitas rasch.

„Allerdings," murmelte Martha erstaunt; „wir haben lange zusammen darüber gesprochen. Woher wissen Sie denn das?"

Ein flüchtiges Achselzucken war Frau Rougons ganze Antwort, und mit einer gewissen Lebhaftigkeit erklärte sie:

„Nun, Du hast recht, meine Teure! Du mußt Dir Beschäftigung suchen, und da hast Du gerade etwas günstiges gefunden. Es thut mir wahrlich leid, wenn ich Dich immer in Deinem entlegenen todesstillen Hause

abgeschlossen sehe. Nur darfst Du nicht auf mich rechnen, denn ich will mich nicht in Deine Angelegenheiten mengen. Man würde sonst behaupten, ich sei die Ursache, und wir hätten uns nur verständigt, um der Stadt unsre Pläne aufzudrängen. Ich wünsche Dir aber alles Glück zu Deinem guten Gedanken, und wenn Du willst, werde ich Dir auch mit meinen Ratschlägen zur Hand sein, aber mehr nicht."

„Aber ich hatte doch auf Dich gerechnet betreffs der Teilnahme am Gründungskomité," entgegnete Martha, welche der Gedanke, ganz allein in einem so großen Unternehmen dazustehen, mit einem gewissen Schrecken erfüllte.

„Nein, nein, meine Teilnahme würde die ganze Sache verderben, versichere ich Dir. Sage Du nur im Gegenteil ganz unverhohlen, daß ich nicht am Komité teilnehmen kann und wegen zu vieler anderer Geschäfte Dein Anerbieten ausgeschlagen habe. Lasse sie gar herausmerken; daß ich Deinem Plane nicht recht traue. ... Dann sollst Du sehen, wie schnell die andern Damen sich entscheiden werden ... Sie werden entzückt sein, zu einem guten Werke beitragen zu können, mit dem ich nichts zu thun habe. Besuche Frau Rastoil, Frau von Condamine, Frau Delangre, ebenso Frau Paloque, aber diese zuletzt; sie wird sich geschmeichelt fühlen und Dir größere Dienste leisten, als alle andern ... Solltest Du Dich aber in irgend einer Verlegenheit befinden, so frage mich nur um Rat."

Hierauf begleitete sie ihre Tochter bis an die Treppe

und indem sie ihr noch einmal scharf ins Auge sah, frug sie mit listigem Lächeln:

„Dem lieben Abbé geht es doch wohl gut?“

„Sehr gut,“ antwortete Martha ruhig. „Ich will jetzt nach Saint-Saturnin gehen, wo ich den Architekten der Diözese treffen soll.“

Martha und der Geistliche hatten geglaubt, die ganze Sache schwebe noch viel zu sehr in der Luft, um den Architekten besonders stören zu müssen. Sie rechneten darauf, sich einfach eine Begegnung mit letzteren zu verschaffen, der sich täglich nach Saint-Saturnin begab wo man eben mit dem Ausbessern einer Kapelle beschäftigt war. Hier, dachten sie, könnten sie ihn um Rat fragen, ohne daß es besonders auffällig erscheinen werde. In der Kirche erblickte Martha den Abbé Faujas und Herrn Lieutard auf einem Gerüste stehend und sich unterhaltend. Als sie ihrer ansichtig wurden, stiegen sie eiligst herab. Die eine Schulter des Abbé war ganz weiß von Kalkstaub, so sehr interessierte er sich für die Arbeit.

Zu dieser Nachmittagsstunde befand sich keine einzige Betschwester in der Kirche. Das Hauptschiff und die Seitenschiffe waren vereinsamt und es wimmelte darin von einer Unzahl von Stühlen, welche zwei Kirchendiener geräuschvoll in Ordnung stellten. Hoch oben auf den Leitern plauderten die Maurer zusammen, übertönt von dem scharrenden Getöse der Kellen an den Wänden. Saint-Saturnin machte jetzt durchaus keinen religiösen Eindruck, so daß Martha beim Eintreten sich nicht einmal bekreuzt hatte. Sie setzte sich vor der in Reparatur

befindlichen Kapelle nieder, zwischen den Abbé Faujas und Herrn Lieutard, wie sie es etwa in dem Atelier des letzteren gethan haben würde, wenn sie ihn dort um seine Meinung gefragt hätte.

Die Unterhaltung dauerte über eine halbe Stunde. Der Architekt zeigte sich äußerst freundlich, und seine Ansicht ging dahin, daß es nicht nötig sei, für das Werk der heiligen Jungfrau, wie der Abbé das beabsichtigte Unternehmen zu bezeichnen pflegte, ein besonderes Lokal zu bauen. Das würde viel zu teuer sein. Es sei deshalb vorzuziehen, ein fertiges Gebäude zu erwerben, welches man dann nach den Erfordernissen des Werkes einrichten könne. Er nannte sogar ein in der Vorstadt gelegenes ehemaliges Pensionat, wo sich später ein Fouragehändler etabliert hätte und das gegenwärtig verkäuflich sei Mit einigen Tausend Franken machte er sich anheischig, diese alte Ruine vollständig umzubauen; er versprach sogar Wunderdinge, wie einen eleganten Eingang, geräumige Säle und einen mit Bäumen bepflanzten Hof. Allmählich hatten auch Martha und der Priester an der Diskussion teilgenommen und sie stritten sich jetzt mit lauter Stimme unter dem dumpfhallenden Gewölbe über die verschiedenen Einzelheiten, während Herr Lieutard mit seiner Stockspitze auf den Steinfliesen herumkritzelte, um ihnen eine Idee von der Fassade zu geben.

„Also es ist abgemacht, mein Herr,“ sagte Martha, als sie sich von dem Architekten verabschiedete. „Sie entwerfen dann einen kleinen Kostenanschlag, damit wir wissen, wonach wir uns zu richten haben . . .

Aber ich bitte Sie, die Sache gefälligst als Geheimnis zu bewahren, nicht wahr?"

Der Abbé Faujas begleitete sie bis an die kleine Kirchenthür. Als sie zusammen an dem Hochaltar vorbeikamen und sie sich noch immer lebhaft mit ihm unterhielt, erstaunte sie, ihn plötzlich nicht mehr neben sich zu sehen; nach längerem Suchen bemerkte sie ihn endlich, tiefgebeugt vor dem großen, in einem Mousselinüberzuge verborgenen Kruzifix stehend. Der Anblick dieses mit Kalk bespritzten, sich hier frömmisch verneigenden Pfaffen machte auf sie einen sonderbaren Eindruck. Sie erinnerte sich jetzt erst, wer sie eigentlich war, und mit besorgter Miene um sich her blickend, suchte sie ihre Schritte möglichst zu dämpfen. An der Thür reichte ihr der Abbé, welcher eine sehr ernste Miene angenommen hatte, schweigend seinen mit Weihwasser benetzten Finger, und ganz bestürzt bekreuzte sie sich, worauf die gepolsterte Flügelthür sich mit leisem Seufzertone hinter ihr schloß.

Von hier aus begab sich Martha zu Frau von Condamine. Es that ihr ungemein wohl, sich wieder einmal an der freien Luft auf den Straßen bewegen zu können, und die Gänge, welche sie noch zu besorgen hatte, kamen ihr vor wie eine Vergnügungspartie.

Frau v. Condamine empfing sie mit staunenswerter Freundlichkeit und sprach ihr Bedauern darüber aus, daß die liebe Frau Mouret so selten komme. Als sie erfuhr, um was es sich handelte, schien sie hocherfreut und erklärte sich sofort zu jedem Opfer bereit. Sie trug ein reizendes malvenfarbiges Kleid mit perlgrauen Bandverzierungen und empfing ihren Besuch in einem Boudoir

in welchem sie die in die Provinz verbannte feine Pariser Dame spielte.

„Das haben Sie recht gemacht, daß Sie auf mich rechneten!“ sagte sie, Martha die Hand drückend. „Wer würde denn überhaupt jenen armen Mädchen zu Hilfe kommen, wenn wir es nicht thäten, die man doch beschuldigt, ihnen durch übertriebenen Luxus mit schlechtem Beispiele voranzugehen ... Sodann ist schon der bloße Gedanke schrecklich, daß die Jugend allen Widerwärtigkeiten blosgestellt ist. Ich bin vor Kummer krank geworden, als ich die Sache hörte ... Verfügen Sie also in jedem Falle über mich.“

Als Martha ihr nun noch mitgeteilt hatte, daß ihre Mutter sich nicht an dem Komité beteiligen könne, steigerte sich ihr Wohlwollen noch vielmehr.

„Es ist sehr schade, daß sie so viel zu thun hat,“ bemerkte sie ironisch; „sie wäre uns eine große Hülfe gewesen ... Aber wir werden schon thun, was wir können. Ich habe ja mehrere Freunde. Ich werde zu Sr. Hochwürden gehen und, wenn es nötig ist, alle Hebel in Bewegung setzen ... Es muß uns gelingen, das verspreche ich Ihnen.“

Sie wollte gar keine speziellen Angaben über Einrichtung oder Kosten anhören. Man werde, meinte sie, schon das nötige Geld zu beschaffen wissen. Zugleich verlangte sie, das Werk müsse dem Komité Ehre machen, folglich müsse alles daran schön und bequem sein. Lachend setzte sie hinzu, der Ziffernkram sei ihr zu umständlich und sie wolle hauptsächlich die ersten Maßregeln, sowie die allgemeine Leitung des Projektes übernehmen. Die

liebe Frau Mouret sei doch einmal noch nicht so recht gewohnt, anregende Gedanken zu verbreiten; sie werde dieselbe deshalb auf ihren Gängen begleiten und könne ihr vielleicht sogar mehrere ersparen. So war denn bereits nach einer Viertelstunde das Werk gleichsam ihre eigene Sache, und sie war es jetzt, welche Martha darüber instruierte. Eben wollte diese sich wieder entfernen, als Herr v. Condamine hereinkam; da aber blieb sie verlegen stehen und wagte nicht mehr über den Grund ihres Besuches zu sprechen in Gegenwart dieses Provinzialinspektors, welcher, wie man behauptete, in die Skandalgeschichten jener armen Mädchen verwickelt sein sollte, deren Schande Stadtgespräch war.

Nun übernahm es Frau v. Condamine, ihrem Gatten die große Idee auseinanderzusetzen, und dieser fand dann auch die Sache sehr moralisch.

„Dieser Gedanke konnte nur von einer Mutter gefaßt werden,“ sagte er in ernstem Tone, wobei man unmöglich erraten konnte, ob er sich nicht etwa nur lustig machen wollte; „Plassans wird Ihnen also die Veredelung seiner Sitten zu verdanken haben.“

„Ich gestehe Ihnen, daß die Idee meinem eignen Innern nicht entstammt,“ entgegnete Martha, durch derartige Lobeserhebungen verlegen gemacht; „sie ist mir vielmehr von einer Person eingeflößt worden, welche ich hochachte.“

„Welche Person denn?“ frug Frau von Condamine neugierig.

„Durch Herrn Abbé Faujas.“

Hierauf berichtete Martha mit großer Unbefangen-

heit allerhand Gutes von dem Priester, ohne hierbei irgendwie auf die üblen Gerüchte anzuspielen, welche in Umlauf gewesen waren. Sie stellte ihn als einen hochachtbaren Mann hin, welchem ihr Haus zu öffnen sie sich glücklich schätze. Frau v. Condamine hörte ruhig zu.

„Ich habe es immer gesagt,“ rief sie endlich, „der Abbé Faujas ist ein ausgezeichneter Geistlicher ... Wenn Sie nur wüßten, was für Leute es giebt! Aber seitdem er bei Ihnen seine Besuche macht, wagt man nicht mehr zu spotten. Das hat allen schlimmen Vermutungen die Spitze abgebrochen ... Also, Sie meinen, daß der Gedanke von ihm stammt? Dann müssen wir ihn auch zu bewegen suchen, sich an die Spitze zu stellen. Bis dahin wollen wir aber verschwiegen sein ... Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich diesen Priester von jeher gern gehabt und in Schutz genommen habe ...“

„Auch ich habe mit ihm gesprochen, und dabei ist er mir als ein seelensguter Charakter erschienen,“ unterbrach sie der Provinzialinspektor.

Aber ein Wink seiner Frau genügte, ihn zum Schweigen zu bringen, wie sie ihn überhaupt oft mehr wie einen Diener behandelte. Die verdächtigen Nebenumstände, welche seine Heirat begleitet haben sollten, hatten sich derart gestaltet, daß er allein die Schande tragen mußte; die junge Frau, über deren Abstammung düstere Zweifel herrschten, hatte sich durch ihre Grazie und Schönheit in der ganzen Stadt beliebt gemacht. Herr v. Condamine, welcher jetzt merkte, daß er bei dieser tugendhaften Unterhaltung völlig überflüssig sei, bemerkte mit flüchtiger ironischer Miene:

„Ich will Sie nicht länger in ihrem Gottesgespräch stören, sondern mir lieber eine Zigarre anzünden . . . Octavie, vergiß nicht, Dich bei guter Zeit anzuziehen; wir gehen heute Abend nach der Unterpräfektur.“

Als er fort war, plauderten die Frauen noch einige Augenblicke, wobei sie immer wieder auf das bereits Erwähnte zurückkamen, die armen Mädchen bemitleideten, welche sich auf die schlechte Seite legten, und immer fester in dem Entschlusse wurden, dieselben vor allen Verführungen zu schützen. Besonders eiferte Frau v. Condamine gegen die Ausschweifung.

„Also gut! es ist abgemacht,“ sagte sie, Martha nochmals die Hand drückend, „bei der ersten Veranlassung stehe ich Ihnen zu Diensten . . . Wenn Sie Frau Rastoil und Frau Delangre besuchen, so sagen Sie diesen nur, daß ich alles auf mich nehme; sie werden dann nur ihre Namen für die gute Sache zu geben haben . . . Meine Idee ist doch gut, nicht wahr? Wir werden dieselbe auch streng verfolgen . . . Bitte, grüßen Sie den Abbé Faujas von mir.“

Von hier aus begab sich Martha unverzüglich zu Frau Delangre, alsdann zu Frau Rastoil. Sie fand hier zwar eine höfliche, jedoch lange nicht so warme Aufnahme wie bei Frau v. Condamine. Beide nahmen besonders an der pekuniären Seite des Unternehmens Anstoß; es bedürfe dazu, erklärten sie, bedeutende Geldmittel, welche die öffentliche Mildthätigkeit nie werde zusammenbringen, so daß schließlich die ganze Sache einen lächerlichen Anstrich erhalten könne. Martha suchte sie nach dieser Seite hin zu beruhigen, indem sie ihnen einige

Kostenanschläge machte. Als sie den Namen der Frau v. Condamine hörten, verstummten sie; sobald sie aber erfuhren, Frau Rougon habe sich entschuldigt, nahm ihre Liebenswürdigkeit in ungeahnter Weise zu.

Frau Delangre, eine kleine blasse Frau, deren frühere Sittenlosigkeit in Plassans allgemein bekannt war, hatte Martha im Kabinett ihres Gatten empfangen.

„Herr Gott," murmelte sie schließlich, „das wollte ich ja gerade. Das würde also eine Schule der Tugend für die Arbeiterjugend sein, und man könnte dadurch so manche schwache Seele vom Verderben retten. Ich kann die Sache nicht von der Hand weisen, denn ich fühle, daß ich Ihnen durch meinen Gatten doch sehr viel nützen kann, welchen sein Amt als Maire beständig mit den einflußreichen Leuten in Verbindung hält. Nur bitte ich Sie, sich bis morgen zu gedulden, denn früher kann ich Ihnen keine entschiedene Antwort geben. Unsere Stellung erfordert viel Klugheit, und ich werde Herrn Delangre deshalb erst um Rat fragen."

In Frau Rastoil fand Martha eine ebenso weichliche als spröde Frau, welche nach allerhand zierlichen Worten suchte, als sie von den unglücklichen pflichtvergessenen Mädchen sprach. Sie war sehr fett und saß bei Marthas Eintritte gerade zwischen ihren beiden Töchtern, damit beschäftigt, ein prunkvolles Meßgewand zu sticken. Sobald sie merkte, worauf das Gespräch hinauslaufe, ließ sie ihre Töchter das Zimmer verlassen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie an mich gedacht haben," sagte sie; „aber ich bin wahrlich schon zu sehr in Anspruch genommen. Ich bin bereits

an mehreren Komités beteiligt und weiß also nicht, ob ich Zeit haben würde ... Ueberdies hatte ich auch schon denselben Gedanken gefaßt, wie Sie; nur war mein Plan viel ausgedehnter und vielleicht auch vollkommener. Schon länger als einen Monat ist es her, daß ich mir vorgenommen habe, mit Sr. Hochwürden darüber zu sprechen, und noch ist mir keine Minute Zeit dazu geblieben. Schließlich können wir ja unsre Bemühungen vereinigen. Ich werde Ihnen meine Ansichten sagen, denn ich glaube, daß Sie noch über viele Punkte im Irrtume sind ... Wenn es wirklich nötig ist, werde ich mich auch der Sache widmen. Erst gestern sagte mein Mann zu mir: „Wahrlich, Du denkst gar nicht mehr an Deine eigenen Sachen, Du opferst Dich völlig für die Angelegenheiten anderer."

Martha blickte sie neugierig an; denn sie dachte hierbei an ihr ehemaliges Verhältnis mit Herrn Delangre, worüber man noch immer in den Kaffeehäusern der Promenade Sauvaire spottete. Die Frau des Maire und die des Präsidenten hatten den Namen des Abbé Faujas mit großer Vorsicht nennen hören, besonders letztere. Martha hatte sich sogar auf dieses Mißtrauen etwas zugute gethan und mit Nachdruck über die schönen Eigenschaften des Abbé gesprochen, wodurch die beiden Frauen sich schließlich genötigt sahen, einstimmig das Verdienst dieses Priesters anzuerkennen, der in der Zurückgezogenheit lebte und seine Mutter unterstützte.

Um von Frau Rastoil zu Frau Paloque zu gelangen, brauchte Martha nur quer über die Rue Balande zu gehen. Es war zwar bereits sieben Uhr; allein sie

wollte auch noch diesen Weg erledigen, gleichviel ob Mouret deshalb länger warten mußte und sie schelten werde. Paloques waren eben im Begriff, ihre Mahlzeit in einem ungeheizten Speisezimmer einzunehmen, und Frau Paloque, ärgerlich darüber, so bei Tische angetroffen zu werden, deckte die soeben aufgetragene Suppenschüssel zu. Sie erschien ungemein höflich, beinahe demütig, im Grunde machte ihr jedoch dieser unverhoffte Besuch unangenehme Sorge. Ihr Gatte, der Friedensrichter, blieb ruhig vor seinem leeren Teller sitzen.

„Diese Schelmendirnen!“ rief er aus, als Martha von den Mädchen aus dem alten Viertel gesprochen hatte. „Ich habe heute im Gerichtsamte nette Einzelheiten erfahren. Diese Mädchen haben sogar sehr hochachtbare Leute zur Ausschweifung verführt . . . Es ist gar nicht recht von Ihnen, Madame, sich für solches Gesindel zu interessieren.“

„Uebrigens,“ bemerkte Frau Paloque, „fürchte ich sehr, Ihnen gar nichts nützen zu können. Ich bin mit niemand bekannt, und mein Mann würde sich lieber den Kopf abschlagen lassen, ehe er die geringste Anregung gäbe. Wir leben ganz zurückgezogen, weil uns alle die Ungerechtigkeiten, deren wir Zeugen gewesen sind, mit einem gewissen Abscheu erfüllt haben. Wir leben hier ganz bescheiden und sind froh darüber, daß man uns vergißt . . . Sehen Sie, wenn man jetzt meinem Manne ein Avancement antrüge, er würde dasselbe ausschlagen. Nicht wahr, mein Freund?“

Ein beifälliges Kopfnicken war des Richters Antwort, und Martha stand verlegen diesen beiden häßlichen

pockennarbigen Gesichtern gegenüber, welche sich so ausgezeichnet auf diese erheuchelte Resignation verstanden. Glücklicherweise dachte sie jetzt an die Ratschläge ihrer Mutter.

„Ich hatte aber sicher auf Sie gerechnet," fuhr sie in äußerst liebenswürdigem Tone fort. „Frau Delangre, Frau Rastoil und Frau von Condamine werden sich auch beteiligen; aber, unter uns gesagt, diese Damen werden nur ihre Namen hergeben. Deshalb hätte ich nun gar zu gern eine respektable und zugleich fromme Persönlichkeit gefunden, welche sich der Sache eifriger annehmen möchte, und in Ihnen hatte ich einen solchen Charakter vorausgesetzt . . . Bedenken Sie nur, wie sehr Plassans uns zu Dank verpflichtet sein wird, wenn wir ein solches Unternehmen zum Ziele führen!"

„Gewiß, gewiß," murmelte Frau Paloque, über eine solche Redeweise entzückt.

„Außerdem sind Sie durchaus nicht ohne Einfluß. Man weiß, daß Herr Paloque in der Unterpräfektur sehr beliebt ist, ja — unter uns gesagt — man geht sogar mit dem Gedanken um, ihn zum Nachfolger des Herrn Rastoil zu machen. Sie mögen also sagen, was Sie wollen; wenn Sie auch Ihre Verdienste noch so sehr zu verbergen suchen, dieselben sind doch bekannt. Sehen Sie, außerdem ist dies auch eine vortreffliche Gelegenheit für Frau Paloque, einmal aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzutreten und zu zeigen, was für ein edles Herz sie in sich trägt."

Der Richter, hierdurch erwärmt, blickte seine Frau unter beständigem Augenzwinkern an und sagte:

„Frau Paloque hat sich doch nicht geweigert.“

„Gewiß nicht,“ versetzte diese. „Da Sie meiner wirklich bedürfen, so ist dies genügend. Es kann ja sein, daß ich abermals eine Thorheit begehe, daß ich mir allerlei Unannehmlichkeiten bereite, ohne jemals dafür Dank zu finden ... Fragen Sie nur Herrn Paloque, wie viel Gutes wir schon stillschweigend gethan haben. Sie sehen, wozu uns das geführt hat ... Aber gleichviel, man kann sich einmal nicht ändern. Wir werden wohl immer die Dummen bleiben ... Rechnen Sie also auf mich, liebe Frau.“

Paloques standen auf, und Martha verabschiedete sich, indem sie nochmals ihren herzlichen Dank für die Ergebenheit aussprach. Als sie auf der Treppe einen Augenblick stehen blieb, um ihr Kleid, welches sich zwischen die Stufen geklemmt hatte, loszumachen, hörte sie, wie die beiden hinter der Thür ziemlich erregt mit einander sprachen.

„Jetzt kommen sie zu Dir, weil sie Dich brauchen,“ sagte der Richter in bitterem Tone. „Du wirst nur ihr Packesel sein.“

„Potz Wetter!“ entgegnete seine Frau; „das soll ihnen teuer zu stehen kommen!“

Als Martha endlich nach Hause kam, war es schon beinahe acht Uhr, und Mouret wartete bereits seit einer halben Stunde. Sie fürchtete einen unangenehmen Auftritt; aber als sie sich umgekleidet hatte und ins Speisezimmer trat, fand sie ihren Mann rittlings auf einem Stuhle sitzen und ruhig mit den Fingern auf dem Tischtuche trommeln.

„Ich glaubte schon,“ bemerkte er, „Du würdest heute Nacht in einem Beichtstuhle schlafen ... Jetzt mußt Du es mir immer vorher sagen, wenn Du zur Kirche gehst, damit ich auswärts esse, sobald Dich die Pfaffen einladen.“

In dieser Weise fuhr er während der ganzen Mahlzeit fort zu spotten, und Martha empfand dies weit schmerzlicher, als wenn er sich mit ihr gezankt hätte. Mehrere Male warf sie ihm flehende Blicke zu und bat ihn, sie in Ruhe zu lassen. Aber dies stachelte seine Spottsucht nur noch mehr an. Octave und Desirée lachten; nur Serge, welcher auf Seiten der Mutter stand, schwieg. Beim Nachtisch kam Rosa ganz bestürzt herein und berichtete, Herr Delangre sei da und wünsche Madame zu sprechen.

„Ach! Du hältst es wohl auch noch mit der Obrigkeit?“ stichelte Mouret.

Martha begab sich in den Salon, um den Maire zu empfangen. Dieser erklärte in äußerst liebenswürdigem, beinahe galantem Tone, er habe nicht länger warten wollen, ihr zu dem großmütigen Unternehmen Glück zu wünschen. Frau Delangre sei ein wenig schüchtern; es sei unrecht von ihr gewesen, sich nicht sofort bereit zu erklären, und er komme jetzt, um in ihrem Namen die Mitteilung zu machen, daß sie sich sehr geschmeichelt fühle, an dem Komité der Patronatsdamen teilnehmen zu können. Er selbst werde sich bestreben, so viel wie möglich zu dem Gelingen eines so nützlichen und sittlichen Werkes beizutragen.

Martha begleitete ihn bis an die Hausthür und hier fügte der Maire noch hinzu:

„Sagen Sie dem Herrn Abbé Faujas, ich würde mich glücklich schätzen, wenn er sich die Mühe nehmen wolle, einmal zu mir zu kommen. Da er in Besançan ein derartiges Gebäude gesehen hat, so könnte er mir ja verschiedene genauere Andeutungen geben. Auf Wiedersehen, liebe Frau; grüßen Sie Herrn Mouret bestens von mir, da ich ihn selbst nicht gern stören möchte."

Als um acht Uhr Abbé Faujas mit seiner Mutter in das Speisezimmer trat, rief Mouret ihm lachend zu:

„Heute hatten Sie wohl meine Frau mit Beschlag belegt? Verderben Sie mir wenigstens dieselbe nicht zu sehr, machen Sie aus ihr nur keine Betschwester."

Darauf vertiefte er sich in sein Kartenspiel; denn er hatte drei Tage hinter einander verloren und wollte nun einmal an Frau Faujas Revanche üben. Somit fand Martha Gelegenheit, ungehindert ihre Maßnahmen dem Priester zu erzählen. Sie freute sich wie ein Kind, und dieser außerhalb ihrer Wohnung verlebte Nachmittag schien ihr ganzes Wesen aufgeregt zu haben. Der Abbé ließ sie verschiedene Einzelheiten wiederholen und versprach auch, zu Herrn Delangre zu gehen, obwohl er lieber vollständig im Verborgenen geblieben wäre.

„Es ist gar nicht recht von Ihnen gewesen, mich sogleich zu erwähnen," entgegnete er ihr barsch, als er sie so tief bewegt sah. „Aber Sie sind wie alle Frauen; selbst das beste wird in Ihren Händen zu Schanden."

Erstaunt über eine solche Rücksichtslosigkeit, schaute sie ihn an, und abermals kam jenes Gefühl des Schreckens

über sie, welches sie bisweilen vor seinem Chorrocke empfand. Es war ihr, als lege sich eine eiserne Faust auf ihre Schultern und beuge sie nieder. Als Faujas ihre Aufregung bemerkte, schlug er einen milderen Ton an und murmelte:

„Ich denke nur an den Erfolg Ihres edlen Vorhabens ... Ich fürchte, diesen Erfolg zu stören, wenn ich mich hinein menge. Sie wissen doch, daß ich in der Stadt nicht gern gesehen bin."

Martha gab ihm die Versicherung, daß er sich täusche und daß im Gegenteil alle andern Damen nur Gutes von ihm gesagt hätten. Man wisse, daß er seine Mutter unterstütze und ein zurückgezogenes ehrbares Leben führe. So plauderten sie bis elf Uhr über alle Einzelheiten des großen Unternehmens; kurz, es war ein schöner Abend.

Mouret, welcher in den Spielpausen einige Worte der Unterhaltung belauscht hatte, bemerkte beim Zubettgehen:

„Also, ihr wollt das Laster gemeinsam unterdrücken .. Das ist eine nette Erfindung."

Drei Tage später hatte sich das Komité der Patronatsdamen konstituiert. Als dieselben Martha zur Präsidentin ernannten, beeilte sich diese auf Anraten ihrer Mutter, Frau Paloque zur Schatzmeisterin zu bestimmen. Beide gaben sich nun unendliche Mühe, indem sie Zirkulare verfaßten und sich mit tausenderlei Einzelheiten beschäftigten. Während dieser Zeit lief Frau von Condamine von der Unterpräfektur zum Bischof, von diesem zu allen möglichen einflußreichen Personen und setzte ihnen „das glückliche Unternehmen, welches sie begründet habe", aus-

einander; Frau Rastoil ihrerseits erzählte der Geistlichkeit, ihre Gesellschaften fänden Dienstags statt, sie habe den Gedanken gefaßt, die unglücklichen Mädchen vom Laster zu retten und den Abbé Bourrette damit beauftragt, bei den Schwestern zu Saint-Joseph die nötigen Schritte zu thun, damit diese den Dienst in dem Hause übernehmen; während Frau Delangre dem kleinen Beamtenkreise die vertrauliche Mitteilung machte, die Stadt habe das Werk ihrem Manne zu verdanken, durch dessen Vermittelung dem Komité bereits ein Versammlungslokal in der Mairie zugewiesen worden sei. Ganz Plassans war durch diesen Frömmlerlärm aufgeregt, und bald sprach man nur noch von dem Werke der heiligen Jungfrau. Nun war des Lobes kein Ende mehr, die intimen Bekannten jeder Patronatsdame beteiligten sich, und in allen Gesellschafts-kreisen wurde für den Erfolg des Unternehmens gearbeitet. Die Subskriptionslisten, welche in den drei Stadt-teilen umliefen, waren binnen einer Woche mit Namen bedeckt, und als das Amtsblatt von Plassans diese Listen veröffentlichte, steigerte sich die Eigenliebe dermaßen, daß die angesehensten Familien mit einander an Großmut wetteiferten.

Indessen kam mitten in diesem Lärm der Name des Abbé Faujas ziemlich oft zur Sprache. Obwohl jede Patronatsdame den anlaßgebenden Gedanken als den ihren beanspruchte, so ging doch das Gerücht, daß der Abbé diese Idee aus Besançon mitgebracht habe. Herr Delangre erklärte dies ganz unverhohlen sowohl in der Ratsversammlung, als auch in der Sitzung, wo der Ankauf des Mobiliars beraten wurde welches der Architekt

der Diözese als für das Gebäude der heiligen Jungfrau ungemein passend bezeichnet hatte. Am Tage zuvor hatte der Maire mit dem Geistlichen ein langes Zwiegespräch gehabt und beim Abschiednehmen waren zwischen beiden die vertraulichsten Äußerungen gewechselt worden. Der Sekretär der Mairie hatte sogar gehört, wie sie einander „lieber Herr" titulierten. Dies brachte einen wahren Begeisterungssturm zu Gunsten des Abbé hervor, und von jetzt an fanden sich zahlreiche Leute, die ihn gegen seine Feinde in Schutz nahmen.

Übrigens waren Mourets die einzige Ursache für die Achtung, welche man jetzt dem Abbé Faujas zollte. Von Martha in Schutz genommen, allgemein als der Gründer eines guten Werkes bezeichnet, auf dessen Urheberschaft er bescheiden verzichtete, sah man ihn jetzt nicht mehr verstohlen durch die Straßen schleichen. Er ließ seinen neuen Chorrock in der Sonne glänzen, und wenn er von der Rue Balande nach Saint-Saturnin schritt, mußte er schon zahlreiche Grüße erwidern. Als er eines Sonntags aus dem Vespergottesdienste kam, hatte Frau von Condamine ihn mitten auf dem Platze vor dem bischöflichen Palaste angeredet und sich über eine halbe Stunde lang mit ihm unterhalten.

„Nun, Herr Abbé," pflegte Mouret ihm lachend zuzurufen, „Sie stehen jetzt ganz bedeutend im Geruche der Heiligkeit . . . Und doch ist es kaum ein halbes Jahr her, als ich noch der einzige war, welcher Sie verteidigte . . . Trotzdem würde ich an Ihrer Stelle dem Landfrieden nicht trauen. Sie haben noch immer den Bischof gegen sich."

Der Priester zuckte die Achseln, denn er wußte recht wohl, daß die Feindseligkeit, welcher er noch begegnete, in der Geistlichkeit ihren Ursprung hatte Der Abbé Fenil wußte mit seinem starren Willen den Bischof wie mit Eisenklammern zu drücken. Als endlich gegen Ende des Monats März der Großvikar eine kleine Reise unternahm, schien Abbé Faujas die Gelegenheit zu benutzen, um dem Bischof mehrere Besuche abzustatten. Der Abbé Surin, der Geheimsekretär, erzählte darüber, jener „verteufelte Mensch" bleibe oft stundenlang mit Sr. Hochwürden eingeschlossen und der Bischof zeige nach derartigen langen Unterhaltungen eine schreckliche Laune. Sobald der Abbé Fenil zurückkehrte, stellte Faujas seine Besuche wieder ein. Aber der Bischof blieb ängstlich; allem Anschein nach mußte in seinem sorglosen Prälatenleben irgend eine Katastrophe eingetreten sein. Bei einem Diner, welches er seinen untergebenen Geistlichen gab, war er besonders liebenswürdig mit Faujas, der trotzdem noch einfacher Vikar an Saint-Saturnin war. Die ohnehin schon schmalen Lippen des Abbé Fenil wurden darüber noch schmächtiger, und seine Beichtkinder bereiteten ihm fortwährenden Aerger, indem sie ihn eifrig nach seinem Befinden frugen.

An einem Dienstag Abend vervollständigte sich de Triumph des Abbé Faujas. Er saß zu Hause am Fenster und erfreute sich an den lauen Frühlingslüften, als die Gesellschaft des Herrn Péqueur von Saulois in den Garten kam und ihn von weitem grüßte; Frau von Condamine trieb ihre Vertraulichkeit sogar soweit, daß sie mit dem Taschentuch winkte. Aber in demselben Augenblicke

nahm auf der andern Seite die Gesellschaft des Herrn Rastoil vor der Kaskade auf den ländlichen Stühlen Platz. Herr Delangre lehnte an der Terrasse der Unterpräfektur und beobachtete über Mourets Garten hinweg die Vorgänge bei dem Richter.

„Sie werden sehen, daß jene ihn nicht einmal bemerken,“ murmelte er.

Allein darin täuschte er sich denn doch. Der Abbé Fenil, welcher sich scheinbar zufällig umgedreht hatte, nahm seinen Hut ab. Darauf thaten alle anwesenden Geistlichen dasselbe, und der Abbé Faujas erwiderte den Gruß. Nachdem er hierauf seine Blicke rechts und links über die beiden Gesellschaften hatte schweifen lassen, verließ er das Fenster und schloß seine weißen Vorhänge mit religiöser Bedächtigkeit.

Neuntes Kapitel.

Der Monat April war ungewöhnlich mild, so daß abends nach dem Essen die Kinder das Speisezimmer zu verlassen pflegten. Da in dem engen Zimmer die Luft fast unerträglich war, so begaben sich Martha und der Priester schließlich ebenfalls nach der Terrasse hinab, wo sie sich einige Schritte abseits von dem weitoffenstehenden Fenster niedersetzten, außerhalb des hellen Scheines, welchen die Lampe auf die hohen Sträucher warf. Hier sprachen sie bis tief in die Nacht hinein von den zahlreichen Sorgen, welche das Werk der heiligen Jungfrau mit sich brachte, und das machte ihre Unterhaltung immer vertraulicher. Gerade vor ihnen, zwischen den hohen Birnbäumen des Herrn Rastoil und den dichten Kastanienbäumen der Unterpräfektur zeigte sich ein großes Stück des nächtlichen Himmels; am andern Ende des Gartens eilten jubelnd die Kinder unter den Laubengängen umher, während im Speisezimmer Mouret und Frau Faujas um ihr Spiel stritten.

Zuweilen, wenn Martha durch langes Sprechen erschöpft war, hielt sie inne und betrachtete lächelnd den

Himmel, wo dann und wann der goldige Strahl einer auftauchenden Sternschnuppe sich zeigte.

„Da kehrt wieder eine Seele aus dem Fegefeuer ins Paradies zurück,“ flüsterte sie.

Da der Priester schwieg, setzte sie hinzu:

„Dieser naive Kinderglaube ist doch reizend ... Man sollte immer ein Mädchen bleiben, Herr Abbé.“

Jetzt besserte sie des Abends nicht mehr die Familienwäsche aus. Man hätte ihr vielmehr eine Lampe auf der Terrasse anzünden mögen, so wohl fühlte sie sich hier im Schweigen dieser lauen Nacht. Übrigens hatte sie täglich so viele Gänge zu besorgen, daß sie nach dem Essen viel zu erschöpft war, um eine Nadel zur Hand zu nehmen. So mußte denn Rosa anfangen Wäsche auszubessern, weil Mouret sich beklagt hatte, daß seine sämtlichen Socken zerrissen seien.

Außer den Komitésitzungen, in welchen Martha den Vorsitz führte, lagen ihr noch eine Menge Sorgen ob. Die Schreibereien und die kleineren Besorgungen wurden zwar von Frau Paloque besorgt; aber Martha empfand dennoch eine solche Hast, das Werk vorwärts gehen zu sehen, daß sie wöchentlich dreimal nach der Vorstadt hinauseilte, um sich über den Eifer der Handwerker zu vergewissern. Da ihr nun das Ganze noch immer viel zu langsam zu gehen schien, suchte sie in Saint-Saturnin den Architekten auf, schalt diesen und bat ihn inständig, er möchte doch seine Leute nicht außer Acht lassen; ja, sie ward sogar auf seine eigne Arbeit eifersüchtig, indem sie fand, daß die Reparatur der Kapelle viel schneller vor sich gehe. Herr Lieutard

versicherte ihr lächelnd, es würde alles zu den vereinbarten Terminen beendet sein.

Auch der Abbé Faujas erklärte sich mit ihr einverstanden und drängte sie, dem Architekten keine Minute Ruhe zu lassen. So kam Martha schließlich alle Tage nach Saint-Saturnin, wo die Kälte der Kirche sie ein wenig beruhigte und sie, um es den anderen Leuten gleich zu thun, sich beim Eintritte mit Weihwasser bekreuzte. Indeß lernten die Kirchendiener sie schließlich kennen und grüßten sie; sie selbst machte sich mit den verschiedenen Kapellen und der Sakristei bekannt, wo sie zuweilen den Abbé Faujas besuchte, außerdem mit den langen Korridoren und den kleinen Höfen des Klosters, welche sie oft durchschritt.

Nach Verlauf eines Monates kannte sie jede Ecke in Saint-Saturnin. Manchmal mußte sie auf den Architekten warten; sie setzte sich dann in eine etwas abgelegene Kapelle, um teils von ihrem zu raschen Laufe auszuruhen, teils in ihrem Gedächtnisse nochmals die unzähligen Einwände zu überlegen, welche sie Herrn Lieutard zu machen gedachte; allmählich aber versenkte das sie umhüllende kalte Schweigen, das geheimnisvolle Halbdunkel der großen Kirchenfenster sie in eine Art dumpfer Träumerei. Sie begann an den hohen Gemälden, an der feierlichen Nacktheit der Wände, an den mit Decken garnierten Altären und den gleichförmigen Stuhlreihen Geschmack zu finden, und sobald die gepolsterte Flügelthür sich mit leisem Rauschen hinter ihr schloß, überkam sie ein Gefühl erhabener Ruhe, sie vergaß die Ärgernisse der Menschen und versenkte ihr ganzes Sein und Wesen in den Frieden der Natur.

„In Saint-Saturnin ist es doch schön!“ sagte sie am Abend eines sehr gewitterschwülen Tages zu ihrem Manne.

„Sollen wir vielleicht dahin schlafen gehen?“ entgegnete Mouret lachend.

Martha fühlte sich tief verletzt. Dieser Gedanke an das rein physische Wohlbefinden, welches sie in der Kirche empfand, verletzte sie wie irgend ein unbequemer Gegenstand und sie ging nur noch mit einer gewissen Bestürzung nach Saint-Saturnin, indem sie sich alle Mühe geben mußte, gleichgültig zu erscheinen und das Kloster mit eben denselben Gefühlen zu betreten, wie etwa die großen Säle der Mairie.

Der Abbé Faujas schien diese allmähliche Wandelung gar nicht zu bemerken und blieb ihr gegenüber der geschäftige höfliche Mann. Nie ließ der Priester sich etwas anmerken. Dennoch überraschte sie ihn zuweilen bei einer Beerdigung; er erschien alsdann in seinem Chorhemd und plauderte einige Augenblicke zwischen zwei Pfeilern mit ihr, wobei er einen faden Geruch nach Weihrauch und Wachs verbreitete. Oft geschah dies nur wegen einer Maurerrechnung oder einer Forderung des Tischlers. Er gab ganz genau die betreffenden Summen an und entfernte sich hierauf, um seinen Toten das letzte Geleit zu geben, während sie noch lange sinnend in dem leeren Schiffe stehen blieb, wo ein Kirchendiener die Kerzen auslöschte. Wenn der Abbé Faujas mit ihr durch die Kirche dahinschritt und sich vor dem Hochaltar verneigte, hatte sie sich angewöhnt, dasselbe zu thun; anfangs geschah dies

aus bloßer Konvenienz, allmählich aber war dieser Gruß bei ihr so unwillkürlich geworden, daß sie ihn sogar ausübte, wenn sie ganz allein war. Bis jetzt bildete diese Verbeugung ihre ganze Andachtsübung. Zwei oder drei mal kam sie, ohne es zu wissen, an hohen Feiertagen; aber sobald sie die berauschenden Orgeltöne hörte und die Menschenfülle in der Kirche gewahrte, war sie ängstlich davongeeilt und hatte nicht gewagt, die Schwelle zu überschreiten.

„Nun!“ frug oft Mouret in seiner spöttischen Weise, „wenn wirst Du denn zum ersten Male zur Beichte gehen?“

So quälte er sie fortwährend mit seinen Scherzen. Sie antwortete niemals, sondern warf ihm, wenn er zu weit ging, nur einen kerzenflammenden Blick zu. Dadurch wurde er immer verbissener und fand nicht mehr den Mut sich lustig zu machen, bis endlich nach Verlauf eines Monates der Unwille sich offen bei ihm Luft machte.

„Wie kann sich nur ein vernünftiger Mensch mit dem Pfaffengesindel abgeben!“ brummte er, sobald sein Essen nicht sogleich fertig war. „Stets hast Du jetzt auswärts zu thun, und man kann Dich kaum eine Stunde lang im Hause halten... Das würde mir ja ganz gleich sein, wenn hier nur nicht alles darunter leiden müßte. Ich habe kein ganzes Stück Wäsche mehr, der Tisch ist um sieben Uhr noch nicht einmal gedeckt, mit Rosa kann man nicht zurecht kommen: kurz, das ganze Hauswesen verlottert.“

Dabei hob er bald einen umherliegenden Wischlappen auf, bald schloß er eine stehen gebliebene Weinflasche ein

oder er wischte mit den Fingerspitzen den Staub von den Möbeln, wobei er zornig rief:

„Es fehlt nur noch, daß ich den Besen in die Hand nehme und eine Küchenschürze umbinde! . . . Auf Ehre, Du würdest das ruhig geschehen lassen! Da könnte ich die Wirtschaft besorgen, ohne daß Du es auch nur merktest. Weißt Du denn, daß ich heute früh zwei Stunden damit verbracht habe, in diesem Kleiderschranke Ordnung zu schaffen? Nein, meine Beste, so kann das nicht fortgehen."

Ein anderes Mal kam der Zank wegen der Kinder her. Mouret hatte, als er nach Hause kam, Desirée „schmutzig wie ein Ferkel" ganz allein im Garten gefunden, wie sie längslang vor einem Ameisenbau lag, um zu sehen, was die Ameisen in der Erde machten.

„Es ist eine wahre Wohlthat, daß Du endlich kommst!" rief er seiner Frau zu, sobald er sie bemerkte. „Sieh nur einmal Deine Tochter an. Ich habe sie absichtlich sich nicht umkleiden lassen, damit Du selbst das reizende Schauspiel genießen könntest."

Das Mädchen weinte bitterlich, während ihr Vater sie nach allen Seiten herumdrehte.

„Nun! sieht das nicht hübsch aus? . . . So machen es die Kinder, wenn man sie allein läßt. Dieses schwachsinnige Kind kann deshalb nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Du wolltest sie doch nicht fünf Minuten lang außer Acht lassen, Du sagtest, sie könnte einmal Feuer anlegen . . . Jawohl, das wird sie schon noch thun und das soll Dir recht geschehen."

Als Rosa hierauf Desirée weggeführt hatte, fuhr er oft noch stundenlang in demselben Tone fort:

„Du scheinst jetzt nur noch für die Kinder anderer Leute zu leben und für Deine eigenen kannst Du nicht mehr sorgen. Das ist aber auch ganz natürlich ... Ach, wie dumm bist Du doch, Dich um eine Schaar jugendlicher Taugenichtse abzumühen, welche sich schließlich nur noch über Dich lustig machen und in allen Winkeln ihr loses Spiel weitertreiben! Gehe nur einmal Abends nach dem Mail hinaus, da kannst Du sie sehen, wie sie die Röckchen bis über den Kopf emporheben, diese nichtsnutzigen Dirnen, welche Du unter den Schutz der heiligen Jungfrau stellst ..."

Hier schöpfte er Atem und begann wieder:

„Habe lieber Acht auf Desirée, ehe Du andere Mädchen von der Straße auflieſt. Löcher hat sie in ihrem Kleide, so groß wie meine Faust. Eines schönen Tages werden wir sie wohl noch mit gebrochenen Gliedern im Garten finden ... Von Octave und Serge will ich gar nicht reden, obwohl es mir lieb wäre, daß Du Dich zu Hause befändest, wenn sie aus dem Kolleg kommen. Nichts als Teufelszeug hecken sie aus. Erst gestern haben sie beim Losbrennen von Fröschen auf der Terrasse zwei Steinplatten zersprengt ... Ich gebe Dir die Versicherung, daß wir, wenn Du Dich nicht besser zu Hause hältst, eines Tages kein ganzes Stück mehr an unserm Hause haben werden."

Martha führte zu ihrer Entschuldigung an, sie habe ausgehen müssen. Dennoch hatte Mouret nicht unrecht: die Wirtschaft verfiel in der That von Tag zu Tag. Dieses ruhige Plätzchen, welches sonst bei Sonnenuntergang so reizend erschien, vereinsamte immer mehr, man

spürte nur noch das Lärmen der Kinder, die üblen Launen des Vaters und die gleichgültige Laßheit der Mutter. Abends bei Tische gab es fortwährend Zank, und Rosa, welche ihrer Herrin recht gab, handelte ganz nach ihrem eigenen Kopfe.

Es kam soweit, daß Mouret, als er gelegentlich seine Schwiegermutter traf, sich bitter über Martha beklagte, obwohl er merkte, wie sehr sich die Alte ergötzte, als er ihr die Ärgernisse seines Hauswesens erzählte.

„Darüber bin ich höchst erstaunt," sagte Felicité lächelnd. „Martha schien Sie doch immer zu fürchten; ja, sie kam mir sogar etwas zu schwach und gehorsam vor. Eine Frau darf vor ihrem Manne nicht zittern."

„Jawohl!" rief Mouret verzweifelt aus. „Um einen Streit zu vermeiden, wäre sie lieber unter die Erde gekrochen. Ein einziger Blick genügte und sie that alles was ich wollte ... Jetzt dagegen ist die Sache ganz anders; ich mag rufen so viel ich will, sie handelt doch nach ihrem Kopfe. Zwar widerspricht sie noch nicht, sie bietet mir noch nicht die Spitze, aber das wird auch noch kommen ..."

Mit Heuchlermiene entgegnete Felicité:

„Wenn Sie wünschen, will ich ein Wörtchen mit Martha reden. Allein das könnte sie verletzen; solche Sachen müssen zwischen Mann und Frau bleiben ... Darüber bin ich nicht besorgt: Sie werden schon den Frieden wieder herzustellen wissen, auf welchen Sie einst so stolz waren."

Mouret schlug die Augen nieder und versetzte:

„Nein, nein, ich kenne mich; ich mag noch so sehr

zanken, es nutzt nichts. Im Grunde genommen bin ich schwach wie ein Kind ... Man darf ja nicht etwa glauben, daß ich meine Frau mit dem Stocke regiert habe. Wenn sie bisweilen nach meinem Willen handelte, so geschah dies nur, weil sie sich darüber lustig machte und es ihr gleichgültig war, was sie that. Trotz ihrer so sanften Miene ist sie doch ein hartnäckiges Weib ... Nun, ich will mein Glück bei ihr versuchen."

Wieder aufblickend fuhr er fort:

„Ich hätte besser gethan, Ihnen dies alles nicht zu erzählen; hoffentlich sagen Sie niemand etwas davon, nicht wahr?"

Als Martha am nächsten Tage ihre Mutter besuchte, sagte diese mit spitzfindiger Miene:

„Es ist nicht recht von Dir, meine Tochter, Deinem Gatten gegenüber so ungehorsam zu sein ... Er war außer sich, als ich ihn gestern traf. Ich weiß wohl, daß er gar manche lächerliche Ansichten hat, aber das giebt Dir noch kein Recht, Deine Wirtschaft zu vernachlässigen."

Martha schaute ihrer Mutter fest ins Auge.

„Also er beklagt sich über mich," sagte sie kurz. „Er sollte wenigstens ruhig sein; denn ich beklage mich ja auch nicht über ihn."

Sie wollte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand lenken; aber Frau Rougon brachte sie immer wieder auf ihren Gatten zurück, indem sie nach dem Abbé Faujas frug.

„Sage einmal, vielleicht kann Mouret den Abbé nicht leiden und ist seinetwegen auf Dich böse?"

Martha erstaunte.

„Was denken Sie!“ murmelte sie. „Warum soll mein Gatte den Abbé Faujas nicht leiden können? Wenigstens hat er mir nie etwas davon gesagt, was mich auf diese Vermutung bringen könnte. Ihnen hat er auch nichts gesagt, nicht wahr? ... Nein, Sie täuschen sich. Er würde die beiden sicherlich in ihrem Zimmer aufsuchen, wenn die Mutter nicht immer herabkäme, um mit ihm zu spielen.“

In der That ließ Mouret kein Wort über den Abbé Faujas fallen. Nur zuweilen sprach er sich scherzhaft über ihn aus und erwähnte ihn, wenn er seine Frau wegen der Religion neckte. Aber das war alles.

Eines Morgens, als er sich eben rasierte, rief er Martha zu:

„Höre, meine Gute, wenn Du immer zur Beichte gehst, so nimm doch lieber gleich den Abbé zum Beichtvater. Dann bleiben wenigstens Deine Sündenbekenntnisse unter uns.“

Der Abbé Faujas hielt Dienstags und Freitags Beichte. Aber gerade an diesen Tagen vermied es Martha, nach Sant-Saturnin zu gehen, indem sie vorgab, ihn nicht stören zu wollen. Indeß gehorchte sie dabei mehr jener Art von Scheu, welche sie ergriff, sobald sie ihn im Chorhemd erblickte. Eines Freitags nun ging sie mit Frau von Condamine um zu sehen, wie weit die Arbeiten an dem Stift zur heiligen Jungfrau gediehen seien. Die Arbeiter vollendeten eben die Fassade. Frau von Condamine war nicht damit zufrieden, indem sie die Verzierungen abgeschmackt und nicht charakteristisch genug fand; ihrem Geschmacke entsprechend hätten zwei zierliche Säulen mit einem Spitzbogen angebracht werden sollen, etwas Lebensvolles und

doch zugleich Religiöses, kurz, eine architektonische Zierde, welche dem Komité der Patronatsdamen Ehre machte. Martha, welche anfangs mit ihrem Urteile zögerte, gestand schließlich ein, daß dies allerdings einen etwas zu bescheidenen Eindruck machen würde, und als jene unausgesetzt in sie drang, versprach sie noch an demselben Tage mit Herrn Lieutard zu sprechen. Um Wort zu halten, begab sie sich, bevor sie nach Hause ging, wirklich nach der Kathedrale. Es war vier Uhr und der Architekt hatte sich soeben entfernt. Als sie nach dem Abbé Faujas frug, erhielt sie von einem Sakristan den Bescheid, derselbe höre in der Kapelle Sainte-Aurelie Beichte. Jetzt erst erinnerte sie sich, daß sie gerade an einem der ominösen Tage gekommen war, und entgegnete verlegen, sie könne nicht warten. Als sie jedoch beim Verlassen der Kirche an der Kapelle Sainte-Aurelie vorbeikam, stieg ihr der Gedanke auf, der Abbé könne sie möglicherweise gesehen haben. Eine sonderbare Schwäche überkam sie, und sie setzte sich außerhalb der Kapelle in der Nähe der Gitterthür nieder.

Ein grauer Wolkenschleier bedeckte den Himmel und in der Kirche herrschte ein mattes Dämmerlicht. In den bereits finsteren Seitenschiffen erglänzten im Scheine einer ewigen Lampe nur der vergoldete Fuß eines Leuchters und das Silberkleid einer Madonna, während längs des Hauptschiffes ein bleicher Lichtstreifen allmählich auf dem polierten Eichenholze der Bänke und Chorstühle erstarb. Martha hatte sich noch nie so einsam und verlassen gefühlt; die Beine dünkten ihr wie zerschlagen und die Hände kamen ihr so schwer vor, daß sie dieselben gefaltet in den Schooß sinken ließ, um nicht die Mühe zu haben, sie zu tragen.

Ein leiser Schlummer umfing ihre Sinne, so daß sie nur undeutlich sah und hörte, was um sie her vorging. Das sanfte Rauschen unter dem hohen Kirchengewölbe, das Umfallen irgend eines Stuhles, die zögernden Schritte einer Betenden stimmten sie wehmütig, sie drangen wie eine ernste Musik in die innersten Tiefen ihrer Seele, während die letzten Strahlen des sinkenden Tages, die an den Pfeilern dahingleitenden Schatten sie gleichsam in eine sanfte Ohnmacht wiegten, in der ihr ganzes Wesen dahinschwand. Endlich erlosch alles um sie her, und ein unsagbares Glück bemächtigte sich ihrer Empfindung.

Endlich weckte sie eine Stimme aus dieser Schwärmerei

„Es thut mir herzlich leid," sagte Abbé Faujas, der plötzlich vor ihr stand. „Ich habe Sie schon vorhin gesehen, aber ich konnte nicht abkommen . . ."

Überrascht schaute sie ihn an, wie er mitten in dem trüben Dämmerlichte in seinem Chorhemd vor ihr stand. Sein letztes Beichtkind hatte sich soeben entfernt und feierliche Stille erfüllte das leere Gotteshaus.

„Sie haben mir wohl etwas zu sagen?" frug er.

„Ja," flüsterte sie, indem sie ihre Erinnerungen wachzurufen suchte, „ich weiß nicht mehr genau . . . Ach richtig! Frau von Condamine findet die Fassade zu dürftig. Es sollten zwei Säulen statt dieses nichtssagenden Portales angebracht werden, außerdem ein Spitzbogen mit großen Fenstern. Das würde sich sehr hübsch ausnehmen . . . Sie verstehen mich doch, nicht wahr?"

Mit ernster nachdenklicher Miene schaute er sie an und neigte sein Gesicht zu ihr herab, während sie, noch immer unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzend, außer Stande,

sich zu erheben, gleichsam unter seinen unerschütterlichen Willen gebeugt, stotternd fortfuhr:

„Es würde sich allerdings noch um die Kosten handeln ... Man könnte sich vielleicht mit einfach verzierten Steinsäulen begnügen ... Wenn Sie wünschen, werden wir darüber mit dem Maurermeister sprechen und uns von demselben den Preis angeben lassen. Nur würde es gut sein, zuvor seine letzte Rechnung zu begleichen. Ich glaube, dieselbe betrug 2000 und einige Franken. Wir besitzen die Mittel, wie mir Frau Paloque heute früh mitteilte ... Dann kann alles in Ordnung gebracht werden, Herr Abbé."

Sie hatte hierbei den Kopf gesenkt, als fühle sie sich unter seiner ernsten Miene beklommen. Als sie sich wieder aufrichtete und den Blicken des Priesters begegnete, faltete sie die Hände wie ein Kind, welches um Verzeihung bittet, und brach in lautes Schluchzen aus. Der Priester stand noch immer schweigend da. Endlich fiel sie vor ihm auf die Kniee und barg ihr thränenüberströmtes Gesicht in den Händen.

„Ich bitte Sie, stehen Sie auf," sagte der Abbé Faujas leise; „nur vor Gott sollen Sie niederknieen."

Er half ihr sich erheben, setzte sich neben sie und im Flüstertone begann jetzt ein langes Zwiegespräch. Es war völlig Nacht geworden, in den finsteren Kirchengewölben flimmerte das Gold im Scheine der Altarlampen und nur vor der Kapelle Sainte-Aurelie hörte man ein schwaches Murmeln. Die Worte des Priesters waren unerschöpflich, wogegen Martha nur dann und wann mit leiser Stimme antwortete. Als sie endlich aufstanden, schien es, als ver-

weigere er ihr die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches; er führte sie nach der Thür und erklärte laut:

„Nein, ich kann nicht, ich versichere es Ihnen; nehmen Sie lieber den Abbé Bourrette."

„Aber ich hätte doch Ihres Rates so sehr bedurft," lispelte Martha in flehendem Tone. „Mir scheint es, als wenn bei Ihnen mir alles viel leichter fiele."

„Sie täuschen sich," entgegnete er barsch. „Im Gegenteil, ich fürchte, daß die Beichte bei mir für Sie anfangs nicht gut sein dürfte. Der Abbé Bourrette ist der geeignetste Priester für Sie, glauben Sie mir das ... Später kann ich Ihnen vielleicht eine andere Antwort geben."

Martha gehorchte. Am nächsten Tage sahen die Betschwestern von Saint-Saturnin zu ihrem großen Erstaunen Frau Mouret vor dem Beichtstuhle des Abbé Bourrette knieen, und zwei Tage darauf war diese Bekehrung in Plassans Stadtgespräch. Dabei wurde von gewissen Leuten mit verstohlenem Lächeln der Abbé Faujas genannt; aber im ganzen war der Eindruck zu gunsten des Abbé doch ein vortrefflicher. Vor versammeltem Komité wurde Frau Mouret von Frau Rastoil beglückwünscht; Frau Delangre glaubte darin eine erste Segnung des Höchsten zu erblicken, welcher die Patronatsdamen dadurch für ihr gutes Werk belohne, daß er das Herz derjenigen gewandelt habe, welche bis jetzt als einzige unter ihnen den Segnungen der Kirche ferngeblieben sei; Frau von Condamine aber nahm Martha auf die Seite und flüsterte ihr zu:

„Nun, meine Teure, Sie haben recht gethan; das ist für eine Frau notwendig. Wahrlich, wenn man einmal ausgeht, muß man auch die Kirche besuchen."

Nur darüber herrschte Staunen, daß sie den Abbé Bourrette gewählt hatte; denn dieser Ehrenmann hörte gewöhnlich nur bei den kleinen Mädchen Beichte. Den Damen war er „zu wenig amüsant!“ Als in der Donnerstagsgesellschaft bei Rougons Martha noch nicht zugegen war, wurde in einer Ecke des grünen Salons der Gegenstand wieder zur Sprache gebracht, und bei diesem Weiberklatsch bemerkte Frau Paloque in giftiger Weise:

„Der Abbé Faujas hat ganz recht gethan, sie nicht für sich zu behalten; der Abbé Bourrette macht ja alles selig und ist dabei nicht anstößig.“

Als Martha endlich erschien, ging ihre Mutter ihr entgegen und umarmte sie vor der ganzen Gesellschaft. Hatte sie sich doch selbst am Tage nach dem Staatsstreiche mit Gott wieder ausgesöhnt. Ihrer Meinung nach konnte jetzt der Abbé Faujas ruhig wieder im grünen Salon erscheinen; aber er ließ sich entschuldigen, indem er seine zahlreichen Geschäfte, sowie seine Liebe zur Einsamkeit vorschützte. Hieraus glaubte sie schließen zu können, daß er sich einen ganz besonderen Triumph für den folgenden Winter vorbehalten wolle. Übrigens mehrten sich die Erfolge des Abbé von Tag zu Tag. In den ersten Monaten hatte er als Beichtkinder nur die frommen Gemüseweiber gehabt, deren Geplapper er ruhig anhörte, ohne oft ihren Bauerndialekt zu verstehen; während er jetzt, besonders seit das Stift zur heiligen Jungfrau so großes Aufsehen erregt hatte, Dienstags und Freitags einen zahlreichen Kreis von Bürgerdamen in seidenen Kleidern rings um seinen Beichtstuhl knieen sah. Als Martha mit großer Naivität erzählt hatte, daß er sie nicht angenommen habe,

verließ plötzlich Frau von Condamine ihren Beichtvater den ersten Vikar zu Saint-Saturnin, welcher dadurch fast in Verzweiflung geriet, und beichtete fortan beim Abbé, Faujas. Dieser Umstand sicherte letzterem vollends seine gesellschaftliche Stellung in Plassans.

Als Mouret erfuhr, daß seine Frau stets zur Beichte ging, sagte er einfach:

„Du begehst wohl jetzt böse Streiche, daß Du das Bedürfnis empfindest, Deine Angelegenheiten einer Priesterkutte zu erzählen?“

Übrigens schien es, als ob er mitten in dieser frömmlerhaften Aufregung sich völlig isoliere, in seinen Gewohnheiten und seiner beschränkten Lebensweise mehr und mehr abschließe. Seine Frau hatte ihm zum Vorwurfe gemacht daß er sich beklagt habe.

„Du hast recht, ich war im Unrechte,“ hatte er geantwortet. „Man darf andern kein Vergnügen damit machen, daß man ihnen seine eigenen Ärgernisse erzählt... Ich verspreche Dir also, Deiner Mutter nicht noch einmal diese Freude zu bereiten. Ich habe schon darüber nachgedacht. Meinetwegen mag mir gleich das Haus über dem Kopfe zusammenbrechen, der Teufel soll mich holen, wenn ich einer Menschenseele gegenüber jammern wollte!“

In der That war er von diesem Augenblicke an wie umgewandelt, indem niemand mehr ihn mit seiner Frau zanken hörte und er sich wie ehedem für den glücklichsten Menschen erklärte. Martha spürte seinen Groll nur an dem unruhigen Wesen, welches er an den Tag legte. Oft ließ er sie wochenlang völlig ungeschoren, während er seinen Groll an den Kindern und an Rosa ausließ, indem er

auf dieselben von früh bis abends wegen der geringfügigsten Vergehen schalt. Wenn er seine Frau ja einmal verletzte, so geschah dies nur durch boshafte Ränke, welche nur sie verstehen konnte.

Seine bisherige Sparsamkeit artete jetzt immer mehr in Geiz aus.

„Es ist ganz unvernünftig," brummte er oft, „das Gold in der Weise zu verschwenden, wie wir es thun. Ich wette, daß Du alles Deinen kleinen nichtsnutzigen Dirnen an den Hals wirfst. Es ist wahrlich schon genug, wenn Du Deine Zeit vergeudest ... Höre, meine Gute, ich werde Dir für den Haushalt monatlich hundert Frank geben, und wenn Du nun durchaus jenen unwürdigen Geschöpfen Geschenke machen willst, so magst Du das Geld von Deinen Kleidungskosten nehmen."

Er hielt auch wirklich Wort: denn schon im folgenden Monat weigerte er sich, für Martha ein paar Stiefeletten zu bezahlen, indem er vorgab, dies störe seine Rechnungen und übrigens habe er es von vornherein so bestimmt. Trotzdem fand ihn eines Abends seine Frau im Schlafzimmer völlig in Thränen aufgelöst. Da regte sich ihre alte Gutmütigkeit; sie umarmte ihn und bat ihn flehendlich, ihr doch die Ursache seines Kummers anzuvertrauen. Er aber riß sich los, erklärte, er habe nur Kopfschmerzen und nur dies sei schuld, daß seine Augen gerötet seien.

„Glaubst Du denn," rief er, „ich werde so dumm sein wie Du und heulen?"

Diese Worte verletzten sie tief, und schon am folgenden Tage zeigte er sich wieder ungewöhnlich heiter. Als

einige Tage später nach dem Abendessen der Abbé Faujas mit seiner Mutter herabgekommen war, weigerte Mouret sich plötzlich, eine Piquetpartie anzunehmen. Er sei zu sehr zerstreut, sagte er, und an den folgenden Tagen fand er immer andere Vorwände, so daß schließlich das Spielen ganz aufhörte. Alle begaben sich auf die Terrasse; Mouret setzte sich seiner Frau und dem Abbé gegenüber und benutzte jede Gelegenheit, um das Wort zu ergreifen; während Frau Faujas stumm und regungslos im Schatten saß, die Hände auf den Schoß gelegt, wie eine jener sagenhaften Gestalten, welche mit der Ausdauer eines Wachthundes einen Schatz hüten.

„Ach! es ist doch reizend," sagte Mouret jeden Abend. „Hier gefällt es mir viel besser als im Speisezimmer. Sie hatten ganz recht, sich an die frische Luft zu setzen . . . Achtung! da fällt eine Sternschnuppe! haben Sie dieselbe gesehen, Herr Abbé? Man hat mir erzählt, daß, wenn eine Sternschnuppe fällt, Petrus sich im Himmel ein Pfeifchen anbrennt."

Ein lautes Lachen folgte dieser Bemerkung; Martha aber blieb ernst. Ihr Mann stellte sich, als wisse er gar nicht, daß sie gegenwärtig eifrig zur Kirche gehe. Bei anderen Gelegenheiten wieder brachte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt in jedem Satze die Worte: „Ja, jetzt, wo meine Frau zur Beichte geht . . ." Wenn er dann schließlich diesen Gegenstand zum Verdruß besprochen hatte, lauschte er auf das, was in den Nachbargärten gesprochen wurde; er konnte den flüchtigen Hall der Stimmen vernehmen, welche durch die nächtliche Stille zu ihm

heraufschollen, während die letzten Geräusche von Plassans in der Ferne erstarben.

„Das," flüsterte er, sein lauschendes Ohr nach der Unterpräfektur wendend, „sind die Stimmen des Herrn von Condamine und des Doktor Porquier. Sie scheinen über Paloques herzuziehen ... Haben Sie jetzt die Fistelstimme des Herrn Delangre gehört, wie er sagte: „Meine Damen, Sie sollten lieber nach Hause gehen, die Luft wird bedenklich kühl." Finden Sie nicht auch, daß es immer klingt, als hätte der kleine Delangre eine Flöte verschluckt?"

Hierauf wandte er sich nach dem Garten Rastoils.

„Es scheint niemand zu Hause zu sein," versetzte er; „ich höre nichts ... Ach! es ist wirklich köstlich, wenn die Töchter, diese beiden langen Gänse, vor der Kaskade sitzen. Wenn die ältere den Mund aufthut, so könnte man fast glauben, sie habe Kieselsteine drin. Alle Abende hört man sie wenigstens eine Stunde lang klatschen. Wahrlich, wenn sie einander dabei die ihnen zuteil werdenden Liebeserklärungen anvertrauen, so kann das Gespräch keine zwei Minuten dauern ... Und doch, da sind sie ja alle. Der Abbé Surin mit seiner Flötenstimme und der Abbé Fenil, welcher am Charfreitag famos als Klapper dienen könnte. In diesem Garten sieht man ihrer oft zwanzig beisammen stehen, ohne daß sie auch nur einen Finger rührten. Ich glaube, die kommen blos, um uns zu belauschen."

Auf alle diese Klatschgeschichten gaben der Abbé Faujas und Martha nur ganz kurze Antworten, wenn

gerade eine Frage direkt an sie gerichtet ward. Eines Abends schlief Mouret ein. Da begannen sie allmählich ein leises Zwiegespräch, wobei sie sich so nahe wie möglich zu einander hinbeugten. Einige Schritte von ihnen entfernt saß Frau Faujas, die Hände ruhten auf ihrem Schooße und starr vor sich hinschauend, schien all ihr Sinnen darauf gerichtet, die beiden zu überwachen.

Zehntes Kapitel.

Der Sommer verging und noch immer schien der Abbé Faujas sich keineswegs zu beeilen, aus seiner wachsenden Popularität Nutzen zu ziehen. Er lebte wie ehedem zurückgezogen bei Mourets und fühlte sich glücklich in dem einsamen Garten, den er schließlich selbst am Tage besuchte. Mit dem Brevier in der Hand, schritt er alsdann langsam in dem Laubengange entlang der Umfassungsmauer dahin; bisweilen schloß er das Buch und verzögerte seine Schritte noch mehr, als sei er in tiefes Nachdenken versunken; Mouret aber, der ihn nie aus den Augen ließ, ward schließlich von banger Besorgnis ergriffen, wenn er diese dunkle Gestalt stundenlang hinter seinen Obstbäumen auf- und abgehen sah.

„Man lebt jetzt gar nicht mehr ungeniert," murmelte er. „Wohin ich auch mein Auge wende, überall begegne ich dieser Priesterkutte ... Dieser Mensch ist gerade wie ein Rabe mit seinen lauernden Blicken und ich traue seiner gleichgiltig scheinenden Miene gar nicht recht."

Erst Anfang September war das Stift zur heiligen Jungfrau vollendet. Allerdings muß man in Betracht ziehen, daß zu zwei verschiedenen Malen die Patronatsdamen durch ihre eigene Ideen die Pläne des Herrn Lieutard umgestoßen hatten. Als das Komité von dem Etablissement Besitz nahm, wurden dem Architekten für seine Tüchtigkeit die größten Lobsprüche zuteil. Alles erschien den Damen passend: die Säle waren geräumig, die Treppen vorzüglich; der Hof zierlich mit Bäumen bepflanzt und mit zwei kleinen Fontainen geschmückt. Besonders war Frau von Condamine über die nach ihrem Geschmack hergestellte Fassade erfreut. Ueber der Thür las man in goldenen Buchstaben die Worte: „Stift zur heil. Jungfrau.“

Die Einweihung gestaltete sich zu einer wahrhaft rührenden Festlichkeit. Der Bischof in höchst eigener Person, umgeben von dem Domkapitel, setzte die Schwester zu Sankt-Joseph in ihr Amt ein und unter ihre Pflege hatte man etwa fünfzig Mädchen im Alter von acht bis fünfzehn Jahren, aus dem alten Stadtviertel stammend, gestellt. Um ihren Kindern den Genuß des Stiftes zu verschaffen, brauchten die Eltern nur zu erklären, daß ihre Beschäftigung sie den ganzen Tag über von ihrer Wohnung fern halte. Herr Delangre hielt unter donnerndem Beifall eine Rede; in geziertem Style erzählte er darin ein Langes und Breites über diese neue Bewahranstalt und nannte dieselbe „die Schule der Tugend und Arbeit, worin junge Seelen vor der Verführung zum Bösen beschützt werden sollen.“ Gegen das Ende der Rede hin konnte man ganz deutlich eine leise Anspielung auf den Abbé Faujas als eigentlichen Begründer des Werkes be-

merken. Dieser, mitten unter den übrigen Geistlichen stehend, verzog keine Miene seines ernsten Gesichtes, während aller Augen sich nach ihm wandten. Martha, welche inmitten der Patronatsdamen auf der Bühne saß, konnte nicht verhindern, daß sie lebhaft errötete.

Als die Ceremonie zu Ende war, sprach der Bischof den Wunsch aus, das Gebäude in seinen Einzelheiten zu besichtigen. Trotz der unverkennbar üblen Laune des Abbé Fenil ließ er den Abbé Faujas zu sich rufen, dessen große schwarze Augen fortwährend auf ihn gerichtet waren, und bat ihn, er möge ihn doch gefälligst begleiten, indem er lächelnd ganz deutlich hinzufügte, einen besser unterrichteten Führer könne er sicherlich nicht wählen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Aeußerung unter den Anwesenden und noch am selbigen Abende sprach man in ganz Plassans über das Benehmen von Sr. Hochwürden.

Die Patronatsdamen hatten einen Saal im Hause für sich reserviert, und hier boten sie dem Bischof eine kleine Erfrischung an, welcher denn auch geruhte, ein Biskuit und zwei Schluck Malagawein anzunehmen, wobei er die Gelegenheit wahrnahm, um einer jeden von ihnen eine Liebenswürdigkeit zu sagen. Dies brachte das fromme Fest zu einem glücklichen Abschluß; denn vor und während der Ceremonie hatte ein gewisser Grad von Selbstliebe alle diese Damen beherrscht und verstimmt, während jetzt durch das zarte Lob des hochwürdigen Herrn Rousselot alles sich in heitere Stimmung verwandelt hatte. Als sie wieder allein waren, erklärten sie, es sei alles vortrefflich gegangen, und sprachen sich ganz offen über die Liebens-

würdigkeit des Prälaten aus. Nur Frau Palogue zog ein finsteres Gesicht, weil der Bischof bei Verteilung seiner Komplimente sie vergessen hatte.

„Du hattest doch recht," sagte sie wütend zu ihrem Manne, als sie nach Hause kam; „ich bin bei ihren Albernheiten wieder die Dumme gewesen! Eine nette Idee das, die verkommenen nichtsnutzigen Dirnen zusammenzuthun... Nun habe ich ihnen doch meine schöne Zeit geopfert und dieser große Esel, der Bischof, welcher vor seiner Priesterschaft zittert, hat sich nicht einmal bei mir bedankt! ... Als ob Frau v. Condamine etwas bei der Sache gethan hätte! Die hat viel zu sehr damit zu thun, ihre schönen Kleider zur Schau zu tragen, diese alte Kokette... Wir wissen aber, wie es im Staate Dänemark steht, nicht wahr? man wird uns wohl schließlich noch zwingen, Geschichten zu erzählen, über welche die Leute wahrlich nicht lachen sollen. Wir brauchen ja nichts zu verheimlichen. Ebenso würde es uns ein Leichtes sein, Frau Delangre und Frau Rastoil bis hinter die Ohren erröten zu machen. Haben diese sich denn nur ein einziges Mal in ihren Salons stören lassen? haben sie sich halb so viel Mühe gegeben wie ich? Und dann diese Frau Mouret, welche scheinbar die ganze Geschichte leitete, ist doch nur das Werkzeug ihres lieben Abbé Faujas gewesen! Das ist auch so eine Heuchlerin, von der wir noch nette Dinge erleben könen. Nun wohl! allen, allen wurde ein liebenswürdiges Wort zu teil; mir nichts. Ich bin wie ein Hund behandelt worden... Siehst Du, Palogue, das kann nicht länger so fort gehen. Der Hund wird schließlich noch beißen."

Von diesem Tage an zeigte sich Frau Palogue bei weitem nicht mehr so gefällig wie ehedem. Sie führte die Bücher nur noch ganz unregelmäßig und wies die Besorgungen, welche ihr besonders mißfielen, kurz von der Hand, so daß endlich die Patronatsdamen zu dem Entschlusse kamen, einen Beamten anzustellen. Martha erzählte diese Aergernisse dem Abbé Faujas und frug ihn zugleich, ob er ihr nicht einen guten Rat geben könne.

„Wählen Sie niemand," entgegnete dieser; „vielleicht finde ich eine geeignete Persönlichkeit . . . Lassen Sie mir nur zwei bis drei Tage Frist."

Seit einiger Zeit nämlich empfing er häufig Briefe, welche den Poststempel Besançon trugen und sämmtlich in groben häßlichen Zügen geschrieben waren. Rosa, welche dieselben gewöhnlich zu ihm hinauftrug, behauptete, er werde jedesmal böse, sobald er nur das Kouvert erblicke.

„Sein Gesicht sieht dabei aus wie sieben Tage Regenwetter," bemerkte sie. „Sicherlich muß er die Person, welche ihm so oft schreibt, nicht leiden können."

Jetzt erwachte in Mouret die alte Neugier wieder und eines Tages überreichte er selbst mit liebenswürdigem Lächeln dem Abbé den Brief, indem er zu seiner Entschuldigung anführte, Rosa sei nicht da. Der Abbé, welcher ohne Zweifel der Sache nicht so recht traute, stellte sich hocherfreut, als hätte er den Brief sehnsüchtig erwartet. Aber Mouret ließ sich durch dieses Manöver nicht irre führen; er blieb vielmehr auf der Treppe stehen und legte das Ohr ans Schlüsselloch.

„Wieder von Deiner Schwester, nicht wahr?" ließ

sich die rauhe Stimme der Frau Faujas vernehmen. „Was hat sie nur, daß sie Dich nie in Ruhe läßt?“

Einige Augenblicke trat Schweigen ein; darauf wurde ein Papier heftig zerknittert und der Abbé brummte:

„Zum Kuckuck! immer dieselbe Litanei. Sie will wieder zu uns kommen und ihren Mann mitbringen, damit ich demselben eine Stelle verschaffe. Die muß doch geradezu glauben, wir schwimmen im Gelde ... Ich fürchte sehr, daß die beiden ihren Kopf aufsetzen und uns eines schönen Morgens hier über den Hals kommen.“

„Nein, nein, wir brauchen sie nicht, verstehst Du, Ovid!“ entgegnete seine Mutter. „Sie haben Dich nie gern gehabt und sind fortwährend eifersüchtig auf Dich gewesen ... Trouche ist ein Taugenichts und Olympia ein herzloses Weib. Du wirst schon sehen, wie sie alles für sich ausbeuten. Sie würden Dich blosstellen und Dich in Deinen Angelegenheiten stören.“

Mouret war so aufgeregt, daß er nur undeutlich hörte. Plötzlich jedoch glaubte er zu bemerken, daß jemand die Thür berühre, und er eilte schnell hinweg. Uebrigens konnte er sich seines gelungenen Spionenstreiches gar nicht lange rühmen; denn einige Tage später gab der Abbé Faujas in seiner Anwesenheit Martha einen endgültigen Bescheid:

„Ich kann Ihnen einen Beamten vorschlagen,“ begann er in seiner ruhigen Weise; „es ist ein Verwandter von mir, mein Schwager, der in einigen Tagen von Besançon kommen wird.“

Hier horchte Mouret auf; Martha dagegen war entzückt.

„Ah! um so besser!“ rief sie. „Ich war in großer Verlegenheit, eine gute Wahl zu treffen. Sie sehen doch ein, daß zu allen diesen jungen Mädchen ein Mann von tiefem sittlichen Ernste nötig ist . . . Aber sobald es sich um einen Ihrer Verwandten handelt . . .“

„Ja,“ versetzte der Priester. „Meine Schwester hatte früher in Besançon ein kleines Wäschegeschäft, das sie aber aus Gesundheitsrücksichten hat aufgeben müssen. Jetzt wünscht sie nun zu uns zu kommen, da ihr die Aerzte ein südliches mildes Klima verordnet haben . . . Meine Mutter ist überglücklich.“

„Ohne Zweifel,“ erklärte Martha, „Sie hätten einander vielleicht nie verlassen, und somit muß es Ihnen jetzt große Freude machen, sich mit Ihrer ganzen Familie wieder vereinigt zu sehen . . . Und Sie wissen nun nicht, wie die Sache anzufangen ist? Es sind doch oben noch zwei Zimmer vorhanden, welche Sie nicht benutzen. Warum sollten also Ihre Schwester und deren Mann dieselben nicht bewohnen können? . . . Sie haben doch keine Kinder?“

„Nein, es sind nur diese beiden . . . Ich hatte allerdings schon daran gedacht, ihnen jene beiden Zimmer zu geben; nur fürchtete ich, Sie zu beleidigen, wenn ich so viele Leute ins Haus bringen würde.“

„O! ich versichere Sie, nicht im geringsten; Sie sind ja so friedliche Leute.“

Hier stockte sie; denn Mouret zupfte sie heftig am Kleide. Er wollte die Familie des Abbé nicht in sein Haus kommen lassen, da er ja gehört hatte, auf welche

Weise Frau Faujas ihre Tochter und ihren Schwiegersohn charakterisierte.

„Die Zimmer sind allerdings sehr klein," bemerkte er; „der Herr Abbé würde also nur gestört werden . . . Es wäre viel besser, wenn die Schwester des Herrn Abbé sich irgendwo in der Nähe einmietete; dort drüben im Hause Palogues ist gerade noch ein Wohnzimmer frei."

Hierdurch kam die Unterhaltung plötzlich ins Stocken. Der Priester gab keine Antwort, sondern blickte sinnend vor sich hin. Martha, in der Meinung, er fühle sich beleidigt, war tief erschüttert über das barsche Auftreten ihres Mannes. Schließlich aber konnte sie dieses verlegene Schweigen nicht länger ertragen und erklärte, ohne auf die Bemerkungen Mourets Rücksicht zu nehmen:

„Es ist also abgemacht. Rosa wird Ihrer Mutter beim Reinigen der Zimmer behülflich sein . . . Mein Mann dachte vorhin nur an Ihre persönliche Bequemlichkeit; aber da Sie es wünschen, so wollen wir Ihnen keineswegs hinderlich sein, nach Belieben über die Wohnung zu verfügen."

Als Mouret hierauf mit seiner Frau allein war, machte er seinem Unwillen Luft:

„Ich kann Dich wahrlich nicht begreifen. Damals als ich an den Abbé vermietete, schmolltest Du und wolltest kaum eine Katze in Dein Haus lassen; jetzt könnte der Abbé Dir seine ganze Familie, die ganze Sippschaft bis hinab zu seinen fernsten Verwandten bringen, Du würdest Dich noch bei ihm bedanken . . . Ich dächte, ich hätte Dich doch deutlich genug an Deinem Kleide gezupft. Du merktest es wohl gar nicht? Es war doch deutlich damit gemeint, daß ich

von diesen Leuten nichts wissen wolle ... Es sind verdächtige Personen."

„Wie kannst Du das wissen?" rief Martha, durch diese scheinbare Ungerechtigkeit verletzt. „Wer hat Dir das gesagt?"

„Nun, der Abbé selbst ... Jawohl, ich habe ihn eines Tages gehört, wie er mit seiner Mutter darüber sprach."

Ernst und starr richteten sich ihre Blicke auf ihn. Da fuhr er errötend und mit unsicherer Stimme fort:

„Kurz, ich weiß es und das genügt ... Die Schwester ist ein herzloses Frauenzimmer und der Mann ein Taugenichts. Du magst Dich noch so sehr beleidigt fühlen, das haben sie gesagt. Dann begreifst Du wohl auch, daß ich diese Sippschaft in meinem Hause nicht brauchen kann. Die Alte vor allen Dingen wollte durchaus nichts von ihrer Tochter wissen und jetzt sagt der Abbé wieder ganz anders. Ich weiß nicht, was seine Gesinnung geändert hat. Wahrscheinlich ist es wieder ein neuer Streich seinerseits, zu dem er ihrer bedürfen wird."

Martha zuckte die Achseln und ließ ihn reden.

Er gab Rosa Befehl, die Zimmer nicht zu reinigen; aber diese gehorchte nur ihrer Herrin. Fünf Tage lang erging sich sein Zorn in bitteren Worten und schrecklichen Vorwürfen. Sobald aber der Abbé Faujas zugegen war, begnügte er sich damit, zu schmollen, indem er diesem nicht offen entgegenzutreten wagte. Von Tag zu Tag ward er knauseriger, schloß sich immer mehr ab und vertiefte sich ganz und gar in seine egoistischen Ansichten. Als

eines Abends Trouche und seine Frau sich vorstellten, brummte er einfach:

„Zum Teufel! der Gesellschaft kann man nicht trauen, die sehen zu verdächtig aus.“

Der Abbé Faujas schien wenig begierig zu sein, seine Schwester und seinen Schwager am Tage ihrer Ankunft sehen zu lassen. Die Mutter hatte sich an die Thür postiert und sobald sie jene über den Platz der Unterpräfektur kommen sah, spähte sie ängstlich hinter sich nach dem Korridor und der Küche. Aber das Glück schien ihr nicht günstig zu sein; denn gerade als die beiden Trouche eintraten, kam Martha mit den Kindern aus dem Garten herauf.

„Ah! da ist ja die ganze Familie,“ sagte sie mit verbindlichem Lächeln.

Frau Faujas, so sehr sie sich für gewöhnlich auch zu beherrschen wußte, ward doch ein wenig verlegen und wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. So blieben sie einige Minuten lang einander gegenüber im Vorzimmer stehen Mouret war mit großen Schritten die Freitreppe heraufgeeilt und Rosa hatte sich an die Kirchenthür gestellt.

„Sie sind gewiß recht froh,“ versetzte Martha, sich an Frau Faujas wendend.

Da sie aber jetzt die Verlegenheit merkte, welche allen die Zunge lähmte, wollte sie sich den Neuangekommenen gegenüber auch liebenswürdig zeigen und sagte zu Trouche:

„Sie sind mit dem 5 Uhr Zuge gekommen, nicht wahr?

... Wie lange fährt man wohl von Besançon bis hierher?"

„Siebzehn Stunden," entgegnete Trouche, wobei sein zahnloser Mund sich zeigte. „Dritter Klasse ist die Sache wirklich kein Spaß ... Man wird fürchterlich zusammengerüttelt."

Hier begann er zu lachen, wobei seine Kinnladen sonderbar knirschten. Frau Faujas warf ihm einen wütenden Blick zu. Nun versuchte er unwillkürlich einen geplatzten Knopf seines fettglänzenden Ueberrockes zu verbergen, indem er, augenscheinlich um zugleich die Schmutzflecken nicht sehen zu lassen, zwei Hutschachteln davorhielt, deren eine grün, deren andere gelb aussah. Um seinen Hals schlang sich eine zerlumpte schwarze Kravatte, über welcher ein Zipfel des schmutzigen Hemdes hervorragte. Aus seinem mit Blatternarben bedeckten Gesichte, dem das Laster auf der Stirn geschrieben stand, funkelten zwei kleine schwarze Augen hervor, deren Blicke mit dem Ausdrucke von Lüsternheit und zugleich von Bestürzung über die Personen und Gegenstände dahinglitten, wie die eines Diebes, der ein Haus durchforscht, wo er in derselben Nacht einzubrechen gedenkt.

Mouret glaubte, Trouche betrachte die Schlösser.

„Der Kerl macht ein Paar Augen, gerade als wollte er von den Schlüssellöchern Abdrücke nehmen."

Indessen merkte Olympia, daß ihr Mann soeben eine Dummheit geäußert habe. Olympia war eine lange hagere Frau mit blondem Haar und abgelebten Zügen. Sie trug eine kleine rohe Holzkiste und ein großes, in ein Tischtuch eingebundenes Packet.

„Wir hatten uns einige Kissen mitgenommen,“ sagte sie, auf das Packet deutend. „Da hält man es schon in der dritten Klasse aus und sitzt eben so gut wie in der ersten … Verwünscht! das heißt sparsam sein. Wenn man auch Geld hat, so ist es doch unnütz, dasselbe zum Fenster hinauszuwerfen; nicht wahr, Madame?“

„Gewiß,“ antwortete Martha.

Olympia trat einige Schritte vor und fuhr fort:

„So ist es auch mit der Kleidung; wenn ich reise, ziehe ich nur die schlechtesten Sachen an. Ich habe auch zu Honorius gesagt: „Höre, Dein alter Ueberrock ist gut genug.“ Außerdem trägt er auch seine Arbeitshose … Sehen Sie, ich habe mein schlechtestes Kleid gewählt; ich glaube, es hat sogar Löcher. Dieses Shawltuch habe ich von meiner Mutter und zu Hause plätte ich für gewöhnlich darauf. Und nun erst meine Haube! die ist so alt, daß ich sie nicht einmal mehr aufsetzte, wenn ich ins Waschhaus ging … Dennoch ist dies alles für den Staub noch viel zu gut; nicht wahr, Madame?“

„Gewiß, gewiß,“ wiederholte Martha und versuchte zu lächeln.

In diesem Augenblicke ließ sich oben auf der Treppe eine zornige Stimme vernehmen, welche rief:

„Nun, wie steht's, Mutter?“

Mouret blickte empor und gewahrte den Abbé Faujas, welcher sich weit über das Treppengeländer im zweiten Stock herabbeugte, gleichsam um deutlicher sehen zu können, was im Vorzimmer geschah. Er hatte das Stimmengewirr gehört und schien nun schon einige Zeit ungeduldig hier zu warten.

„Wird's bald, Mutter?“ rief er wieder.

„Ja, ja, wir kommen schon,“ antwortete Frau Faujas, welche die wütende Stimme ihres Sohnes ängstlich gemacht zu haben schien.

Sie wandte sich hierauf an Trouches mit den Worten:

„Vorwärts, Kinder, kommt herauf ... wir wollen die Madame nicht länger stören.“

Aber die Beiden schienen nicht zu hören; es gefiel ihnen hier im Vorzimmer ganz gut und mit entzückter Miene schauten sie um sich her, als ob man ihnen das ganze Haus geschenkt habe

„Es ist sehr hübsch, außerordentlich hübsch,“ murmelte Olympia, „nicht wahr, Honorius? Dem Brief von Ovidius nach zu urteilen, dachten wir nicht, daß es so schön sein würde. Ich sagte Dir's immer! Wir müssen dorthin ziehen, da ist es besser für uns und ich werde mich wohler fühlen ...“ Nun! siehst Du, ich hatte recht.“

„Ja, ja, es muß sich hier sehr bequem leben,“ stieß Trouche zwischen den Zähnen hervor ... „Und der Garten, glaube ich, ist auch ziemlich groß.“

Hierauf wandte er sich an Mouret und frug diesen:

„Mein Herr, gestatten Sie Ihren Mietsleuten, im Garten spazieren zu gehen?“

Mouret fand keine Zeit mehr, zu antworten; denn der Abbé Faujas, der unterdessen herabgekommen war, schrie jetzt mit Donnerstimme:

„Nun, wird's bald, Trouche und Olympia?“

Beide drehten sich um; doch als sie ihn vor Zorn bebend auf der Treppe stehen sahen, wurden sie ganz

kleinlaut und folgten ihm demütig. Ohne auch noch ein Wort zu sagen, stieg er vor ihnen her die Treppe wieder hinauf und schien nicht einmal zu bemerken, daß Mourets Zeugen dieses sonderbaren Abgangs waren. Frau Faujas, um die Sache möglichst zu bemänteln, ging zuletzt und warf Martha noch einen freundlichen Blick zu. Aber als Mouret sich schließlich allein sah, blieb er verdutzt einige Augenblicke im Vorzimmer stehen. Oben im zweiten Stock wurden die Thüren heftig zugeschlagen, einige Sekunden erscholl starker Wortwechsel, bald aber herrschte Totenstille.

„Gewiß hat er sie wieder versteckt,“ sagte Mouret lachend. „Aber kurz und gut, es ist eine verdächtige Familie.“

Schon am nächsten Tage erschien Trouche in einem sauberen schwarzen Anzuge, um von Abbé Faujas den Patronatsdamen und Martha vorgestellt zu werden. Er war fünfundvierzig Jahre alt, besaß eine sehr schöne Handschrift und behauptete, lange in einem Handlungshause Buchhalter gewesen zu sein. Er wurde sofort in sein Amt eingesetzt, welches ihn verpflichtete das Komité zu vertreten und die materiellen Bedürfnisse zu regeln. Sein Bureau befand sich im ersten Stockwerke des Stiftes zur heiligen Jungfrau und sein Gehalt belief sich auf fünfzehnhundert Frank.

„Nun siehst Du doch, daß diese braven Leute sehr ruhig sind,“ sagte Martha nach einigen Tagen zu ihrem Manne.

In der That machten die beiden Trouche ebenso wenig Geräusch wie Faujas. Zwei oder dreimal behauptete

Rosa zwar, Streit zwischen Mutter und Tochter gehört zu haben, aber jedesmal war durch den Abbé wieder Ruhe gestiftet worden. Trouche ging regelmäßig dreiviertel zehn Uhr fort und kam einviertel fünf Uhr wieder nach Hause; abends ging er nie aus. Olympia verließ zuweilen in Begleitung der Frau Faujas das Haus, um Einkäufe zu besorgen; allein jedoch sah man sie nie gehen.

Das Fenster des Zimmers, in welchem Trouches schliefen, ging nach dem Garten hinaus, und zwar war es das letzte Fenster rechts gegenüber den Bäumen der Unterpräfektur. Große rote gelb geränderte Kalikovorhänge bedeckten die Fenster und stachen grell gegen die weißen Vorhänge des Geistlichen ab. Das Fenster blieb übrigens beständig geschlossen. Als eines Abends der Abbé Faujas sich mit seiner Mutter und der Familie Mouret auf der Terrasse befand, vernahm man ein leises Hüsteln und der Abbé, welcher mit ärgerlicher Miene rasch emporschaute, bemerkte die Schatten Olympias und ihres Mannes. Einige Augenblicke lang sah er, die mit Martha begonnene Unterhaltung unterbrechend, schweigend hinauf, Trouches verschwanden und nur das leise Knarren des Drehriegels ließ sich hören.

„Mutter," sagte der Priester, „Du solltest lieber hinaufgehen; ich fürchte, Du könntest hier Deiner Gesundheit schaden."

Frau Faujas verabschiedete sich von der Gesellschaft, und als sie sich entfernt hatte, frug Martha in teilnahmsvollem Tone:

„Mit Ihrer Schwester ist es wohl schlimmer geworden? Ich habe sie schon seit acht Tagen nicht mehr gesehen.“

„Sie bedarf der Ruhe,“ entgegnete der Geistliche trocken.

Aber Martha schien besonderes Interesse an diesem Gegenstande zu finden und fuhr fort:

„Sie schließt sich zu sehr in ihren Zimmern ab, die frische Luft würde ihr ganz gut thun . . . Die Oktoberabende sind noch sehr mild . . . Warum kommt sie denn niemals in den Garten herab? Sie ist noch nicht ein einziges Mal unten gewesen; Sie wissen doch, daß Ihnen der Garten vollständig zur Verfügung steht.“

Er murmelte einige Worte der Entschuldigung während Mouret, um ihn noch mehr in Verlegenheit zu bringen, mit noch liebenswürdigeren Worten, als seine Frau es gethan, das Gespräch weiter spann:

„Jawohl! das sagte ich heute früh auch. Die Schwester des Herrn Abbé könnte hier recht wohl des Nachmittags im Sonnenschein nähen, anstatt oben in der Stube zu hocken. Man möchte fast glauben, sie wage sich nicht einmal ans Fenster. Oder fürchtet sie sich etwa vor uns? Wir sind doch keineswegs so schreckliche Menschen . . . Gerade so ist es mit Herrn Trouche, der kann nicht schnell genug die Treppe herunterkommen, denn er nimmt immer vier Stufen auf einmal. Sagen Sie ihnen doch, sie möchten uns von Zeit zu Zeit abends besuchen. Da oben in ihrem einsamen Zimmer müssen sie sich wahrlich fürchterlich langweilen.“

Gerade an diesem Abende befand sich der Abbé nicht

in der Laune, den Spott seines Hauswirtes ruhig hinzunehmen; er sah ihm scharf ins Auge und entgegnete mit fester Stimme:

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Freundlichkeit, aber höchst wahrscheinlich werden sie das Anerbieten ausschlagen. Sie sind abends müde und legen sich am liebsten zu Bett. Uebrigens haben sie auch gerade genug zu thun."

„Ganz wie es beliebt, bester Herr," entgegnete Mouret, durch den barschen Ton des Abbé unangenehm berührt.

Als er später mit Martha allein war, sagte er unwillig:

„Nun! dieser Abbé darf ja nicht etwa denken, er könne mir den Teufel für ein Eichhörnchen aufbinden! Das sieht man ganz deutlich, er hat Angst, daß ihm jenes Lumpengesindel, welches er bei sich aufgenommen hat, einen schlechten Streich spielt ... Du hast doch gesehen, wie ängstlich er heute Abend lauschte, als er sie am Fenster bemerkte. Die wollten uns nur ausspionieren. Gieb Acht, das nimmt noch ein schlechtes Ende."

Martha litt jetzt bei weitem nicht mehr so sehr unter den Grillen ihres Mannes und jemehr sie sich der Kirche zuneigte, einen desto größeren Genuß empfand sie; langsam und ungestört wiegte sie sich ein in ihre Frömmelei um schließlich ganz darin einzuschlummern. Der Abbé Faujas wußte indeß zu vermeiden, mit ihr über Gott zu sprechen; er blieb einfach ihr Freund und reizte sie nur durch seinen Ernst, sowie den geheimnisvollen Weihrauchduft, welcher seiner Priesterkutte entströmte. Verschiedene Male, wo er sich mit ihr allein befand, war es wieder

geschehen, daß sie in nervöses Schluchzen ausbrach, ohne eigentlich zu wissen, warum; es schien vielmehr als seien diese Seufzer für sie eine große Erleichterung. In solchen Fällen hatte er einfach schweigend ihre Hand ergriffen und sie durch seinen ruhigen, aber gewaltigen Blick besänftigt. Wenn sie mit ihm über ihre unerklärliche Betrübnis reden wollte, über ihre geheimen Freuden und ihre Sehnsucht nach sichrer Leitung, entgegnete er lächelnd: diese Dinge gehen ihn nichts an, sie müßte das dem Abbé Bourrette sagen. So schwieg sie, während er gerade dadurch in ihren Augen um so höher stieg, sich gleichsam über ihren Horizont erhob, wie ein Gott, zu dessen Füßen liegend sie schließlich ihr Herz ausschütten müsse.

Die Hauptsorgen Marthas beschränkten sich jetzt auf die Messen und die religiösen Uebungen, denen sie beiwohnte. Sie fühlte sich wohl in den gewaltigen Bogengängen von Saint-Saturnin; hier genoß sie jene rein physische Ruhe, nach der sie strebte, hier vergaß sie alles um sich her und dieser Tempel gewährte ihr gleichsam einen Einblick in ein anderes Leben, ein Leben ohne Aufhören, durchdrungen von der Rührung, welche sie beherrschte und ihr Inneres befriedigte. Aber noch immer erfüllte sie eine gewisse Furcht vor der Kirche; sie betrat dieselbe mit einer ängstlichen Schüchternheit, einer Beschämtheit, infolge deren sie sich unwillkürlich umschaute, sobald sie die Thür öffnete, um zu sehen, ob auch wirklich niemand Augenzeuge ihres Eintretens sei, der ihr, nachdem er ihre Beichte gehört hatte, am Ende noch mehrere Minuten lang von dem Diner bei Rastoils oder von der letzten Abendgesellschaft bei Frau Rougon erzählte.

Bisweilen kam Martha ganz niedergeschlagen nach Hause; die Religionsübungen erschöpften sie. Rosa dagegen war die allmächtige Person im Hause geworden; sie brummte und schalt gegen Mouret, wenn er die Wäsche zu sehr beschmutzt hatte und setzte ihm seine Mahlzeit vor, wenn sie gerade damit fertig war; ja, sie nahm sich sogar die Freiheit an ihm Bekehrungsversuche zu machen.

„Madame hat ganz recht, ein christliches Leben zu führen," sagte sie oft zu ihm. „Sie dagegen werden nicht selig sterben, denn Ihre Seele ist verdorben ... Wie schön wäre es doch, wenn Sie nächsten Sonntag einmal Ihre Frau zur Messe führten!"

Mouret zuckte nur die Achseln. Er ließ die Dinge gehen wie sie wollten; nur hier und da that er einen kleinen Handgriff in der Wirtschaft und wenn ihm gerade einmal das Speisezimmer zu schmutzig erschien, so fegte er wohl auch höchsteigenhändig aus. Mehr Sorge indeß bereiteten ihm die Kinder. Während der Ferien, wo die Mutter fast nie zu Hause war, stürzten Desirée und Octave, welcher abermals im Abiturientenexamen durchgefallen war, das ganze Haus um; Serge jedoch, welcher immer kränklich war, blieb, wenn er nicht das Bett hüten mußte, oft den ganzen Tag über in seinem Zimmer und las. Er war der Liebling des Abbé Faujas geworden und dieser lieh ihm auch gewöhnlich Bücher. Diese zwei Monate waren für Mouret eine schreckliche Zeit und er wußte oft nicht, wie er mit seinen Kindern zurechtkommen sollte; besonders machte Octave ihm bittern Kummer. Endlich entschloß er sich, das Ende der Ferien gar nicht

rst abzuwarten und den Knaben lieber in ein Handlungshaus nach Marseille zu schicken.

„Wenn Du Dich gar nicht mehr um Deine Kinder kümmern willst," sagte er zu Martha, „so sehe ich mich gezwungen, dieselben anderswo unterzubringen ... Meine Geduld ist zu Ende und am liebsten möchte ich alle drei zum Hause hinausjagen ... Besonders mit Octave ist es nicht mehr auszuhalten; der kommt auch nie über das Examen hinweg. Es ist viel besser, wenn er jetzt schon sein Brot verdienen lernt, als daß ich ihn noch länger mit den Gassenbuben umherflanieren lasse. Ueberall in der Stadt sieht man ihn umherlungern."

Martha ward durch diese Worte tief bewegt und jetzt, wo sie erfuhr, daß eines ihrer Kinder sich von ihr trennen sollte, erwachte sie wie aus einem Traume. Auf ihr dringendes Bitten hin ward die Abreise um acht Tage verzögert und während dieser Zeit blieb sie sogar häufiger zu Hause und begann ihre emsige Thätigkeit von ehedem. Es dauerte indeß gar nicht lange, so ließ ihr Eifer wieder nach und an dem Tage, wo Octave sie zum letzten Male umarmte und ihr mitteilte, daß er an demselben Abende noch nach Marseille abreisen werde, schien ihre Willenskraft verschwunden und sie vermochte nur, ihm einige gute Ratschläge zu geben.

Schweren Herzens kehrte Mouret vom Bahnhofe zurück. Er suchte seine Frau und fand sie weinend im Garten unter einer Laube sitzen.

„Nun ist wieder einer weniger!" rief er voll Unmuts. „Das muß Dir doch Vergnügen machen; denn nun kannst Du ja mit mehr Muße in Deinen Kirchen auf den

Knieen umherrutschen ... Sei nur ruhig, die beiden andern sind auch am längsten zu Hause gewesen. Den Serge behalte ich nur deshalb noch, weil er ruhig ist und ich ihn noch für zu jung halte, um seine Rechtsstudien aufzunehmen; aber wenn er Dir im Wege ist, so brauchst Du es nur zu sagen und ich werde ihn Dir auch vom Halse schaffen ... Desirée kann zu ihrer Amme gehen."

Noch immer schluchzte Martha leise.

„Ja, du lieber Gott," fuhr Mouret fort; „auswärts und zu Hause kann man nicht zugleich sein. Du bist am liebsten auswärts, folglich kümmern Dich Deine Kinder nichts mehr, das ist ganz logisch ... Uebrigens müssen wir doch auch nun dieser Menge von Leuten, welche in unserm Hause wohnen, Platz machen, nicht wahr? Unser Haus ist nicht mehr groß genug, und wir können noch froh sein, wenn man uns nicht selbst eines schönen Tages zum Thore hinausjagt."

Bei diesen Worten warf er einen prüfenden Blick hinauf nach den Fenstern des zweiten Stockwerkes und begann wieder mit etwas gedämpfter Stimme:

„Weine doch nicht so; man beobachtet Dich. Du siehst wohl gar nicht jene beiden Augen hinter den roten Vorhängen blitzen? Das sind die Augen der Schwester des Abbé, ich kenne sie ganz genau. Man kann sicher sein, daß die den ganzen Tag dort lauscht ... Siehst Du, der Abbé ist vielleicht ein ganz braver Mann; aber den beiden Trouche traue ich nicht, es ist mir immer als hockten sie hinter ihren Vorhängen wie lauernde Wölfe. Ich bin überzeugt, wenn der Abbé sie nicht daran hinderte, würden sie zum Fenster herausklettern und meine Birnen

stehlen ... Trockne nur Deine Thränen, meine Gute; Du kannst sicher sein, daß jene sich über unsern Zwist eins ins Fäustchen lachen. Nur sie sind eigentlich an der Abreise meines Kindes schuld, mithin ist es thöricht, sie Zeugen des Schmerzes sein zu lassen, welchen uns beiden diese Trennung bereitet."

Seine Stimme klang tief gerührt und er selbst war nahe daran, zu weinen. Martha, welche seine letzten Worte in der tiefsten Seele bewegt hatten, umarmte ihn mit aller Glut der Leidenschaft. Aber beider bemächtigte sich jetzt eine gewisse Furcht, gesehen zu werden; es war, als dränge sich ein Hindernis zwischen sie, und so trennten sie sich, während die Späheraugen Olympias noch immer hinter den roten Vorhängen funkelten.

Elftes Kapitel.

Eines Morgens erschien der Abbé Bourrette mit dem Ausdrucke tiefster Bestürzung. Er bemerkte Martha auf der Freitreppe, drückte ihr die Hand und stammelte:

„Der arme Compan, es ist aus mit ihm — er liegt im Sterben . . . Ich will schnell hinauf eilen, denn ich muß sofort den Abbé Faujas sprechen."

Als ihm nun Martha den Priester gezeigt hatte welcher nach gewohnter Weise im Garten auf- und abging und in seinem Brevierlas, eilte er auf ihn zu. Er wollte sprechen, ihm die verhängnisvolle Botschaft verkünden; aber der Schmerz erstickte seine Worte und schluchzend umarmte er ihn.

„Nun! was haben denn die beiden Pfaffen mit einander?" frug Mouret, welcher eiligst aus dem Speisezimmer trat.

„Der Pfarrer von Saturnin scheint dem Tode nahe zu sein," murmelte Martha tiefbewegt.

Mouret staunte und murmelte, indem er wieder hineinging:

„Ach was! der liebe Bourrette wird sich schon zu trösten wissen, wenn man ihn morgen an Stelle des andern zum Pfarrer ernennt ... Er rechnet auf die Stelle, er hat mirs schon gesagt.

Indessen hatte der Abbé Faujas sich aus der engen Umarmung des alten Priesters befreit; ernst hörte er die schlimme Botschaft an und schloß bedächtig sein Brevier.

„Compan will uns noch einmal sehen," stotterte der Abbé Bourrette; „er wird den Vormittag nicht überleben ... Ach! es war so ein lieber Freund. Wir hatten sogar zusammen studiert ... Er will jetzt von uns Abschied nehmen und hat mir während der Nacht wiederholt versichert, Sie seien der einzige in der ganzen Diözese, welcher Mut besitze; während er nun bereits über ein Jahr lang leidend ist, so hat ihn doch kein Priester von Plassans zu besuchen gewagt und Sie, die Sie ihn kaum kennen, widmeten ihm alle Wochen einen Nachmittag. Noch vorhin traten ihm die Thränen in die Augen, als er von Ihnen sprach ... Beeilen Sie sich also, mein Freund!"

Der Abbé Faujas begab sich in seine Wohnung, während der Abbé Bourrette voll Ungeduld und Verzweiflung im Vorzimmer auf- und abging; endlich, nach ungefähr einer Viertelstunde, verließen beide das Haus. Der alte Priester, neben Faujas keuchend dahinschreitend, erzählte ihm in kurzen Sätzen von dem Kranken:

„Er würde wie ein Hund ohne Sakrament dahingestorben sein, wenn mich seine Schwester nicht noch gestern Abend gegen elf Uhr benachrichtigt hätte. Sie hat damit

„Wünschen Sie Hochwürden zu sprechen?“ frug ihn der Sekretär mit seinem eigentümlichen Lächeln. „Da kommen Sie sehr ungelegen, denn der hochwürdige Herr ist jetzt so sehr beschäftigt, daß er sogar seine Thür hat vernageln lassen.“

„Es handelt sich um eine sehr dringende Angelegenheit,“ entgegnete der Abbé Faujas ruhig. „Man mag ihm nur mitteilen, daß ich da sei. Nötigenfalls werde ich warten.“

„Ich fürchte aber, daß es nichts nützen wird. Hochwürden haben soeben mehrere Personen bei sich. Kommen Sie also lieber morgen wieder.“

Aber der Abbé ließ sich nicht abweisen und wollte sich eben auf einen Stuhl setzen, als der Bischof die Thür seines Kabinetts öffnete. Er schien sehr unangenehm berührt zu werden, als er den Besucher bemerkte, und stellte sich anfangs, als sehe er denselben nicht.

„Mein Sohn,“ sagte er zu Surin, „wenn Sie diese Papiere in Ordnung gebracht haben, so kommen Sie unverzüglich wieder herein; ich habe Ihnen eiuen Brief zu diktieren.“

Darauf wandte er sich an den Geistlichen, welcher in ehrerbietiger Haltung dastand, und rief scheinbar hocherfreut:

„Ah! Sie sind es, Herr Faujas? Ich freue mich, Sie zu sehen ... Sie haben mir wohl etwas zu sagen? Kommen Sie doch herein in mein Kabinett; Sie stören mich niemals.“

Das Kabinett des Herrn Rousselot war ein geräumiges, etwas düsteres Gemach, in welchem unausgesetzt

Sommer und Winter ein großes Holzfeuer brannte. Der Teppich und die dicken Vorhänge dämpften jeden Laut, und es machte den Eindruck, als betrete man ein Badezimmer. Hier saß nun gewöhnlich der Bischof fröstelnd in seinem Lehnstuhle wie einer, der sich von aller Welt zurückgezogen hat, wobei er bei dem leisesten Geräusche erschrak und die Sorge für seine Diözese dem Abbé Fenil überließ. Er liebte besonders die alte Litteratur und man erzählte, er übersetze insgeheim Horaz; in gleicher Weise begeisterten ihn die kurzen Verse der griechischen Anthologie, und zuweilen entschlüpfte ihm ein anstößiges Citat, über welches er sich dann mit der Naivität eines Gebildeten freute, der gegen die Schamhaftigkeit des gewöhnlichen Volkes unempfindlich ist.

„Sehen Sie, es ist niemand bei mir," sagte er, sich vor den Kamin hinstellend; „aber ich bin etwas leidend und hatte mir deshalb Besuche verbeten. Sie jedoch können sprechen, und ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung."

In seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit war jetzt unverkennbar eine gewisse Unruhe, eine Art resignierte Ergebung zu bemerken und als schließlich der Abbé Faujas ihm das Ableben des Pfarrers Compan mitgeteilt hatte, rief er bestürzt aus:

„Wie! mein braver Compan ist tot, und ich habe nicht einmal von ihm Abschied nehmen können? . . . Kein Mensch hat mich davon benachrichtigt! . . . Ach! sehen Sie, mein Freund, Sie hatten recht, als Sie mir zu verstehen gaben, daß ich hier nicht mehr der Herr sei; man mißbraucht meine Güte."

„Hochwürdiger Herr," entgegnete Faujas, „Sie wissen, wie ergeben ich Ihnen bin; ich warte nur auf einen Wink von Ihnen."

Der Bischof nickte mit dem Kopfe und murmelte:

„Ja, ja, ich erinnere mich dessen, was Sie mir angeboten haben; Sie besitzen ein vortreffliches Herz. Nur bedenken Sie, was das für Aufsehen machen würde, wenn ich mit Fenil bräche! Man würde mir damit gewiß acht Tage lang in den Ohren liegen. Und dennoch, wenn ich sicher wüßte, daß Sie mich vor einem persönlichen Streiche bewahrten, wenn ich nicht fürchtete, daß er nach kaum einer Woche zurückkommen und Ihnen das Messer an die Kehle setzen würde ..."

Der Abbé Faujas konnte hier ein Lächeln nicht unterdrücken, wogegen dem Bischof die Thränen in die Augen traten.

„Allerdings hege ich Furcht," fuhr er fort, indem er wieder in seinen Lehnstuhl sank. „Jener Unglückliche hat Compan in's Grab gebracht und mir dessen nahen Tot verheimlicht, damit ich ihm nicht einmal die Augen zudrücken könne; er geht mit schrecklichen Plänen um ... Aber, sehen Sie, ich will lieber in Frieden leben. Fenil ist sehr thätig und er ist mir wirklich eine große Hilfe in der Diözese. Wenn ich nicht mehr lebe, so werden die Dinge vielleicht in bessere Hände kommen."

Er hatte sich allmählich so weit beruhigt, daß er jetzt wieder lächelte.

„Uebrigens scheint gegenwärtig alles gut zu gehen, und ich sehe keinerlei Schwierigkeiten ... Man kann ja die Sache abwarten."

Der Abbé Faujas setzte sich und entgegnete ruhig:
„Ohne Zweifel . . . Doch wird es nötig sein, daß Sie an Stelle des Herrn Abbé Compan einen neuen Pfarrer in Saint-Saturnin ernennen.“

Mit verzweiflungsvoller Miene preßte Rousselot die Hände gegen seine Schläfe und stammelte:

„Mein Gott! Sie haben recht. Daran dachte ich gar nicht mehr . . . Der arme Compan weiß nicht, in welche Sorge er mich durch seinen so plötzlichen Tod versetzt. Ich hatte Ihnen die Stelle versprochen, nicht wahr?“

Der Abbé verneigte sich.

„Nun, mein Freund, Sie können mich retten, indem Sie mir gestatten, mein Wort zurückzunehmen. Sie wissen doch, wie sehr Fenil Sie haßt; der Erfolg des Jungfrauenstiftes hat ihn vollends wütend gemacht, und er schwört darauf, Sie an Ihren weiteren Erfolgen in Plassans zu hindern. Sie sehen also, daß ich ganz offen mit Ihnen rede. Als man nun in den letzten Tagen auf die Pfarrstelle in Saint-Saturnin zu sprechen kam, erwähnte ich auch Ihren Namen; aber Fenil geriet darüber in einen so schrecklichen Zorn, daß ich ihm versichern mußte, die Stelle einem seiner Schützlinge, dem Abbé Chardon, zu geben, übrigens einem sehr verdienstvollen Manne, der Ihnen auch bekannt ist . . . Mein Freund, thun Sie mirs zuliebe und verzichten Sie auf die Idee. Ich will Ihnen dafür gern jede gewünschte Entschädigung geben.“

Die Stirne des Priesters legte sich in ernste Falten,

er schwieg einige Augenblicke, als ob er mit sich selbst zu Rate gehe, und entgegnete dann:

„Sie wissen es recht wohl, hochwürdiger Herr, daß mir nichts ferner liegt, als persönlicher Ehrgeiz; ich lebe am liebsten zurückgezogen, und es würde mir eine große Genugthuung sein, auf die Stelle zu verzichten. Leider aber kann ich nicht eigenmächtig handeln, sondern muß den Gönnern zu genügen suchen, welche sich für mich interessieren ... Hochwürdiger Herr, überlegen Sie sich die Sache in Ihrem eigenen Interesse, ehe Sie einen Entschluß fassen, den Sie später vielleicht doch bereuen würden."

Obwohl der Abbé Faujas in sehr bescheidenem Tone gesprochen hatte, so fühlte der Bischof doch die verborgene Drohung, welche in seinen Worten lag. Er stand auf, schritt einige Male im Zimmer auf und ab und versetzte im Tone völliger Verzweiflung:

„Ach! das wird eine schwere Aufgabe ... Ich hätte gern diese Auseinandersetzungen vermieden; aber da Sie darauf bestehen, so muß ich frei heraus sprechen ... Nun wohl! lieber Herr, der Abbé Fenil macht Ihnen arge Vorwürfe. Wie ich Ihnen bereits mitgetheilt zu haben glaube, scheint er sich in Besançon erkundigt und daselbst die bewußten fatalen Geschichten in Erfahrung gebracht zu haben ... Zwar haben Sie mir das unverhohlen gesagt, ich kenne Ihre Verdienste und Ihre reuevolle zurückgezogene Lebensweise; aber du lieber Gott, der Großvikar besitzt damit Waffen gegen Sie und benutzt dieselben en schrecklicher Weise. Oft weiß ich wahrlich nicht, wie ich Sie noch vertheidigen soll ... Als der Minister mich

bat, Sie in meine Diözese aufzunehmen, habe ich ihm keineswegs verhehlt, daß Ihre Stellung eine sehr schwierige sein werde. Er hörte aber nicht auf, in mich zu dringen, und sagte, das sei Ihre Sache, so daß ich endlich einwilligte. Nur muß man gegenwärtig von mir nicht Unmögliches verlangen."

Stolz aufgerichtet stand der Abbé Faujas da; er schaute dem Bischof fest ins Auge und entgegnete kurz:

„Sie haben mir aber Ihr Wort gegeben, Hochwürden."

„Gewiß, gewiß . . . Mit dem armen Compan wurde es alle Tage schlimmer und Sie haben mir gewisse Dinge anvertraut; damals gab ich allerdings das Versprechen, das leugne ich nicht . . . Hören Sie zu, ich will Ihnen alles sagen, damit Sie mich nicht für wetterwendisch halten. Sie behaupteten, der Minister wünsche lebhaft Ihre Ernennung zum Pfarrer von Saint-Saturnin. Nun! ich habe geschrieben, mich unterrichtet, und einer meiner Freunde ist sogar selbst ins Ministerium gegangen. Dort hat man ihn beinahe geradezu ausgelacht und gesagt, man kenne Sie überhaupt nicht. Der Minister verwahrt sich unbedingt dagegen, Sie unter seinen Schutz zu stellen verstehen Sie! Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen sogar einen Brief zeigen, in welchem er sich sehr ungehalten über Sie ausspricht."

Er griff nach einem Schubfache; aber der Abbé Faujas war aufgestanden, ein feines halb ironisches halb mitleidsvolles Lächeln spielte auf seinen Zügen und er murmelte, den Bischof nicht aus den Augen lassend:

„Ah! Hochwürden! Hochwürden!"

Hier schwieg er, als wolle er sich nicht weiter aussprechen, und erst nach einiger Zeit fuhr er fort:

„Ich entbinde Sie Ihres Wortes, hochwürdiger Herr. Glauben Sie mir aber, daß ich bei alledem vielmehr in Ihrem als in meinem Interesse arbeitete. Später, wenn es aber nicht mehr Zeit sein wird, werden Sie sich vielleicht noch meiner Warnungen erinnern.“

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen; aber der Bischof hielt ihn zurück und flüsterte mit ängstlicher Miene:

„Nun, was wollen Sie mir denn sagen? Erklären Sie sich doch, lieber Herr Faujas. Ich weiß recht wohl daß man mir in Paris nicht recht wohl will seit der Wahl des Marquis von Lagrifoul. Man kennt mich wahrlich viel zu wenig, wenn man sich einbildet, ich sei in diese Sache verwickelt; ich komme im Monate kaum zweimal aus diesem Kabinett heraus ... Also Sie glauben, man habe mich im Verdachte, die Wahl des Marquis veranlaßt zu haben?“

„Ja, ich fürchte es,“ entgegnete der Priester mit fester Stimme.

„Nun! das ist lächerlich, da ich mich nie in Politik gemischt habe und nur meinen Büchern lebe. Fenil hat das alles gethan, ich habe es ihm auch wohl zwanzig mal schon gesagt, daß er mir schließlich noch Unannehmlichkeiten in Paris bereiten werde.“

Er stockte, augenscheinlich in Verlegenheit darüber, diese letzten Worte gesagt zu haben. Der Abbé Faujas setzte sich wieder und begann mit ernster Stimme:

„Hochwürden, Sie haben soeben Ihren Großvikar beschuldigt ... Ganz dasselbe habe ich Ihnen auch gesagt. Machen Sie in Zukunft nicht mehr gemeine Sache mit ihm, denn er kann Ihnen noch sehr ernste Sorgen bereiten. Ich habe Freunde in Paris, das mögen Sie mir glauben oder nicht, und ich weiß auch, daß die Wahl von Lagrifoul die Regierung sehr übel gegen Sie gestimmt hat. Ob nun mit Recht oder nicht, kurz, man hält Sie für die einzige Ursache der oppositionellen Bewegung, welche sich in Plassans bekundet, wo gerade der Minister aus besonderen Gründen die Majorität für sich in Anspruch zu nehmen strebt. Wenn bei den nächsten Wahlen der legitimistische Kandidat abermals durchkäme, so ward dies sehr fatal und ich würde dann sogar um Ihre Sicherheit besorgt sein."

„Aber es ist doch abscheulich!" rief der unglückliche Bischof aus, indem er sich in seinem Lehnstuhl hin und her wand; „ich kann es doch nicht hindern, wenn der legitimistische Kandidat durchkommt! Habe ich denn auch nur den geringsten Einfluß, oder mich jemals in solche Angelegenheiten gemengt? ... Ach! glauben Sie mir, an manchen Tagen möchte ich mich am liebsten in ein Kloster einschließen. Dort würde ich mir meine Bibliothek aufstellen und könnte dann ruhig leben ... Fenil sollte an meiner Stelle Bischof sein, und wenn ich auf ihn hören wollte, so würde ich mich der Regierung schroff gegenüber stellen, ich würde nur Rom gehorchen und um Paris mich nicht kümmern. Aber das liegt nicht in meinem Charakter, ich will ruhig sterben ... Sodann behaupten Sie auch, der Minister sei wütend auf mich."

Der Priester gab keine Antwort; nur zwei feine Falten zeigten sich an seinen Mundwinkeln und verliehen seinem Gesichte den Ausdruck stummer Verachtung.

„Mein Gott,“ fuhr der Bischof fort, „wenn ich ihm einen Gefallen damit thun könnte, daß ich Sie zum Pfarrer von Saint-Saturnin ernenne, so würde ich dies versuchen . . . Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie sich täuschen; Ihre Frömmigkeit wird stark bezweifelt.“

Der Abbé Faujas entgegnete ärgerlich:

„Nun, so vergessen Sie, daß böse Gerüchte über mich im Umlaufe sind und daß ich mit einem zerrissenen Chorrocke nach Plassans gekommen bin! Wenn man einen verdorbenen Mann an einen fährlichen Posten stellt, so vergißt man seiner bis zum Tage des Triumphes . . . Seien Sie mir behülflich, Hochwürden, Sie werden sehen, daß ich Freunde in Paris habe.“

Als ihn nun der Bischof, überrascht durch eine derartige Energie, schweigend ansah, nahm er wieder seinen alten geschmeidigen Ton an und fuhr fort:

„Das sind nur Vermutungen und ich will ganz offen gestehen, daß man mir so manches zu verzeihen hat. Meine Freunde werden Sie aber belohnen, sobald erst meine Stellung gesichert ist.“

Rousselot schwieg noch einige Augenblicke. Er gehörte zu jenen feinen Naturen, die das menschliche Laster aus Büchern gelernt haben. Er kannte seine große Schwäche und war darüber sogar ein wenig beschämt; aber er tröstete sich damit, daß er die Menschen nach ihrem Werte zu beurteilen verstand. In seinem Epikuräerleben bekun-

dete er zuweilen bitteren Hohn über diejenigen, welche ihn umgaben und sich um die Fetzen seiner Herrschaft stritten.

„Wahrlich,“ sagte er endlich lächelnd, „Sie sind ein kühner Mensch, lieber Herr Faujas! Da ich Ihnen einmal das Versprechen gegeben habe, so werde ich es auch halten . . . Vor einem halben Jahre allerdings, das gebe ich zu, hätte ich befürchten müssen, ganz Plassans wider mich zu empören; aber inzwischen haben Sie sich beliebt gemacht, so daß die Damen der Stadt sich über Sie oft sehr lobenswert gegen mich aussprechen. Wenn ich Ihnen die Pfarrstelle an Saint-Saturnin gebe, so trage ich damit auch eine Schuld ab für das Stift zur heiligen Jungfrau.“

Hier sprach der Bischof wieder in seiner gewöhnlichen liebenswürdigen Weise. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und der Abbé Surin schaute herein.

„Nein, mein Sohn,“ rief ihm der Bischof zu, „ich werde Ihnen den Brief jetzt nicht diktieren . . . Ich brauche Sie nicht mehr; Sie können gehen.“

„Der Herr Abbé Fenil ist da,“ flüsterte der junge Geistliche.

„Ah! gut, er mag warten.“

Bei diesen Worten durchflog ein leises Zittern den Körper Rousselots; aber sogleich suchte er seine Entschlossenheit wieder zu gewinnen, warf dem Abbé Faujas einen verständigen Blick zu, und indem er eine hinter einer Portière verborgene Thür öffnete, sagte er zu ihm:

„Gehen Sie hier hinaus.“

Auf der Schwelle aber hielt er ihn noch einige Augenblicke zurück und bemerkte lachend:

„Fenil wird außer sich sein . . . Sie versprachen mir doch wohl, mich gegen ihn in Schutz zu nehmen, falls er zu weit gehen sollte? Ebenso rechne ich darauf, daß Sie den Marquis von Lagrifoul nicht wieder zur Wahl kommen lassen . . . Wahrlich! auf Ihnen ruht jetzt meine ganze Hoffnung, lieber Herr Faujas."

Nachdem er sich mit einem flüchtigen Gruße von ihm verabschiedet hatte, trat er mit der größten Unbefangenheit wieder in sein warmes Kabinett. Der Abbé war hocherstaunt über die geradezu weibische Gefügigkeit, mit welcher Rousselot sich dem Stärkeren unterordnete. Jetzt erst fühlte er, daß der Bischof nur seinen Spott mit ihm getrieben habe, ebenso wie er es nun wahrscheinlich mit dem Abbé Fenil thun werde.

Am folgenden Donnerstag gegen zehn Uhr abends, als eben die feine Gesellschaft von Plassans den grünen Salon bei Rougons füllte, erschien auch der Abbé Faujas. Er machte einen stolzen Eindruck mit seiner großen, von einem feinen atlasglänzenden Priesterrocke umhüllten Gestalt. Ernst war sein Gesicht und seine Lippen verzogen sich kaum zu einem liebenswürdigen Lächeln.

„Ah! da ist ja auch der liebe Herr Pfarrer!" rief Frau von Condamine erfreut.

Die Dame vom Hause eilte auf ihn zu, ergriff seine Hand und führte ihn mitten in den Salon, wo sie, ihn mit schmeichelnden Blicken betrachtend, wiederholt ausrief:

„Welch' eine Ueberraschung, welch' eine schöne Ueberraschung! Man hat Sie ja ewig nicht mehr zu sehen

bekommen. Also muß Ihnen wohl erst das Glück in den Schoß fallen, ehe Sie an Ihre Freunde denken?"

Der Abbé grüßte alle mit ungewöhnlicher Gewandtheit, und alle suchten ihm die schmeichelhaftesten Huldigungen entgegenzubringen. Frau Delangre und Frau Rastoil warteten gar nicht erst, bis er sie begrüßte, sondern eilten ihm entgegen und beglückwünschten ihn zu seiner Ernennung, welche an demselben Morgen erst bekannt geworden war. Der Maire, der Friedensrichter und sogar Herr von Bourdeu reichten ihm freundschaftlichst die Hände.

„Ah! dieser Kerl bringt's wahrlich hoch!" flüsterte Herr von Condamine dem Doktor Porquier ins Ohr. „Das habe ich gleich am ersten Tage gespürt . . . Sie wissen doch, daß die alte Rougon und er trotz ihrer Ziererei lügen wie die Marktschreier. Mehr als zehnmal habe ich ihn bei Anbruch der Nacht hier in's Haus schleichen sehen. Die müssen beide nette Geschichten treiben!"

Aber der Doktor Porquier empfand eine schreckliche Furcht davor, daß Herr von Condamine ihn blosstellen könne, und so beeilte er sich denn mit den andern, Faujas zu begrüßen, obwohl er bisher kein einziges Wort mit ihm gesprochen hatte. Dieser Triumph war das wichtigste Ereignis des Abends, und kaum hatte sich der Abbé gesetzt, so umgab ihn auch schon ein dreifacher Kreis von Damen. Er unterhielt sich mit reizendem Humor, wußte von allem möglichen zu sprechen, und zugleich vermied er es sorgfältig, auf etwaige Anzüglichkeiten Antwort zu geben. Als ihn Felicitas direkt nach seinen neuen Verhältnissen gefragt hatte, entgegnete er einfach, er werde das Pfarr-

haus nicht bewohnen und lieber in der Wohnung bleiben, wo er nun beinahe drei Jahre lang so ungestört lebe. Martha, welche mit ihrer gewohnten Zurückhaltung sich unter den übrigen Damen befand, hatte dem Abbé einfach zugelächelt und ihn von ferne mit etwas bleicher ängstlicher Miene beobachtet. Aber als er jetzt seine Absichten zu erkennen gab, die Rue Balande nicht zu verlassen, errötete sie lebhaft und, als könne sie die Wärme nicht länger vertragen, stand sie auf, um in den kleinen Salon hinüberzugehen. Frau Paloque, neben welche sich soeben Herr von Condamine setzte, sagte zu diesem in höhnischem Tone und so laut, daß die Umstehenden es hören mußten:

„Das ist eine saubere Wirtschaft, nicht wahr? ... Wenn sie ihm wenigstens nicht noch hier ein Stelldichein geben wollte, wo sie doch zu Hause den ganzen Tag zusammen sind.“

Nur Herr von Condamine begann zu lachen; die übrigen Personen bewahrten eine eisige Kälte. Da suchte Frau Paloque, als sie merkte, daß sie unrecht gethan, der Sache einen ernsthaften Anstrich zu geben. Indessen sprach man insgeheim auch von dem Abbé Fenil, und Herr von Bourdeu, ein Freund des Großvikars, erzählte mit gewichtiger Miene, derselbe sei unwohl. Diese Auskunft ward aber mit geheimnisvollem Lächeln entgegengenommen; denn jedermann war bereits über den Zank beim Bischof unterrichtet. Der Abbé Surin berichtete den Damen sogar merkwürdige Einzelheiten über die schreckliche Szene, welche sich zwischen Sr. Hochwürden und dem Großvikar entsponnen hatte. Letzterer hingegen ließ das Gerücht

aussprengen, ein Gichtanfall fessele ihn ans Bett. Aber dies war noch lange nicht die eigentliche Lösung der Sache, und der Abbé Surin fügte hinzu, „man werde noch ganz andere Dinge erleben.“ Diese Bemerkung ging von Mund zu Mund, und man schüttelte zweifelnd und zugleich staunend die Köpfe.

Nach einiger Zeit kam auch der Abbé Bourrette in die Gesellschaft. Bei seinem Eintreten schwieg plötzlich die Unterhaltung, und man schaute ihn neugierig an. Es war ja allen bekannt, daß er noch am Tage zuvor auf die Pfarrstelle an Saint=Saturnin rechnete; er hatte den Abbé Compan während dessen langer Krankheit vertreten und glaubte mithin die Stelle werde ihm zufallen. Einen Augenblick blieb er keuchend auf der Schwelle stehen, ohne die Aufregung zu bemerken, welche sein Erscheinen hervorbrachte; sobald er aber den Abbé Faujas bemerkte, eilte er auf ihn zu, drückte ihm leidenschaftlich die Hand und rief:

„Mein lieber Freund, gestatten Sie mir, daß ich Sie beglückwünsche ... Ich war soeben in Ihrer Wohnung und erfuhr dort von Ihrer Mutter, daß Sie hier seien ... Es ist mir ein Hochgenuß, Sie zu treffen.“

Der Abbé Faujas war aufgestanden; denn trotz seiner großen Kaltblütigkeit war er doch etwas verlegen und zugleich erstaunt über diese unerwartete Freundlichkeit.

„Ja,“ murmelte er, „ich habe sie annehmen müssen trotz meiner geringen Verdienste ... Anfangs zwar habe ich mich geweigert, und Sr. Hochwürden viel würdigere Geistlichen genannt, unter andern auch Sie ...“

Der Abbé Bourrette winkte ihn mit einem bezeichnenden Augenzwinkern beiseite und flüsterte ihm zu:

„Hochwürden haben mir alles erzählt . . . Es scheint als ob Fenil durchaus nichts wissen wollte. Er hätte die ganze Diözese in Aufruhr gebracht, wenn ich ernannt worden wäre: das hat er selbst geäußert. Mein einziges Verbrechen besteht darin, daß ich dem armen Compan die Augen zugedrückt habe . . . Wie Sie wissen, verlangte er die Ernennung des Abbé Chardon, der allerdings fromm, aber sonst in jeder Beziehung ungenügend ist. Der Großvikar rechnete wahrscheinlich darauf, in dessen Namen dann an Saint-Saturnin die eigentliche Herrschaft zu führen . . . Da hat denn nun der Bischof Ihnen die Stelle gegeben, teils um den Intriguen Fenils zu entgehen, teils auch um ihm einen Possen zu spielen. Dadurch bin ich gerächt und freue mich aufrichtig, lieber Freund . . . War Ihnen die Geschichte bekannt?

„Nein, nicht ganz genau.“

„Nun, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die Sache so gewesen ist; denn ich habe die Thatsachen aus dem Munde des Bischofs selbst gehört . . . Unter uns gesagt, er hat mir eine Entschädigung in Aussicht gestellt. Der zweite Großvikar, der Abbé Vial, hat schon lange den Wunsch gehegt, sich in Rom festzusetzen; die Stelle würde dann also frei sein, verstehen Sie? Indessen, wir wollen darüber schweigen . . .“

Während er noch immer des Abbé Faujas Hand in der seinigen hielt, triumphierten seine Blicke. Die in der Nähe befindlichen Damen sahen einander mit staunender Miene lächelnd an; aber die Freude des guten Mannes

war so ungekünstelt, daß sie sich schließlich dem ganzen Salon mitteilte und man nun überall von dem neuen Pfarrer redete.

Zugleich sprach man über die Orgeln der Kathedrale, welche einer Reparatur bedurften und Frau von Condamine versprach sogar, einen prächtigen Ruhealtar für die Prozession am nächsten Frohnleichnamsfeste zu stiften.

Der Abbé Bourrette war völlig in dem allgemeinen Triumph vertieft, als plötzlich Frau Paloque ihm leise an der Schulter berührte und ihm ins Ohr flüsterte:

„Nun, Herr Abbé, morgen werden Sie wohl nicht in der Kapelle Saint-Michel Beichte hören?“

Seitdem nämlich dieser den Abbé Compan vertrat, hatte er den Beichtstuhl der Kapelle Saint-Michel gewählt, den größten und bequemsten der Kirche, welcher ganz speziell für den Pfarrer bestimmt war. Er schien die Frage nicht sogleich zu verstehen und blickte Frau Paloque verdutzt an.

„Ich frage Sie,“ wiederholte diese, „ob Sie morgen wieder Ihren ehemaligen Beichtstuhl in der Engelskapelle einnehmen werden.“

Eine leichte Blässe bedeckte seine Wangen und schweigend schlug er die Augen nieder; endlich, als er merkte, daß Frau Paloque ihn nicht aus den Augen ließ, stammelte er:

„Gewiß, ich werde wieder in meinem ehemaligen Stuhle Beichte hören . . . Kommen Sie also in die Engelskapelle, die letzte zur Linken nach dem Kloster zu . . . Sie ist sehr feucht, darum ziehen Sie sich recht warm an, liebe Dame.“

Bei diesen Worten traten ihm die Thränen in die Augen; denn er hatte den schönen Beichtstuhl in der Kapelle Saint-Michel ungemein lieb gewonnen, wo des Nachmittags gerade zur Beichtstunde die Sonne ihre wärmenden Strahlen hinsandte. Bis jetzt war es ihm noch nicht schwer gefallen, die Kathedrale den Händen des Abbé Faujas zu übergeben; aber gerade dieser scheinbar geringfügige Umstand, die eine Kapelle mit einer andern zu vertauschen, erschien ihm furchtbar peinlich, als ob damit sein ganzer Lebenszweck verfehlt sei. Frau Paloque frug ihn ganz laut, weshalb er denn so traurig sei; er aber suchte seinen Schmerz zu verbergen und zwang sich sogar zu einem Lächeln. Bald darauf verabschiedete er sich.

Der Abbé Faujas war einer der letzten im Salon. Auch Rougon hatte ihm gratuliert und saß jetzt mit ihm auf einem Sopha, wo beide sich in eine ernste Unterhaltung vertieften. Sie sprachen über die Notwendigkeit religiösen Sinnes in einem wohlregierten Staate, während jede Dame, die sich entfernte, vor ihnen eine tiefe Verbeugung machte.

„Herr Abbé,“ sagte Felicitas mit großer Zuvorkommenheit, „Sie wissen doch noch, daß Sie der Ritter meiner Tochter sind!“

Faujas stand auf; denn Martha wartete bereits an der Thür. Die Nacht war ungewöhnlich finster, so daß sie auf der Straße nicht das mindeste erkennen konnten. Ohne ein Wort zu sprechen, schritten sie über den Präfekturplatz dahin; aber als Faujas in der Rue Balande eben die Hausthür aufschließen wollte, berührte Martha

leise seinen Arm und sagte mit tiefbewegter Stimme zu ihm:

„Ich freue mich herzlich über das Glück, welches Ihnen widerfahren ist . . . Nun, so gewähren Sie mir doch heute einmal den Wunsch, welchen Sie mir bis jetzt verweigert haben. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß der Abbé Bourrette mich nicht versteht; nur Sie können meine Berichte hören und mich retten.“

Er drängte sie leise von sich weg. Als er die Thür geöffnet und das Lämpchen angezündet hatte, welches Rosa gewöhnlich unten an der Treppe stehen ließ, stieg er hinauf und rief ihr in sanftem Tone zu:

„Sie haben mir versprochen vernünftig zu sein . . . Ich werde Ihre Bitte nicht vergessen und wir wollen später einmal darüber sprechen.“

Sie küßte ihm die Hand und begab sich nicht eher in ihr Zimmer, als bis sie gehört hatte, wie er oben seine Thür zuschloß. Während sie sich entkleidete und zu Bett legte, hörte sie gar nicht, daß Mouret, der bereits halb schlummerte, ihr in umständlichen Worten die Klatschgeschichten erzählte, welche in der Stadt in Umlauf waren. Er war an diesem Abende zufällig einmal in den Handelsklub gegangen, den er sonst selten besuchte.

„Der Abbé Faujas hat den Abbé Bourrette doch übers Ohr gehauen,“ sagte er. „Dieser arme Abbé Bourrette! Aber es giebt doch Spaß, zu sehen, wie die Pfaffen einander jeden Bissen streitig machen. Als sie sich neulich unten im Garten umarmten, hätte man sie da nicht eher für Brüder halten können? Ja, profit Mahlzeit, die möchten einander am liebsten auch noch die

Beichtkinder wegschnappen . . . Warum antwortest Du denn gar nicht, meine Gute? Glaubst Du vielleicht, das sei nicht wahr? . . . Nein, Du schläfst, nicht wahr? Dann gute Nacht!“

Hier überwältigte ihn der Schlaf, und er murmelte nur noch einige unzusammenhängende Sätze.

Martha aber starrte mit offenen Augen empor nach der von dem Nachtlichte beleuchteten Decke und lauschte dem Rascheln der Pantoffeln des Abbé Faujas, welcher sich ebenfalls zur Ruhe begab.

Zwölftes Kapitel.

Als der Sommer wieder ins Land zog, kamen auch der Abbé und seine Mutter wieder allabendlich auf die Terrasse herab, um frische Luft zu schöpfen. Mouret jedoch ward täglich mürrischer und schlug stets die Piketpartieen aus, welche ihm oft von der alten Dame angeboten wurden. Wenn er nun so auf seinem Stuhle saß und sich langweilte, frug ihn Martha gewöhnlich:

„Lieber Freund, warum gehst Du denn nicht in Deinen Klub?“

Er besuchte denselben jetzt öfter als sonst, und wenn er nach Hause kam, fand er seine Frau und den Abbé noch immer auf der Terrasse sitzen; während Frau Faujas einige Schritte davon die stumme Wächterin spielte.

Wenn in der Stadt jemand mit Mouret über den neuen Pfarrer sprach, lobte er denselben noch immer. Er sei, meinte er, entschieden ein gelehrter Mann und er habe nie an seinem Talent gezweifelt. Nicht einmal Frau Paloque gelang es, ihn zu einer unzarten Bemer-

kung zu veranlassen, trotz der Boshaftigkeit, mit welcher sie ihn, während sie noch vom Abbé Faujas sprach, nach seiner Frau frug. Ebenso wenig gelang es der alten Frau Rougon, die Ursache des geheimen Kummers zu erforschen, welchen sie an ihm zu spüren glaubte; mit spitzfindigem Lächeln beobachtete sie ihn und suchte ihm allerlei Fallen zu stellen; aber dieser sonst unverbesserliche Schwätzer, in dessen Munde die ganze Stadt durchgehechelt wurde, war jetzt von einer gewissen Scham befangen, wenn es sich um sein Hauswesen handelte.

„Wird denn Dein Mann bald einmal vernünftig werden?“ frug Felicité eines Tages ihre Tochter. „Jetzt hast Du wohl einige Freiheit bei ihm?“

Martha sah sie erstaunt an und entgegnete:

„Ich habe doch stets meine Freiheit gehabt.“

„Liebes Kind, Du willst ihn mir nicht anschuldigen ... Du sagtest mir doch immer, er könne den Abbé Faujas nicht leiden.“

„O nein! im Gegenteil hatten Sie sich das eingebildet ... Mein Mann verträgt sich ganz gut mit dem Herrn Abbé Faujas, und sie haben auch wahrlich keinen Grund, auf einander böse zu sein.“

Martha war überhaupt hoch erstaunt über die Hartnäckigkeit, mit welcher alle Leute wissen wollten, ihr Mann und der Abbé seien keine guten Freunde, und gar oft wurden selbst von den Damen des Komités Fragen an sie gestellt, welche sie beunruhigten. Im Grunde fühlte sie sich ja äußerst glücklich, und ihr Haus in der Rue Balande war ihr noch nie so ruhig erschienen.

Da der Abbé Faujas ihr gewissermaßen die Versiche-

rung gegeben hatte, er werde ihr als Gewissensrat zur Seite treten, sobald er den Abbé Bourrette nicht mehr für genügend halte, lebte sie ganz dieser Hoffnung und empfand eine naive Freude gerade wie ein Mädchen, welches zum ersten Male zur Beichte geht und dem man Heiligenbilder versprochen hat, wenn es artig ist. Bisweilen glaubte sie sich sogar in ihre Kinderzeit zurückversetzt, so frisch und jugendlich waren ihre Gefühle und Wünsche.

Als Mouret an einem Frühlingstage seine Sträucher im Garten beschnitt, fand er sie in Thränen aufgelöst unter der Laube.

„Was fehlt Dir denn, meine Gute?“ frug er besorgt.

„O! nichts, gar nichts,“ entgegnete sie lächelnd. „Ich bin ganz zufrieden.“

Er zuckte die Achseln, während er mit seiner Scheere sorgfältig an den Hecken weiter arbeitete, wie er denn überhaupt einen gewissen Stolz darin suchte, jedes Jahr die saubersten Hecken im ganzen Viertel zu haben.

Indessen zeigte der Abbé Faujas, seitdem er Pfarrer von Saint-Saturnin war, eine eigentümliche Würde in seinem Wesen, indem man ihn stolz mit seinem Brevier und seinem Dreispitz durch die Straßen schreiten sah. In der Kathedrale hatte er sich mit solcher Energie emporgeschwungen, daß er einer dauernden Achtung seitens der Priesterschaft sicher war. Der Abbé Fenil, neuerdings zu wiederholten Malen besiegt, schien jetzt seinem Gegner das Feld zu räumen. Aber dieser beging keineswegs die Thorheit, rücksichtslos zu triumphieren; er behielt vielmehr

seinen Stolz für sich und zeigte nach außen hin eine überraschende Gefügigkeit und Demut. Er merkte recht wohl, daß er Plassans noch lange nicht in seinem Besitze habe, und so kam es, daß er, wenn er zuweilen auf der Straße stehen blieb, um Herr v. Delangre die Hand zu reichen, nur einen flüchtigen Gruß mit Herrn v. Bourdeu, Herrn Maffre und den andern Gästen des Präsidenten Rastoil wechselte. Deshalb hegte noch immer ein großer Teil der vornehmen Gesellschaft in der Stadt ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, und man beschuldigte ihn verdächtiger politischer Ansichten. Er sollte sich aussprechen, sich für irgend eine Partei erklären. Aber er entgegnete stets lächelnd, er stehe auf Seiten der ehrbaren Leute und brauche sich deshalb nicht weiter zu erklären. Uebrigens bekundete er auch durchaus keine Eile, denn noch immer zog er sich zurück, gleichsam als warte er, bis sich die Thore von selbst öffnen würden.

„Nein, mein Freund, vielleicht später," pflegte er dem Abbé Bourrette zu entgegnen, wenn dieser in ihn drang Herrn Rastoil zu besuchen.

Es war auch bekannt, daß er bereits zwei von der Unterpräfektur an ihn ergangene Einladungen abschläglich beschieden hatte. Er verkehrte bei niemand weiter als bei Mourets und hier befand er sich gleichsam auf dem Beobachtungsposten zwischen zwei feindlichen Lagern. Wenn Dienstags die beiden Gesellschaften in den Gärten rechts und links versammelt waren, stellte er sich ans Fenster und betrachtete die hinter den Wäldern der Seille unter den Horizont sinkende Sonne; hierauf, bevor er sich entfernte, schaute er hinunter und erwiderte in gleich liebens-

würdiger Weise die Grüße von Rastoils und die aus der Unterpräfektur. Hierin bestanden die ganzen Beziehungen, welche er überhaupt mit seinen Nachbarn unterhielt.

Eines Dienstags indeß begab er sich in den Garten hinab. Der Garten Mourets schien ihm ganz und gar zu gehören und er begnügte sich nicht mehr damit, mit dem Brevier in der Hand einfach unter der Laube umherzuwandeln, sondern jetzt sah man seine schwarze Priesterkutte auf allen Gängen, unter allen Beeten umherstreifen. An jenem Dienstag nun begrüßte er zuerst Herrn Maffre und Frau Rastoil, welche er tief unter sich bemerkte; hierauf, als er unter der Terrasse der Unterpräfektur vorüberkam, sah er Herrn von Condamine in Gesellschaft des Doktor Porquier. Nachdem diese Herrn ihn begrüßt hatten, wollte er schon wieder die Allee hinaufgehen, als der Doktor ihm zurief:

„Herr Abbé, ich bitte Sie auf ein paar Worte.“

Nun frug er ihn, um welche Zeit er ihn am folgenden Tage sprechen könne. Es war dies das erste Mal, daß seitens einer der beiden Gesellschaften von einem Garten zum andern eine solche Frage an den Priester gestellt wurde. Der Doktor lebte in großer Sorge: sein Sohn, an welchen Hopfen und Malz verloren schien, war kürzlich erst mit einer Menge anderer Taugenichtse in einem hinter den Gefängnissen gelegenen verdächtigen Hause ertappt worden. Das schlimmste dabei war, daß man Guillaume beschuldigte, das Haupt der Gesellschaft zu sein, und die beiden Söhne des Herrn Maffre, welche viel jünger waren als er, verführt zu haben.

„Ach was!“ sagte Herr von Condamine mit dem ihm

eigentümlichen skeptischen Lächeln, Jugend kennt keine Tugend. Das ist eine nette Geschichte! Die ganze Stadt ist in Aufregung, nur weil die jungen Leute Karten gespielt haben und man eine Dame in ihrer Gesellschaft entdeckt hat."

Der Doktor war tief betroffen.

„Ich möchte Sie um Rat fragen," sagte er, zu dem Priester sich wendend. „Herr Maffre ist ganz wütend zu mir gekommen; er hat mir die bittersten Vorwürfe gemacht und behauptet, ich sei schuld daran, weil ich meinen Sohn so schlecht erzogen habe . . . Meine Lage ist wahrlich keine beneidenswerte. Man sollte mich doch eigentlich besser kennen, der ich sechzig Jahre eines makellosen Lebens hinter mir habe."

In diesem klagenden Tone fuhr er fort, erzählte, welche großen Opfer er schon für seinen Sohn gebracht habe und sprach die Befürchtung aus, er könne dadurch gar noch seine Klienten einbüßen. Der Abbé Faujas, welcher ihm ernst zugehört hatte, entgegnete schließlich mit vieler Verbindlichkeit:

„Ich möchte Ihnen recht gern nützlich sein. Ich werde Herrn Maffre besuchen und ihm begreiflich machen daß er sich durch seinen allerdings gerechten Unwillen zu weit habe hinreißen lassen; ich will ihn sogar bitten, mir für morgen ein Rendezvous zu geben. Er ist jetzt eben dort drüben."

Mit diesen Worten entfernte er sich, durchschritt den Garten und beugte sich zu Herrn Maffre hinab, welcher in der That noch in Gesellschaft der Frau Rastoil an derselben Stelle stand. Sobald der Friedensrichter erfuhr,

daß der Pfarrer mit ihm zu sprechen wünschte, stellte er sich ihm zur Verfügung und sagte, er werde sich erlauben, ihn am folgenden Tage zu besuchen.

„Ah! Herr Pfarrer," fügte Frau Rastoil hinzu, „ich gratuliere Ihnen zu Ihrer schönen Predigt. Alle Damen waren tief gerührt davon."

Mit höflichem Gruße verabschiedete er sich, um dem Doktor Porquier die tröstende Botschaft zu bringen. Hierauf sah man ihn bis in die sinkende Nacht hinein langsam auf den Gängen umherwandeln, ohne daß er sich fernerhin in die Unterhaltung mischte, während rechts und links von ihm das Gelächter der beiden Gesellschaften erscholl.

Als am folgenden Tage Herr Maffre erschien, überwachte der Abbé Faujas gerade die Arbeiten zweier an dem Bassin beschäftigten Handwerker. Er hatte schon längst den Wunsch geäußert, die Wasserkunst in Thätigkeit zu sehen, indem er erklärte, das leere Bassin mache einen zu traurigen Eindruck. Mouret wollte durchaus nicht und behauptete, es könne dann leicht ein Unglücksfall eintreten; aber Martha wußte die Sache dennoch in Gang zu bringen, indem sie beschloß, daß das Bassin mit einem Gitter umgeben werden sollte.

„Herr Pfarrer," rief Rosa, „der Herr Friedensrichter wünscht Sie zu sprechen."

Faujas eilte herbei. Er wollte Herrn Maffre nach seiner Wohnung hinaufführen; aber Rosa hatte bereits die Thür des Salons geöffnet und entgegnete:

„Treten Sie doch ein. Sie sind doch hier ebenfalls wie zu Hause! Es hat keinen Zweck, den Herrn Friedens-

richter erst die zwei Treppen hinaufsteigen zu lassen ... Wenn Sie mir nur wenigstens heute früh ein Wort gesagt hätten, so würde ich den Salon ausgefegt haben."

Als sie die Läden geöffnet und hinter den beiden die Thür wieder geschlossen hatte, rief Mouret sie ins Speisezimmer.

„Höre, Rosa," sagte er, „heute abend wirst Du Deinem lieben Pfarrer wohl meine Mahlzeit geben und wenn er oben keine genügende Schlafdecke hat, ihn wohl gar in mein Bett legen, nicht wahr?"

Die Köchin wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Martha, welche am Fenster arbeitete, bis der Sonnenschein die Terrasse nicht mehr traf. Darauf erklärte sie achselzuckend:

„Ja, ja, Herr, Sie haben niemals ein gutes Herz gezeigt."

Mit dieser Bemerkung entfernte sie sich, während Martha weiterarbeitete, ohne aufzublicken. Seit einigen Tagen bereits hatte sie sich mit einer gewissen fieberhaften Hast wieder an die Arbeit gemacht. Sie stickte eine Altardecke als Geschenk für die Kathedrale, da man im Damenkomité übereingekommen, war einen Altar mit sämmtlichen Zubehör zu stiften. Frau Rastoil und Frau Delangre übernahmen die Beschaffung der Leuchter und Frau von Condamine ließ ein prächtiges silbernes Kruzifix aus Paris kommen.

Unterdessen machte der Abbé Faujas im Salon Herrn Maffre allerhand Vorstellungen, indem er ihm Herrn Porquier als einen religiösen Mann schilderte, als einen Ehrenmann, der ganz besonders unter dem schlechten Be-

tragen seines Sohnes zu leiden habe. Andächtig lauschte der Friedensrichter diesen Worten; sein dickes Gesicht und seine großen Augen nahmen einen geradezu verzückten Ausdruck an, wenn der Priester gewisse fromme Redensarten besonders betonte. Schließlich gab er zu, daß er doch wohl etwas zu heftig aufgetreten sei, und erklärte sich zu jeder Entschuldigung bereit, wenn der Herr Pfarrer wirklich denke, daß er gesündigt habe.

„Nun, und Ihre Söhne?“ frug der Abbé; Sie müssen dieselben einmal zu mir schicken, damit ich mit ihnen reden kann.“

Herr Maffre entgegnete kopfschüttelnd:

„Fürchten Sie nichts, Herr Pfarrer; die Bürschchen werden es sicher nicht wieder thun ... Schon seit drei Tagen sind sie bei Wasser und Brot in ihre Zimmer eingeschlossen. Ich sage Ihnen, wenn ich, als ich die Sache erfuhr, einen Stock bei der Hand gehabt hätte, ich würde denselben auf ihrem Buckel zerschlagen haben.“

Hierbei erinnerte sich der Abbé, daß Mouret den Richter beschuldigte, durch Härte und Geiz vor Zeiten sogar seine eigene Frau ins Grab gebracht zu haben, und mit dem Ausdrucke entschiedener Mißbilligung entgegnete er:

„Nein, nein; so soll man junge Leute nicht behandeln. Ihr ältester Sohn Ambrosius zählt bereits zwanzig Jahre und der jüngere geht ins achtzehnte, nicht wahr? Bedenken Sie nur, das sind doch keine kleinen Kinder mehr; da müssen Sie ihnen schon einige Zerstreuungen gestatten.“

Der Friedensrichter, vor Erstaunen ganz starr, murmelte:

„Dann würden Sie ihnen wohl auch das Rauchen gestatten und ihnen erlauben, die Kaffeehäuser zu besuchen?“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete der Geistliche lächelnd. „Ich wiederhole Ihnen, junge Leute sollen sich versammeln dürfen, um eine Zigarre zu rauchen, wohl auch um eine Partie Billard oder Schach zu spielen . . . Wenn man ihnen gar nichts gestattet, so erlauben sie sich schließlich alles mögliche . . . Nur müssen Sie in Obacht nehmen, daß ich sie nicht in alle Kaffeehäuser schicken würde. Ich hätte für sie am liebsten ein ganz besonderes Lokal, eine Art Klub, wie ich deren in mehreren anderen Städten zu sehen Gelegenheit hatte.“

Nun entwickelte er einen vollständigen Plan und Herr Maffre, der allmählich begriff, worauf die Sache zielte, entgegnete:

„Ganz recht . . . Das würde ein passendes Gegenstück zu dem Jungfrauenstifte sein. Ja! Herr Pfarrer, ein so schönes Projekt muß zur Ausführung gebracht werden.“

„Nun wohl,“ bemerkte der Priester, während er ihn bis auf die Straße begleitete, „da Ihnen die Idee gut erscheint, so sagen Sie es doch einmal Ihren Freunden. Ich selbst werde Herrn Delangre besuchen und mit ihm darüber Rücksprache nehmen . . . Nächsten Sonntag nach dem Vespergottesdienste können wir uns dann vielleicht zusammen in der Kathedrale einfinden, um einen endgültigen Entschluß zu fassen.“

An dem verabredeten Sonntage brachte Herr Maffre Herrn Rastoil mit. Sie fanden den Abbé Faujas und Herrn Delangre in einem kleinen an die Sakristei anstoßenden Zimmer vor und alle zeigten sich sehr begeistert für die Idee. So ward denn die Herstellung eines Klublokales für junge Leute beschlossen; nur stritt man sich noch längere Zeit um den Namen, welchen dasselbe tragen sollte. Herr Maffre wünschte unbedingt, daß es „Jesusklub“ getauft werde.“

„O nein!“ rief schließlich der Priester ungeduldig aus; „dafür wird niemand sein und man wird sich am Ende nur über die wenigen Anhänger lustig machen. Ueberlegen Sie sich doch, daß es sich hierbei nicht darum handelt, irgend wie die Religion ins Spiel zu bringen; im Gegenteil bin ich dafür, die Religion ganz bei Seite zu lassen. Wir wollen der Jugend nur auf anständige Weise Zerstreuung bieten und sie für unsere Sache gewinnen, weiter nichts.“

Der Friedensrichter schaute hierbei mit einer so erstaunten und ängstlichen Miene auf den Präsidenten, daß Herr Delangre sich niederbeugen mußte, um ein Lächeln zu verbergeu. Zugleich zupfte er den Abbé an dessen Chorrock und Faujas fuhr mit größerer Mäßigung fort:

„Ich hoffe doch, daß die Herren mir Zutrauen schenken. Ich bitte Sie deshalb, mir die Leitung der Angelegenheit zu überlassen. Ich schlage vor, einen ganz einfachen Namen zu wählen, z. B. Jugendklub, der völlig bezeichnend genug ist.“

Herr Rastoil und Herr Maffre stimmten ihm bei, wiewohl im Grunde dieser Ausdruck ihnen ein wenig ab-

geschmackt erschien. Hierauf beschlossen sie, den Pfarrer zum Präsidenten eines provisorischen Komités zu ernennen.

„Ich glaube doch,“ murmelte Herr Delangre, indem er einen flüchtigen Blick auf den Abbé Faujas warf, „daß dies sich mit den Ideen des Herrn Pfarrers nicht gut vereinigen läßt.“

„Ohne Zweifel, das muß ich ablehnen,“ entgegnete der Abbé mit einen leichten Achselzucken; „mein Priesterrock würde die schüchternen Gemüter zu sehr erschrecken Wir hätten dann vielleicht nur die frommen jungen Leute und für diese wollen wir den Klub nicht eröffnen. Wir wollen vielmehr die Verirrten auf den rechten Weg zurückführen; mit einem Worte, folgsame Zöglinge aus ihnen machen, nicht wahr?“

„Freilich,“ versetzte der Präsident.

„Nun gut! dann ist es auch besser, wenn wir uns im Hintergrunde halten, besonders ich. Folgendes ist mein Vorschlag. Ihr Sohn, Herr Rastoil, und der Ihrige, Herr Delangre, können sich an die Spitze des Unternehmens stellen, so daß es dann den Anschein gewinnt, als hätten sie die grundlegende Idee für den Klub gefaßt. Schicken Sie dieselben morgen einmal zu mir, ich werde mich schon mit ihnen verständigen. Ich habe auch bereits ein Lokal in Aussicht und bin im Besitze eines Statutenvorschlages . . . Was Ihre beiden Söhne anbelangt, Herr Maffre, so werden sie natürlich in der Mitgliederliste oben an stehen.“

Der Präsident schien sich durch die Rolle, welchen seinem Sohne zufallen sollte, außerordentlich geschmeichelt

zu fühlen. So wurde denn der Plan in diese Weise vereinbart trotz des Widerstandes des Friedensrichters, welcher aus der Gründung des Klubs für sich einen gewissen Ruhm erhofft hatte.

Bereits am folgenden Tage traten Severin Rastoil und Lucian Delangre mit Herrn Abbé Faujas in Unterhandlung. Severin war ein stattlicher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, ein etwas verworrener Kopf, der aber trotzdem, Dank der von seinem Vater begleiteten angesehenen Stellung, kürzlich zum Advokaten ernannt worden war; der Vater hatte anfänglich darnach getrachtet aus ihm einen Amtsvertreter zu machen und fühlte sich jetzt tief gekränkt, als er sah, wie der Sohn sich eine eigene Praxis schuf. Lucian, der zwar körperlich unansehnlich war, besaß dennoch einen ausgezeichneten Scharfblick und war so gerieben, daß er, wiewohl ein Jahr jünger als jener, doch schon mit der Geschicklichkeit eines alten Praktikus plädierte, weshalb ihn auch das „Amtsblatt von Plassans“ als eine künftige Leuchte des Advokatenstandes bezeichnete. Ihn besonders instruierte der Abbé aufs Genaueste, während der Sohn des Präsidenten mehr eine nebensächliche Rolle spielte. Binnen drei Wochen ward nun der Jugendklub bis zur Vollendung ausgebildet.

Unter der am Ende der Promenade Sauveire gelegenen Paulinerkirche befanden sich damals zahlreiche Gewölbe, sowie ein altes nicht mehr benutztes Refektorium des Klosters. Dies war das vom Abbé Faujas in Aussicht genommene Lokal und die Priesterschaft des Bezirkes gab es auch ganz gern her. Als eines Morgens das provisorische Komité die Arbeiten in diesen kellerähnlichen

Räumen beginnen ließ, waren die Bürger von Plassans hocherstaunt darüber, daß man hier ein Kaffeehaus unter der Kirche errichtete. Schon am fünften Tag galt es als unbestrittene Thatsache, daß es sich um ein Kaffeelokal handelte; denn man brachte Divans, Marmortische, Stühle, zwei Billards und drei Kisten voll Geschirr und Gläsern herbei. Am äußersten Ende des Baues, so weit wie möglich von dem Portal der Paulinerkirche entfernt, wurde eine Thür durchgebrochen und große rote Vorhänge hingen hinter der Glasthür, auf welche man stieß, nachdem man fünf steinerne Stufen hinabgestiegen war. Zuerst gelangte man in einen geräumigen Saal, darauf öffnete sich zur rechten ein etwas engeres Gemach, sowie ein Lesekabinett; endlich, in einem im Hintergrunde befindlichen viereckigen Zimmer hatte man zwei Billards aufgestellt, die sich zufälligerweise genau unter dem Hochaltar der Kirche befanden.

„Ach! ihr armen Kerle,“ sagte eines Tages Guillaume Porquier zu den Söhnen des Herrn von Maffre, welche er auf der Promenade traf, „ihr müßt wohl jetzt in eurem Klub auch zugleich die Messe bedienen?“

Ambrosius und Alphonse baten ihn inständig, er möge nicht mehr am hellen lichten Tage mit ihnen sprechen, da ihr Vater gedroht habe, er werde sie zur Marine schicken, wenn sie noch einmal mit ihm verkehrten. In Wirklichkeit erlangte, nachdem das erste Erstaunen vorüber war, der Jugendklub einen großen Erfolg. Herr Rousselot hatte geruht, die Ehrenpräsidentschaft anzunehmen; er erschien sogar eines Abends persönlich in Begleitung seines Sekretärs, des Abbé Surin, wobei beide in dem klei-

nen Salon ein Glas Stachelbeersyrup tranken, und fortan wurde auf einem Schaugestell das Glas aufbewahrt, dessen sich der Bischof bedient hatte. Noch gegenwärtig spricht man in Plassans davon. Dadurch ward die Anhängerschaft der jungen vornehmen Leute gleichsam besiegelt und man beurteilte es äußerst mißbilligend, wenn jemand sich nicht am Jugendklub beteiligte.

Unterdessen streifte Guillaume Porquier um den Klub herum wie ein junger Wolf, welcher in den Schafstall einbrechen will. Die Söhne des Herrn Maffre hatten, trotzdem daß sie sich unglaublich vor ihrem strengen Vater fürchteten, dennoch diesen großen unverschämten Burschen gern, der ihnen allerhand lustige Geschichten aus Paris erzählte und ihnen gar manche pikante Landpartie in die Umgegend verschaffte. So kam es schließlich dahin, daß sie ihm jeden Sonnabend abends neun Uhr auf einer Bank in der Promenade des Mail ein Rendezvous gaben. Sie schlichen sich dann aus dem Klub fort und plauderten in dem dichten Schatten der Platanen verborgen, bis elf Uhr mit ihm, wobei Guillaume fast immer das Gespräch auf die Abende lenkte, welche sie unter der Paulinerkirche verbrachten.

„Ihr seid mir schöne Esel," versetzte er, „daß Ihr Euch so an der Nase herumführen laßt ... Nicht wahr, wenn der Kirchendiener Euch ein Glas Zuckerwasser serviert, so thut er, als erteile er Euch die Kommunion?"

„O nein, da bist Du sicher im Irrtum," entgegnete Ambroise. „Im Gegenteil möchte man eher glauben, man befinde sich in einem Kaffeehause der Promenade, etwa im Café français oder im Kaffee zum lustigen Reisen-

den ... Man bekommt Bier, Punsch, Madeira, kurz alles was man wünscht und anderswo auch erhält."

Guillaume aber fuhr fort zu spötteln.

„Thut nichts," murmelte er; „ich möchte das schmutzige Zeug dort nicht trinken; ich fürchtete viel zu sehr, die Pfaffen hätten ein Mittel hineingethan, einen zur Beichte zu treiben. Ich möchte fast wetten, daß Ihr um Eure Zeche „Heißhand" oder „alle Vögel fliegen" spielt."

Über diese Scherze ergötzten sich die beiden Maffre ungemein. Dennoch aber suchten sie ihn zu enttäuschen, indem sie ihm erzählten, daß sogar das Kartenspiel erlaubt sei, was sich doch gewiß nicht recht mit der Kirche vertrage; außerdem sitze es sich auf den molligen Divans famos und überall seien Spiegel angebracht.

„Nun," entgegnete Guillaume, „aber Ihr werdet mir doch nicht etwa weis machen wollen, daß man die Orgeltöne nicht hört, wenn abends in der Paulinerkirche etwas los ist ... Mir würde mein Kaffee sicher nicht schmecken, bei dem bloßen Gedanken, daß über mir eine Taufe, eine Trauung oder gar eine Totenfeierlichkeit stattfinde."

„Da ist allerdings etwas Wahres dran," bemerkte Alphonse; „als ich neulich im Laufe des Tages mit Severin eine Partie Billard spielte, konnten wir ganz deutlich hören, wie eine Leichenfeier stattfand. Es galt der kleinen Tochter des Fleischers von der Ecke der Rue de la Bonne ... Dieser Severin nun, der niederträchtige Bursche, glaubte uns Furcht einflößen zu können, die ganze Geschichte werde uns auf den Kopf fallen."

„Na, dann danke ich für Euern Klub!" rief Guillaume. „Um alles in der Welt möchte ich dieses Lokal nicht be-

suchen; denn es ist schließlich ebenso gut, seinen Kaffee in einer Sakristei zu trinken."

Eigentlich aber war Guillaume ärgerlich darüber, daß er nicht an dem Jugendklub teilnehmen konnte. Sein Vater hatte ihm verboten, sich anzumelden, aus Furcht, er möge überhaupt nicht zugelassen werden. Allein mit der Zeit steigerte sich seine Aufregung dermaßen, daß er, ohne jemand ein Wort zu sagen, ein Gesuch abgehen ließ. Die Kommission, welche damit beauftragt war, über die Zulassung zu entscheiden, zählte damals auch die Söhne des Herrn Maffre unter ihre Mitglieder; Lucian Delangre war Präsident und Severin Rastoil Sekretär. Die Verlegenheit dieser jungen Leute war durch jenes Gesuch geradezu schrecklich geworden; denn obwohl sie nicht wagten das Gesuch zu befürworten, so wollten sie doch auch den so würdigen Doktor Porquier nicht beleidigen, welcher das unbedingte Vertrauen aller vornehmen Damen genoß. Ambrosius und Alphonse beschworen Guillaume, die Sache nicht weiter zu treiben, indem sie ihm zu verstehen gaben, daß er überhaupt keine Aussichten auf Erfolg habe.

„Laßt das nur gut sein!" erwiderte er; „Ihr seid alle beide Feiglinge ... Glaubt Ihr denn, es liegt mir so viel daran, in Eure Gesellschaft einzutreten? Das ist nur eine List von mir; ich will sehen, ob Ihr den Mut habt, gegen mich zu stimmen... Es wird mir ungeheuern Spaß machen, wenn jene Mucker mir die Thür vor der Nase zusperren. Was Euch anbetrifft, so mögt Ihr Euch dann amüsieren, wo Ihr wollt; ich werde im ganzen Leben nicht wieder mit Euch reden."

Bestürzt baten die beiden Söhne Lucian Delangre,

die Sache so einzurichten, daß ein unangenehmes Aufsehen vermieden werde. Lucian befrug über diesen schwierigen Punkt seinen gewöhnlichen Ratgeber, den Abbé Faujas, welchen er wie ein getreuer Schüler hochachtete. Alle Nachmittage zwischen fünf und sechs Uhr besuchte der Abbé den Jugendklub. Mit freundlicher Miene schritt er dabei durch den großen Saal; nach allen Seiten grüßte er und blieb bisweilen vor einem Tische stehen, um sich einige Minuten lang mit einer Gruppe junger Leute zu unterhalten. Niemals nahm er etwas an, nicht einmal ein Glas Wasser. Hierauf begab er sich in das Lesekabinett, nahm an dem großen mit grünem Tuche überzogenen Tische Platz und las aufmerksam alle Zeitungen, welche der Klub hielt, besonders die legitimistischen Blätter aus Paris und den benachbarten Departements, wobei er von Zeit zu Zeit eine kurze Notiz in ein kleines Notizbuch eintrug. Wenn er hiermit fertig war, verabschiedete er sich von den Gästen und entfernte sich geräuschlos. An manchen Tagen indeß hielt er sich länger auf, interessierte sich bald für eine Schachpartie, bald wieder sprach er über die verschiedensten Gegenstände, so daß die jungen Leute, welche ihn sehr lieb gewonnen hatten, von ihm zu sagen pflegten:

„Wer ihn reden hört, würde wohl schwerlich glauben, einen Priester vor sich zu haben.“

Als nun der Sohn des Maire die Verlegenheit geschildert hatte, in welche die Kommission durch Guillaumes Gesuch versetzt worden sei, versprach der Abbé Faujas sich ins Mittel zu schlagen, und in der That, sobald er am folgenden Tage den Doktor Porquier traf, erzählte er

diesem die Geschichte. Der Doktor war wie vom Donner gerührt. Sein Sohn, jammerte er scheint ihn durchaus zu Tode ärgern zu wollen, indem er diese Schmach auf sein graues Haupt herabschwöre. Was sollte er jetzt thun? Wenn auch das Gesuch rückgängig gemacht werde, die Schande bleibe dieselbe. Da riet ihm der Geistliche, Guillaume für die Dauer von zwei bis drei Monaten auf ein ihm gehörendes Landgrundstück zu verbannen. Dadurch löste sich die ganze Verwickelung sehr einfach. Sobald Guillaume fort war, legte die Kommission das Gesuch beiseite und erklärte, es habe damit keine Eile und man könne später einen Entschluß fassen.

Der Doktor Porquier erfuhr diese Maßregel von Lucian Delangre, als er sich eben eines Nachmittags im Garten der Unterpräfektur befand. Schleunigst eilte er auf die Terrasse und da es gerade die Gebetszeit des Abbé Faujas war, so erblickte er diesen auch wirklich in dem Laubengange.

„Ah! Herr Pfarrer, tausend Dank!“ rief der Doktor, sich zu ihm herabbeugend. „Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen jetzt die Hand zu reichen.“

„Dazu ist es hier allerdings ein wenig zu hoch,“ versetzte der Geistliche, indem er lächelnd die Mauer betrachtete.

Aber der Doktor Porquier ließ sich durch derartige Hindernisse nicht in seinen Gefühlen entmutigen.

„Warten Sie,“ rief er. „Wenn Sie gestatten, Herr Pfarrer, so komme ich auf einem kleinen Umwege zu Ihnen.“

Er verschwand und der Abbé wandte sich lächelnd

die Sache so einzurichten, daß ein unangenehmes Aufsehen vermieden werde. Lucian befrug über diesen schwierigen Punkt seinen gewöhnlichen Ratgeber, den Abbé Faujas, welchen er wie ein getreuer Schüler hochachtete. Alle Nachmittage zwischen fünf und sechs Uhr besuchte der Abbé den Jugendklub. Mit freundlicher Miene schritt er dabei durch den großen Saal; nach allen Seiten grüßte er und blieb bisweilen vor einem Tische stehen, um sich einige Minuten lang mit einer Gruppe junger Leute zu unterhalten. Niemals nahm er etwas an, nicht einmal ein Glas Wasser. Hierauf begab er sich in das Lesekabinett, nahm an dem großen mit grünem Tuche überzogenen Tische Platz und las aufmerksam alle Zeitungen, welche der Klub hielt, besonders die legitimistischen Blätter aus Paris und den benachbarten Departements, wobei er von Zeit zu Zeit eine kurze Notiz in ein kleines Notizbuch eintrug. Wenn er hiermit fertig war, verabschiedete er sich von den Gästen und entfernte sich geräuschlos. An manchen Tagen indeß hielt er sich länger auf, interessierte sich bald für eine Schachpartie, bald wieder sprach er über die verschiedensten Gegenstände, so daß die jungen Leute, welche ihn sehr lieb gewonnen hatten, von ihm zu sagen pflegten:

„Wer ihn reden hört, würde wohl schwerlich glauben, einen Priester vor sich zu haben.“

Als nun der Sohn des Maire die Verlegenheit geschildert hatte, in welche die Kommission durch Guillaumes Gesuch versetzt worden sei, versprach der Abbé Faujas sich ins Mittel zu schlagen, und in der That, sobald er am folgenden Tage den Doktor Porquier traf, erzählte er

diesem die Geschichte. Der Doktor war wie vom Donner gerührt. Sein Sohn, jammerte er scheint ihn durchaus zu Tode ärgern zu wollen, indem er diese Schmach auf sein graues Haupt herabschwöre. Was sollte er jetzt thun? Wenn auch das Gesuch rückgängig gemacht werde, die Schande bleibe dieselbe. Da riet ihm der Geistliche, Guillaume für die Dauer von zwei bis drei Monaten auf ein ihm gehörendes Landgrundstück zu verbannen. Dadurch löste sich die ganze Verwickelung sehr einfach. Sobald Guillaume fort war, legte die Kommission das Gesuch beiseite und erklärte, es habe damit keine Eile und man könne später einen Entschluß fassen.

Der Doktor Porquier erfuhr diese Maßregel von Lucian Delangre, als er sich eben eines Nachmittags im Garten der Unterpräfektur befand. Schleunigst eilte er auf die Terrasse und da es gerade die Gebetszeit des Abbé Faujas war, so erblickte er diesen auch wirklich in dem Laubengange.

„Ah! Herr Pfarrer, tausend Dank!“ rief der Doktor, sich zu ihm herabbeugend. „Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen jetzt die Hand zu reichen.“

„Dazu ist es hier allerdings ein wenig zu hoch,“ versetzte der Geistliche, indem er lächelnd die Mauer betrachtete.

Aber der Doktor Porquier ließ sich durch derartige Hindernisse nicht in seinen Gefühlen entmutigen.

„Warten Sie,“ rief er. „Wenn Sie gestatten, Herr Pfarrer, so komme ich auf einem kleinen Umwege zu Ihnen.“

Er verschwand und der Abbé wandte sich lächelnd

nach der Thür, welche nach der Sackgasse Chevilottes führte, wo der Doktor bereits leise klopfte.

„Diese Thür ist leider vernagelt,“ flüsterte der Priester ... „Doch halt, einer der beiden Nägel ist zerbrochen ... Wenn man irgend ein Werkzeug hätte, so würde es nicht schwer sein, auch den andern zu entfernen.“

Dabei schaute er um sich und bemerkte ein Grabscheit, mittelst dessen er ohne große Mühe die Thür öffnete. Der Doktor überhäufte ihn förmlich mit Freundlichkeiten, und als beide plaudernd die Sackgasse entlang gingen, öffnete Herr Maffre, der sich gerade im Garten des Herrn Rastoil befand, seinerseits die kleine hinter der Kaskade verborgene Thür. Da lachten die Herren, daß sie sich so alle drei in diesem einsamen Gäßchen zusammenfanden.

Noch einige Augenblicke blieben sie stehen. Als sie sich vom Abbé verabschiedeten, spähten der Friedensrichter und der Doktor in den Garten Mourets, und Mouret, der eben mit seinen jungen Bäumen beschäftigt war, bemerkte sie zu seinem größten Erstaunen, als er zufällig emporschaute.

„Nun! jetzt sind sie ja schon bei mir,“ murmelte er. „Es fehlt nur noch, daß der Pfarrer die ganze Gesellschaft mitbringt.“

Dreizehntes Kapitel.

Serge war damals neunzehn Jahr alt und hatte ein kleines Zimmer im zweiten Stockwerk inne, gegenüber der Wohnung des Pastors, wo er ein zurückgezogenes Leben führte und meist mit Lesen sich beschäftigte.

„Ich werde Deine dummen Schwarten noch in den Ofen stecken müssen," sagte Mouret oft zornig zu ihm. „Du wirst schon sehen, daß Du Dich schließlich damit ruinierst."

In der That war der junge Mann so nervös angelegt, daß er bei der geringsten Unvorsichtigkeit wie ein zartes Mädchen zu kränkeln begann und dann oft zwei bis drei Tage das Zimmer hüten mußte. Rosa füllte dann Unmengen von Thee in ihn hinein und wenn Mouret einmal hinaufkam, um ihn, wie er sagte, ein wenig aufzurütteln, drängte die Köchin ihn wieder hinaus und rief:

„Lassen Sie doch meinen Liebling in Ruhe! Sie sehen, daß Sie ihn mit Ihrem barschen Wesen nur quälen ... Nach Ihnen ist er gar nicht geraten, er sieht nur seiner Mutter ähnlich, und mit ihr können Sie ja auch sich nicht vertragen."

Serge lächelte. Seitdem er das Gymnasium verlassen hatte, zögerte sein Vater, weil er ihn für zu schwächlich hielt, noch immer, ihn behufs des Studiums der der Rechte nach Paris zu schicken. Von einer Universität in der Provinz wollte er nichts wissen; seiner Meinung nach mußte ein junger Mann, der es zu etwas bringen wollte, seine weitere Ausbildung in Paris genießen. Jedesmal wenn der junge Mensch ihm etwas munterer erschien, setzte er seine Abreise auf die ersten Tage des folgenden Monats fest; kaum war aber der Koffer gepackt, als der junge Mann wieder zu hüsteln begann und infolge dessen seine Abreise verschoben wurde.

Martha bemerkte jedesmal mit gleichgültiger Ruhe:

„Er ist ja noch nicht zwanzig Jahre alt und es ist sehr unklug, einen so jungen Menschen nach Paris zu schicken ... Übrigens benutzt er hier seine Zeit ebensogut und Du findest ja selbst, daß er zuviel arbeitet."

Serge begleitete gewöhnlich seine Mutter zur Messe; wie er überhaupt von religiöser Gesinnung und zarten ernsten Charakters war. Da der Doktor Porquier ihm viel Bewegung an der freien Luft verordnet hatte, so war er ein leidenschaftlicher Freund der Botanik geworden, indem er oft Exkursionen machte und darauf seine Nachmittage damit zubrachte, die gesammelten Pflanzen zu pressen, zu ordnen und mit Namen zu versehen. Gerade in dieser Zeit wurde der Abbé Faujas sein bester Freund; derselbe hatte früher selbst ein Herbarium gehabt und gab ihm nun verschiedene praktische Ratschläge, welche der junge Mann mit großer Erkenntlichkeit befolgte. Sie liehen einander gegenseitig Bücher und gingen auch zuweilen ge-

meinschaftlich aus, um eine Pflanze zu suchen, welche nach Ansicht des Geistlichen in der Umgegend wachsen sollte. Wenn Serge unwohl war, so empfing er jeden Morgen den Besuch seines Nachbars, welcher dann lange Zeit zu Häupten seines Bettes saß und sich mit ihm unterhielt. War er hingegen wieder gesund, so klopfte er beim Abbé Faujas an, sobald er diesen in seinem Zimmer auf- und abgehen hörte.

Noch immer kam es hin und wieder vor, daß Mouret seinem Zorne die Zügel schießen ließ, trotz der Ruhe Marthas und der wütenden Blicke Rosas.

„Was mag er nur da oben machen, dieser Taugenichts?“ brummte er. „Oft vergeht der ganze Tag, ohne daß ich ihn auch nur ein einziges Mal zu sehen bekomme. Er scheint gar nicht mehr von dem Pfarrer wegzugehen und stets sieht man die beiden in geheimnisvoller Unterhaltung... Der will nicht nach Paris kommen. Er hat Kräfte wie ein Pferd und dieses vermeintliche Unwohlsein ist nur ein Vorwand, um sich nicht aus der Ruhe stören zu lassen. Jawohl, gafft mich nur alle beide an! ich will nicht, daß der Pfaffe einen Mucker aus ihm macht.“

Von jetzt ab beobachtete er seinen Sohn auf Schritt und Tritt, und wenn er ihn beim Abbé glaubte, rief er ihn barsch zu sich.

„Lieber wollte ich ihn mit Frauenzimmern umgehen sehen!“ rief er eines Tages verzweifelt aus.

„Aber Herr!“ entgegnete Rosa, „wer wird denn solche abscheuliche Gedanken fassen?“

„Jawohl, mit Weibern! Und ich werde es auch noch

dahin bringen, wenn Ihr mich mit Eurem Pfaffengesindel aufs Äußerste treibt!“

Serge nahm natürlich auch Teil am Jugendklub aber er ließ sich nur selten sehen, da ihm seine Zurückgezogenheit lieber war, und wenn er nicht bisweilen sicher gewußt hätte, den Abbé Faujas im Klub zu treffen, so wäre er ohne Zweifel niemals hingekommen. Der Abbé unterrichtete ihn im Lesekabinett im Schachspiel, und als Mouret erfuhr, daß der „Kleine“ sogar im Kaffeehause mit dem Pfarrer zusammentreffe, schwur er hoch und teuer, er werde ihn bereits am folgenden Montag zur Bahn bringen. Der Koffer war schon gepackt und wirklich schien es diesmal Ernst zu werden, als Serge, der den letzten Vormittag noch gern hatte in der freien Natur zubringen wollen, von einem Platzregen überrascht wurde und ganz durchnäßt nach Hause kam. Fieberfröste durchschüttelten seinen Körper; er mußte sich zu Bette legen und schwebte drei Wochen lang zwischen Leben und Tod. Die Genesung nahm zwei volle Monate in Anspruch, und besonders in den ersten Tagen war er so schwach, daß er einer Wachsfigur gleich, regungslos auf seinen Kissen lag.

„Daran sind nur Sie schuld, Herr,“ rief die Köchin Mouret entgegen. „Wenn er stirbt, so haben Sie seinen Tod auf dem Gewissen.“

So lange sein Sohn in Gefahr schwebte, sah man Mouret trübsinnig mit thränengeröteten Augen und schweigend im Hause umherschleichen. Nur selten ging er hinauf; meistens erwartete er den Arzt im Vorzimmer. Als er erfuhr, daß Serge gerettet sei, kam er ganz leis ins Zimmer und bot ihm seine Dienste an. Aber Rosa

wies ihn mit den Worten zurück, man bedürfe seiner nicht; der Knabe sei noch zu schwach, um Vorwürfe zu ertragen; er werde also besser thun, sich um seine Geschäfte zu kümmern, als hier Unheil zu stiften. Da blieb nun Mouret ganz allein im Erdgeschoß, trauriger und grillenhafter, denn zuvor; er fände an nichts Geschmack mehr, pflegte er zu sagen. Wenn er zuweilen durch das Vorzimmer schritt, hörte er die Stimme des Abbé Faujas, der ganze Nachmittage am Bett des genesenden Serge zubrachte.

„Wie geht es denn heute, Herr Pfarrer?“ frug er den Priester schüchtern, wenn letzterer zufällig in den Garten hinabging.

„Ziemlich gut; allein das kann noch lange dauern, und es ist die größte Schonung nötig.“

Darauf las er ruhig in seinem Brevier, während der Vater, eine Baumscheere in der Hand, ihm folgte und die Unterhaltung weiterzuspinnen suchte, um etwas Genaueres über den „Kleinen“ zu erfahren. Als die Genesung vorschritt, bemerkte er, daß der Pfaffe fast nie mehr aus Serges Zimmer wich, und jedesmal wenn er in Abwesenheit der Frauen hinaufgeschlichen war, hatte er gesehen, wie der Priester, neben dem jungen Manne sitzend, sich leise mit diesem unterhielt und ihm allerhand kleine Liebesdienste erwies. Das Benehmen Marthas und Rosas wurde täglich geheimnisvoller, und eine eigentümliche andächtige Stimmung machte sich geltend, als befinde man sich in einem Kloster. Mouret spürte gleichsam einen Weihrauchduft in seinem Hause und das Stimmengeflüster

im zweiten Stock erklang ihm oft, als lese man da oben Messe.

„Was mögen die nur treiben?“ dachte er bei sich. Der Kleine ist ja gerettet; die letzte Ölung können sie ihm also wohl nicht geben.“

Serge selbst machte ihm Sorge. Er sah aus wie ein Mädchen in seinem weißen Bett; seine Augen schienen sich erweitert zu haben und selbst während der heftigsten Schmerzen spielte ein sonderbares verzücktes Lächeln um seine Lippen. Mouret wagte jetzt gar nicht mehr von Paris zu sprechen, so zart und mädchenhaft erschien ihm der liebe Kranke.

Eines Nachmittags war er ganz leise hinaufgegangen, und durch die halboffene Thür spähend, sah er Serge in einem Lehnstuhle sitzen. Der junge Mensch weinte; seine Blicke waren nach dem Himmel emporgerichtet, während seine Mutter gleichfalls schluchzend vor ihm saß. Als sie die Thür knarren hörten, drehten sich beide um und Serge sagte mit schwacher Stimme:

„Vater, ich habe eiue herzliche Bitte an Dich. Die Mutter behauptet, Du würdest böse werden, würdest mir einen Wunsch verweigern, der mein Glück vollendet . . . Ich möchte ins Seminar eintreten.“

Dabei hatte er mit einer Art fieberhafter Frömmigkeit die Hände gefaltet.

„Du! Du!“ murmelte Mouret und blickte nach Martha, welche hastig das Gesicht abwandte. Er sagte weiter nichts, trat an das Fenster, um aber gleich wieder umzukehren und sich auf das Fußende des Bettes zu setzen, gerade als habe ihn ein heftiger Schlag getroffen.

„Vater,“ begann Serge wieder nach längerem Schweigen; „als ich dem Tode so nahe war, ist mir Gott erschienen und ich habe geschworen, mich seinem Dienste zu widmen. Ich gebe Dir die heilige Versicherung, daß dies mein einziges Glück ist; glaube mir, laß mich nicht verzweifeln.“

Mouret schaute düster zu Boden und murmelte:

„Wenn ich jetzt nicht gerade so niedergeschlagen wäre, würde ich meine sieben Sachen zusammenpacken und meiner Wege gehen.“

Darauf stand er auf, trat ans Fenster, und als Serge ihn abermals bat, sagte er kurz:

„Nein, nein, das ist abgemacht. Werde Du nur Pastor, mein Junge.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und ohne vorher jemand ein Wort zu sagen, reiste er am nächsten Tage nach Marseille, wo er acht Tnge bei seinem Sohne Octave zubrachte. Allein sorgenvoll kehrte er zurück; denn Octave machte ihm auch nichts weniger als Freude. Er führte ein Leben in Saus und Braus, war mit Schulden überlastet und hielt es mit allerhand leichtfertigen Frauenzimmern. Aber dennoch ließ der Vater über diese Entdeckungen kein Wort fallen; er wurde menschenscheu und machte nicht im mindesten mehr die guten Geschäfte, welche vordem sein Stolz gewesen waren. Rosa bemerkte, daß er sich vollständig in Schweigen hüllte und nicht einmal mehr den Abbé Faujas grüßte.

„Wissen Sie, Sie sind recht unhöflich geworden,“ sagte sie eines Tages zu ihm; „soeben ist der Herr Pfarrer vorbeigegangen und Sie haben ihm den Rücken zugekehrt...

Wenn Sie dies nur wegen Ihres Sohnes thun, so sind Sie sehr im Unrechte. Der Herr Pfarrer wollte gar nicht, daß er ins Seminar eintrete, und ich habe selbst gehört, wie oft er ihn darüber zur Rede gesetzt hat... Wahrlich! es ist recht nett jetzt im Hause: Sie sprechen nicht mehr, nicht einmal mit Madame, und wenn Sie sich zu Tische setzen, so könnte man fast glauben, es sei jemand gestorben... Ich habe das bald satt, Herr."

Mouret verließ das Zimmer; aber die Köchin folgte ihm sogar in den Garten und fuhr fort:

„Sollten Sie sich nicht lieber freuen, den Sohn wieder gesund zu sehen? Gestern hat der liebe Junge eine Kotelette gegessen und noch dazu mit ganz gutem Appetit... Das ist Ihnen aber ganz gleich nicht wahr? Sie möchten aus ihm am liebsten einen Heiden machen, wie Sie selbst sind... Ich dächte, Ihnen thäte das Gebet gerade not genug und an Ihrer Stelle würde ich vor Freude weinen bei dem Gedanken, daß der arme Kleine künftighin für mich beten werde. Aber Ihr Herz ist wie von Stein, mein Herr... Ach Gott, und wie nett wird den lieben Jungen der Priesterrock kleiden."

Hierauf begab sich Mouret in ein im ersten Stock gelegenes Zimmer, welches er sein Bureau zu nennen pflegte, ein großes kahles Gemach, in welchem als einziges Mobiliar ein Tisch und zwei Stühle standen. Hier war sein gewöhnlicher Zufluchtsort, sobald die Köchin ihm mit ihrem Gewäsch zu sehr in den Ohren lag. Aber auch an diesem stillen Plätzchen langweilte er sich und ging deshalb wieder in den Garten hinunter, dessen Pflege er sich mit um so größerem Eifer hingab. Martha schien

das mürrische Wesen ihres Mannes gar nicht zu merken und wenn er auch bisweilen eine ganze Woche lang kein Wort mit ihr sprach, so beunruhigte sie sich weder darüber noch ärgerte sie sich. Mit jedem Tage ward ihr alles, was sie umgab, gleichgültiger, und wenn sie nicht mehr jede Stunde die Grillen Mourets hörte, so meinte sie, ihr Mann habe sich besänftigt und lebe eben so zufrieden wie sie selbst. Dies beruhigte sie und verlieh ihr gleichsam das Recht, sich um so mehr ihren Träumereien hinzugeben. Wenn Mouret sie jetzt mit verstörten Blicken ansah, lächelte sie, ohne die Thränen zu bemerken, welche ihm in den Augen standen.

An dem Tage, wo Serge, der mittlerweile vollkommen genesen war, in das Seminar eintrat, blieb Mouret mit Desirée allein zu Hause. Jetzt gab er überhaupt öfter auf dieselbe Acht; denn obwohl dieses Mädchen fast ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, so hätte sie doch sehr leicht in das Wasserbassin fallen oder Feuer im Hause anlegen können, wenn sie wie ein sechsjähriges Kind mit Streichhölzern spielte. Als Martha zurückkam, fand sie die Thür offen und alle Zimmer leer; sie begab sich auf die Terrasse und von hier aus sah sie ihren Mann, wie er auf einem Sandwege mit dem Mädchen spielte. Er saß auf dem Boden und füllte mittelst einer kleinen Holzschaufel ein Wägelchen mit Sand, welches Desirée an einem Bindfaden hielt.

„Hü! Hü!“ rief die Kleine.

„Warte nur,“ entgegnete er geduldig; „er ist noch nicht voll ... Wenn Du das Pferd spielen willst, so mußt Du auch warten bis er voll ist.“

Dabei stampfte sie mit den Füßen wie ein ungeduldiges Roß und schließlich rannte sie lachend davon. Das Wäglein machte die tollsten Kapriolen und war bald leer, sodaß sie, nachdem sie einmal die Runde durch den Garten gemacht hatte und an der alten Stelle wieder angelangt war, ausrief:

„Fülle ihn, fülle ihn noch einmal!“

Mouret folgte ihrem Wunsche. Während dem stand Martha noch immer tiefbewegt auf der Terrasse; das verödete Haus, sowie der Anblick des mit ihrem Kinde spielenden Mannes rührten sie, ohne daß sie eigentlich sich klar darüber ward, was um sie her vorging. Als sie endlich hinaufstieg, um sich auszukleiden, hörte sie wie Rosa, welche ebenfalls nach Hause gekommen war, von der Freitreppe herabrief:

„Mein Gott! wie dumm doch unser Herr ist.“

Binnen wenigen Monaten war Mourets Haar ganz grau geworden, seine Kniee wankten und er war bei weitem nicht mehr jener schreckliche Spottvogel, welchen die ganze Stadt sonst fürchtete. Man glaubte längere Zeit, er habe sich in gefährliche Spekulationen gestürzt und kränkle jetzt unter dem Grame über einen großen Geldverlust.

Frau Palogue, welche ihn oft vom Fenster ihres nach der Rue Ballande zu gelegenen Speisezimmers aus beobachtete, pflegte sogar zu sagen, er blase auf dem letzten Loche, und wenn einige Minuten später der Abbé Faujas über die Straße schritt, machte sie sich, besonders wenn Leute bei ihr waren, ein Vergnügen daraus, ganz laut zu rufen:

„Sehen Sie nur, wie dick der Herr Pfarrer jetzt

wird! . . . Wenn er mit Herrn Mouret von demselben Teller äße, so möchte man fast glauben, er lasse diesem nur die Knochen übrig.“

Hier lachte sie, und alle andern lachten mit. In der That sah man den Abbé Faujas jetzt nie anders als in feinen schwarzen Handschuhen und einem glänzenden Chorrocke ausgehen. Sein Gesicht zeigte ein sonderbares Lächeln, und um seine Lippen lagerte sich ein gewisser ironischer Zug, wenn Frau von Condamine ihn wegen seines stattlichen Aussehens beglückwünschte. Die Damen hatten es übrigens gern, ihn fein gekleidet zu sehen, und wenn er sich in dieser Beziehung einmal gehen ließ, so genügte der geringste Tadel seitens der Frau Rougon, ihn aus seiner Selbstvergessenheit herauszureißen, und lächelnd kaufte er sich sofort entweder seidene Strümpfe, einen neuen Hut oder einen neuen Gürtel. Er nützte seine Kleidungsstücke überhaupt rasch ab, da sein dicker Körper alles zersprengte.

Seit der Gründung des Jungfrauenstiftes standen alle Frauen auf seiner Seite; sie nahmen ihn gegen die abscheulichen Gerüchte in Schutz, welche noch immer zuweilen auftauchten, ohne daß man genau deren Quelle zu erraten vermochte. Sie fanden ihn zwar manchmal ein wenig grob; aber diese Rücksichtslosigkeit mißfiel ihnen durchaus nicht, zumal im Beichtstuhle, wo sie es gern sahen, wenn ein so eisenfester Wille zur Geltung kam.

„Meine Teure,“ sagte eines Tages Frau von Condamine zu Martha, „gestern hat er mich gescholten. Ich glaube, er würde mich sogar geschlagen haben, wenn sich

nicht eine Planke zwischen uns befunden hätte... Ach! manchmal ist er recht garstig!“

Dabei verzogen sich ihre Lippen zu einem feinen Lachen, als ob sie sich über diesen Streit mit ihrem Beichtvater freute. Hierbei ist nicht zu leugnen, daß Frau von Condamine bei Martha eine gewisse Blässe zu bemerken glaubte, wenn sie ihr eine vertrauliche Mitteilung über die Art und Weise machte, in welcher der Abbé Faujas Beichte hörte; sie erriet ihre Eifersucht und fand ein boshaftes Vergnügen daran, sie zu quälen, dadurch, daß sie in ihren Erzählungen selbst auf die geringsten Kleinigkeiten einging.

Als der Abbé Faujas den Jugendklub gegründet hatte, änderte er plötzlich sein ganzes Wesen, und unter seiner Willensanstrengung beugte sich seine Natur wie weiches Wachs. Er ließ es ruhig zu, daß man erzählte, wie er sich an der Eröffnung beteiligt habe; er ward der Freund aller jungen Leute der Stadt, wobei er aber ungemein vorsichtig zuwerke ging, da er wohl wußte, daß derartige junge Herrchen einen ganz andern Geschmack haben, als die Frauen. Mit dem jungen Rastoil hätte er sich beinahe verfeindet, als er denselben wegen einer Verletzung der Statuten an den Ohren zu ziehen drohte; aber mit erstaunlicher Selbstverleugnung reichte er ihm fast sogleich wieder die Hand und wußte durch seine Liebenswürdigkeit sofort alle Anwesenden für sich zu gewinnen.

Wenn schon der Abbé jetzt über die Frauen und und Kinder den Sieg davongetragen hatte, so stand er mit den Vätern und Ehemännern noch immer auf dem

Fuße einfacher Höflichkeit. Die Persönlichkeiten ernsten Charakters trauten ihm auch jetzt noch nicht, wenn sie sahen, wie er sich von jeder politischen Parteistellung fernzuhalten suchte. In der Unterpräfektur gab sich Herr Pequeur von Saulaies alle mögliche Mühe, ein Urteil über ihn zu bilden; Herr Delangre indeß, ohne ihn geradezu in Schutz zu nehmen, bemerkte mit feinem Lächeln, man werde ihn schon noch kennen lernen. Bei Herrn Rastoil war er ein wirklicher Hausfriedensstörer geworden; denn Severin und seine Mutter lagen dem Präsidenten unaufhörlich mit Lobeserhebungen des Priesters in den Ohren.

„Gut! gut! er besitzt alle Fähigkeiten, welche ihr wünscht," rief oft dieser Unglückliche aus. „Ich gebe es ja zu, laßt mich nur wenigstens in Ruhe. Ich habe ihn ja auch zu Tische gebeten; er ist aber nicht gekommen. Nun, ich kann ihn doch wahrlich nicht auf den Armen hertragen."

„Aber, mein Freund," entgegnete Frau Rastoil, „wenn Du ihm begegnest, so grüßest Du ihn kaum; das wird ihn wahrscheinlich verletzt haben."

„Ohne Zweifel," setzte Severin hinzu, „er merkt recht wohl, daß Du ihm gegenüber nicht bist, wie Du sein solltest."

Herr Rastoil zuckte die Achseln und wenn Herr von Bordeu bei ihm war, so beschuldigten beide den Abbé Faujas, daß er sich zu sehr nach der Unterpräfektur hinneige. Frau Rastoil bemerkte aber dazu, er sei daselbst niemals zu Tische, überhaupt komme er nie hin.

„Gewiß," versetzte der Präsident, „ich beschuldige ihn

ja gar nicht, Bonapartist zu sein ... Ich sage nur, er neigt zu dieser Partei, weil er zu Herrn Delangre in gewissen Beziehungen steht."

„Nun!" rief Severin, „auch Du hast ja in Beziehungen zu dem Maire gestanden! Unter gewissen Umständen ist man eben dazu gezwungen ... Sage es nur ganz frei heraus, daß Du den Abbé Faujas nicht leiden kannst, es ist dies viel besser."

So kam es, daß man im Hause Rastoil oft tagelang mit einander schmollte. Der Abbé-Fenil ließ sich nur noch ganz selten sehen, indem er vorgab, er sei durch die Gicht ans Zimmer gefesselt. Übrigens hatte er, zu zwei verschiedenen Malen durch die Umstände bewogen, sich über den Pfarrer von Saint-Saturnin auszusprechen, diesen stets mit wenigen Worten gelobt. Der Abbé Surin und der Abbé Bourrette, ebenso Herr Maffre, waren immer derselben Meinung wie der Herr des Hauses. Die Opposition kam also lediglich vom Präsidenten selbst her und in zweiter Linie von Herrn von Bordeu, der mit jenem gemeinschaftlich allen Ernstes erklärte, seine politische Stellung nicht dadurch kompromittieren zu wollen, daß er mit einem Menschen Verkehr pflege, der seine Ansichten verheimliche.

Severin kam jetzt auf den komischen Einfall, an die kleine nach der Sackgasse Chevillottes führende Thür zu klopfen, wenn er dem Priester etwas sagen wollte. So wurde die Sackgasse allmählich eine Art neutrales Gebiet. Der Doktor Porquier, welcher diesen Weg zuerst benutzt hatte, bald wieder der junge Delangre oder der Friedensrichter unterhielten sich hier mit dem Abbé. Zuweilen

sah man die kleinen Thüren beider Gärten, sowie den Thorweg der Unterpräfektur den ganzen Nachmittag über weit offen stehen. Der Abbé lehnte alsdann lächelnd im Hintergrunde dieser Sackgasse an der Mauer und drückte denjenigen Personen der beiden Gesellschaften, welche ihn zu begrüßen geruhten, freundschaftlichst die Hand. Aber Herr Pequeur von Saulaies ließ deutlich die Absicht merken, daß er am liebsten gar nicht den Garten der Unterpräfektur verlassen möchte; ebenso verfolgten Herr Rastoil und Herr von Bourdeu hartnäckig das Prinzip, sich nicht in der Sackgasse zu zeigen, sondern unter den Bäumen vor der Kaskade sitzen zu bleiben.

Übrigens bewegte sich jetzt der Abbé Faujas im allgemeinen ungeniert und nur noch das Fenster der beiden Trouche, hinter welchem man stets die funkelnden Augen Olympias gewahrte, überwachte er mit einer gewissen Besorgnis. Trouches lagen hinter ihren roten Vorhängen gleichsam im Hinterhalte, gepeinigt von einem unbezwinglichen Verlangen, in den Garten hinabzusteigen, dort die herrlichen Früchte zu kosten und mit den vornehmen Leuten zu plaudern. Oft öffneten sie das Fenster und schauten einige Minuten hinaus, zogen sich aber sofort wütend wieder zurück, sobald die finster drohenden Blicke des Priesters sie trafen; nach einiger Zeit kamen sie mit katzenartiger Behendigkeit wieder herbeigeschlichen und preßten ihre häßlichen Gesichter gegen die Fensterscheiben, um jede Bewegung des Abbés zu belauschen, von Neid gepeinigt, wenn sie ihn so behaglich die Reize dieses Paradieses genießen sahen, welche er ihnen verbot.

„Es ist doch zu dumm!“ sagte Olympia eines Tages

zu ihrem Manne; „ich glaube, wenn er könnte, würde er uns am liebsten noch in einen Schrank einschließen, um ja das ganze Vergnügen für sich zu haben . . . Wir wollen doch einmal hinuntergehen und sehen, was er sagt.“

Trouche war eben aus seinem Bureau nach Hause gekommen. Er wechselte den Kragen, bürstete säuberlich seine Schuhe ab, kurz, er wollte tadellos erscheinen; Olympia zog ein helles Klei dan. Darauf begaben sie sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt in den Garten, wo sie langsam an den großen Sträuchern hinschritten und hier und da wohl auch bei irgend einer schönen Blume stehen blieben. Der Abbé Faujas, welcher an der kleinen Gartenthür mit Herrn Maffre sprach, kehrte ihnen gerade den Rücken zu, und als er den Sand knirschen hörte, befanden sich die beiden unmittelbar hinter ihm unter der Laube. Er drehte sich um und war über ihren Anblick so bestürzt, daß er mitten im Satze stockte; Herr Maffre dagegen, dem sie völlig unbekannt waren, musterte sie mit neugierigen Blicken.

„Recht schönes Wetter heute, nicht wahr, meine Herren?“ versetzte Olympia, welche vor den Blicken ihres Bruders erbleichte.

Hastig zog der Abbé den Friedensrichter mit sich in die Sackgasse, wo er sich mit kurzen Worten von ihm verabschiedete.

„Er ist wütend,“ flüsterte Olympia. „Da müssen wir erst recht hier bleiben; denn sobald wir wieder hinaufgehen, glaubt er, wir fürchten uns . . . Ich habe die

Sache satt, und Du sollst sehen, wie ich mit ihm reden werde."

Hierauf hieß sie Trouche sich auf einen der Stühle setzen, welche Martha kurze Zeit vorher gebracht hatte, und als der Abbé zurückkam, sah er, wie die beiden es sich ganz bequem gemacht hatten. Rasch stieß er die Riegel der kleinen Thür zu, überzeugte sich dann durch einen flüchtigen Seitenblick, ob das Laubwerk sie genügend verberge, trat auf sie zu und sagte mit leiser Stimme:

„Ihr vergeßt unsere Bedingungen; Ihr hattet mir doch versprochen, auf Eurem Zimmer zu bleiben."

„Es ist uns aber zu heiß," entgegnete Olympia. „Es ist doch kein Verbrechen, wenn wir hier ein wenig frische Luft schöpfen."

Der Priester machte alle Miene, seinem Unwillen die Zügel schießen zu lassen; allein seine Schwester fügte in eigentümlichem Tone die Bemerkung hinzu:

„Mache nur ja keinen Lärm; es sind Leute hier daneben, und Du könntest Dir sehr schaden."

Sowohl sie als auch ihr Mann konnten hierbei ein leises Lachen nicht unterdrücken; Faujas blickte sie an und fuhr verzweiflungsvoll mit der Hand nach der Stirn.

„Setze Dich," bemerkte Olympia. „Du verlangst eine Erklärung, nicht wahr? Nun gut, so höre ... Wir haben es satt, uns noch länger so zu verbergen, während Du hier Hahn im Korbe bist, indem Du Haus und Garten wie Dein Eigentum behandelst. Allerdings macht es uns Freude, zu sehen, daß Deine Angelegenheiten gedeihen; aber deshalb durftest Du uns noch lange nicht wie Bettelleute behandeln. Noch niemals bist Du so

aufmerksam gewesen, uns auch nur eine Weintraube hinaufzubringen; Du hast uns das schlechteste Zimmer gegeben; Du hältst uns verborgen und schämst Dich unser als hätten wir die Pest ... Verstehst Du, es kann nicht länger so fortgehen!"

„Ich bin nicht Herr im Hause," erwiderte Faujas, „wendet Euch an Herrn Mouret, wenn Ihr sein Eigentum ruinieren wollt."

Abermals wechselten die beiden Trouche einen lächelnden Blick.

„Wir wollen von Dir nichts verlangen," fuhr Olympia fort; „wir könnten nur so manches erzählen das genügt ... Alles dies beweist, daß Du kein edler Charakter bist. Glaubst Du vielleicht, an Deiner Stelle würden wir Dir nicht sagen, daß wir auf Deiner Seite ständen?"

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich von mir?" frug der Abbé. „Denkt Ihr vielleicht, ich sitze im Golde bis über die Ohren? Ihr kennt mein Zimmer, wißt. daß es da noch kläglicher aussieht, als bei Euch. Ich kann Euch doch nicht ein Haus zur Verfügung stellen, welches mir gar nicht gehört."

Olympia zuckte die Achseln und als ihr Mann etwas entgegnen wollte, kam sie diesem rasch zuvor und versetzte ruhig:

„Jeder lebt nach seiner Art. Du könntest Millionen besitzen und würdest doch nicht eine Bettvorlage kaufen, sondern Dein Geld für irgend eine alberne großartig scheinende Angelegenheit ausgeben. Wir dagegen richten uns gern behaglich ein ... Kannst Du behaupten, daß,

wenn Du heute die schönsten Möbeln des Hauses verlangtest, ebenso Wäsche und allerlei Vorräte, Du dies nicht alles am selbigen Abend bekommen würdest? . . . Nein! ein edler Bruder hätte in diesem Falle schon an seine nächsten Verwandten gedacht und würde dieselben nicht im Elend umkommen lassen, wie Du es mit uns machst.“

Nachdenklich schaute der Abbé Faujas die beiden an, welche sich behaglich auf ihren Stühlen hin und her wiegten.

„Ihr seid undankbar,“ begann er nach längerem Schweigen. „Ich habe schon viel an Euch gethan, und wenn Ihr gegenwärtig Euer tägliches Brot genießt, so habt Ihr es mir zu verdanken; denn ich besitze noch Deine Briefe, Olympia, jene Briefe, in welchen Du mich dringend bittest, Euch dem Elende zu entreißen und nach Plassans kommen zu lassen. Jetzt nun, wo Ihr bei mir seid und eine gesicherte Lebensstellung einnehmt, wollt Ihr noch mehr fordern . . .“

„Bah!“ unterbrach ihn Trouche in barschem Tone, „wenn Sie uns haben kommen lassen, so ist dies nur deshalb geschehen, weil Sie unsrer bedurften. Ich verdiene mein Geld und brauche niemand um Gnade zu bitten . . . Ich ließ zwar bis jetzt meine Frau reden; aber die Weiber treffen niemals den Kern der Sache . . . Kurz, mein Freund, es ist nicht recht von Ihnen, uns in dieser Weise einzusperren gerade wie getreue Hunde, welche man nur zu Zeiten der Gefahr losläßt. Wir langweilen uns und es ist gar nicht unmöglich, daß wir schließlich noch einmal irgend einen dummen Streich be-

gehen. Lassen Sie uns, zum Teufel, doch ein wenig Freiheit! Da Ihnen das Haus nicht gehört und Sie kein Freund von Bequemlichkeiten sind, was kann Ihnen denn daran liegen, ob wir uns behaglich einzurichten suchen oder nicht? Die Wände werden wir doch nicht fressen!“

„Ja,“ versetzte Olympia; „man möchte rasend werden, immer so hinter Schloß und Riegel gehalten zu werden ... Wir werden uns schon zu benehmen wissen. Du weißt ja, daß mein Mann nur auf einen Wink wartet ... Gehe Du ruhig Deines Weges und rechne auf uns; aber wir verlangen auch unsern Anteil ... Nicht wahr, so ist es abgemacht?“

Gesenkten Hauptes und schweigend stand der Abbé Faujas einige Augenblicke lang da; endlich sagte er, ohne eine direkte Antwort zu geben:

„Hört, wenn Ihr mir ein einziges Mal hinderlich seid, so gebe ich Euch die heilige Versicherung, daß ich Euch dann in irgend einem entlegenen Winkel dem Elend preisgebe.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ die beiden allein. Von diesem Tage an kamen die beiden Trouche zwar jeden Tag in den Garten; aber sie verhielten sich merkwürdigerweise ganz ruhig und vermieden es, an den Stunden zu erscheinen, wo der Priester sich mit den Gesellschaften der Nachbargärten zu unterhalten pflegte.

In der nächsten Woche beklagte Olympia sich dermaßen über das von ihr bewohnte Zimmer, daß Martha ihr in zuvorkommender Weise die gegenwärtig leerstehende

Stube Serges zur Verfügung stellte. Nun schliefen Trouches in dem einst von dem jungen Manne innegehabten Zimmer, aus welchem übrigens nicht ein einziges Möbel entfernt wurde, und das andere Gemach schufen sie zu einer Art Salon um, für welchen Martha ihnen auch noch ein altes Sammetsopha vom Boden herabholen ließ. Olympia, entzückt hierüber, bestellte sich schleunigst bei der besten Schneiderin von Plassans einen rosafarbenen Hausrock.

Eines Abends hatte Mouret ganz vergessen, daß er von Martha um Überlassung von Serges Zimmer gebeten worden war, und sah nun zu seinem größten Erstaunen die beiden Trouche darin, als er ein Messer holen wollte, welches sein Sohn in irgend einem Schubkasten hatte liegen lassen. Trouche schnitzte mit diesem Messer gerade einen Spazierstock aus einem Birnbaumästchen, welches er im Garten abgeschnitten hatte. Da entschuldigte sich Mouret und entfernte sich wieder.

Vierzehntes Kapitel.

Als bei der am Fronleichnamsfeste stattfindenden allgemeinen Prozession auf dem Präfekturplatze der Bischof Rousselot die Stufen des prächtigen Ruhaltars herabstieg, welcher durch die Fürsorge der Frau von Condamine gestiftet worden war, bemerkte man mit Erstaunen, daß der Prälat dem Abbé Faujas in auffälliger Weise den Rücken zukehrte.

„Ah!“ sagte Frau Rougon, am Fenster ihres Salons stehend, „da ist wohl ein Zwist entstanden?“

„Das wissen Sie noch nicht?“ entgegnete Frau Paloque, welche neben ihr stand; „schon seit gestern spricht man davon. Der Abbé Fenil ist wieder in Gnaden aufgenommen worden“

Herr von Condamine, welcher dieses Zwiegespräch hörte, begann zu lachen. Er war aus seiner Wohnung hierher gekommen, „weil es ihm dort zu sehr nach Pfaffen duftete.

„Ja,“ murmelte er, „wenn Sie solchen Geschichten glauben wollen! . . . Der Bischof ist wie eine alte

Wetterfahne und dreht sich nach allen Richtungen, je nachdem Faujas oder Fenil auf ihn einblasen; heute hält ers mit dem, morgen mit jenem. So sind sie wohl bereits zehnmal mit einander böse geworden, um sich kurz darauf wieder zu versöhnen. Passen Sie auf, in drei Tagen ist Faujas wieder sein Schoßkind."

„Das glaube ich nicht," versetzte Frau Palogue; „diesmal scheint die Sache ernst zu sein . . . Der Abbé Faujas muß dem Bischof große Unannehmlichkeiten bereitet haben; besonders sollen einige seiner Predigten in Rom sehr mißfällig aufgenommen worden sein. Ich kann Ihnen die Geschichte nicht so ausführlich erzählen. Kurz, ich weiß, daß Hochwürden tadelnde Briefe aus Rom empfangen haben, in welchen man ihm rät, auf seiner Hut zu sein . . . Man behauptet, der Abbé Faujas sei ein politischer Agent."

„Wer behauptet das?" frug Frau Rougon, indem sie mit den Augen zwinkerte, als verfolge sie die Prozession, welche sich in der Rue de la Bonne hinzog.

„Ich habe es nur gehört und weiß nicht mehr, von wem," entgegnete die Frau des Richters in gleichgültigem Tone und trat zurück, indem sie behauptete, von dem Nachbarfenster aus müsse sich die Sache gut überschauen lassen. Da trat Herr Condamine zu Frau Rougon und flüsterte ihr ins Ohr:

„Ich habe sie schon zweimal zum Abbé Fenil hineingehen sehen; sicherlich steckt sie mit diesem unter einer Decke . . . Der Abbé Faujas hat wahrscheinlich auf diese Schlange getreten und sie sucht ihn jetzt zu beißen . . . Wenn sie nicht so fürchterlich häßlich wäre, so würde ich

ihr den Gefallen thun und sie davon unterrichten, daß ihr Mann niemals Präsident werden kann.“

„Warum denn? das verstehe ich nicht,“ murmelte die alte Dame.

Herr von Condamine schaute sie neugierig an und begann zu lachen.

Soeben waren die beiden letzten die Prozession begleitenden Gendarmen an der Ecke der Promenade Sauvaire verschwunden Darauf kehrten die Personen, welche Frau Rougon eingeladen hatte, um die Einsegnung des Ruhealtars zu besichtigen, in den Salon zurück, wo sie sich noch einige Zeit über die Freundlichkeit des Bischofs und über die neuen Banner der Kongregation unterhielten, besonders über die Mädchen des Jungfrauenstiftes, deren Aufzug besondere Beachtung gefunden hatte. Die Damen waren dabei unerschöpflich in ihren Worten und fast alle Augenblicke wurde der Stand des Abbé Faujas lobend hervorgehoben.

„Gewiß ein sehr frommer Mann,“ bemerkte Frau Palogue höhnisch zu Herrn von Condamine, welcher sich neben sie gesetzt hatte.

Darauf beugte sie sich zu ihm hin und fuhr fort:

„Vor der Mutter habe ich mich nicht so offen aussprechen können. Man erzählt sich viel über den Abbé Faujas und Frau Mouret, und diese schlimmen Gerüchte sind wahrscheinlich dem Bischof zu Ohren gekommen.“

Herr von Condamine entgegnete einfach:

„Frau Mouret ist eine reizende Dame und trotz ihrer vierzig Jahre noch sehr begehrenswert.“

„O! reizend, reizend," brummte Frau Palogue, und die Galle stieg ihr dabei ins Gesicht.

„Auf alle Fälle reizend," versetzte der Provinzialinspektor mit Nachdruck; „sie steht gerade in dem Alter der größten Leidenschaften und des größten Glückes . . . Die Frauen allerdings verstehen einander sehr schlecht zu beurteilen."

Hierbei verließ er den Salon und freute sich im Stillen über die heimliche Wut der Frau Palogue. In der That sprach man in der Stadt eifrig von dem fortwährenden Kampfe, welchen der Abbé Faujas gegen den Abbé Fenil führte, um Rousselot für sich zu gewinnen. Der Bischof aber betrachtete diesen Streit mit einem feinen Lächeln; er hatte eine sichere Stellung zwischen diesen beiden Gegnern eingenommen und schlug bald den einen bald den andern. Was die übeln Nachreden anbetraf, welche man über seine Günstlinge führte, so ließen ihn dieselben völlig ruhig; denn er wußte, daß die beiden im Stande waren, einander auf Mord und Totschlag zu beschuldigen.

„Siehst Du, mein Sohn," sagte er zum Abbé Surin in vertraulicher Weise, „sie sind beide schlimmer . . . Ich glaube, Paris wird wohl den Sieg über Rom davontragen; aber ich bin dessen nicht ganz sicher und lasse sie vorläufig ruhig gegen einander wüten. Wenn der eine den andern überwunden hat, so werden wir es schon erfahren . . . Hier lies mir einmal die dritte Ode von Horaz vor; ich fürchte, den einen Vers schlecht übersetzt zu haben."

An dem auf die Prozession folgenden Dienstage war herrliches Wetter und im Garten Rastoils sowie in dem der Unterpräfektur hörte man fröhliches Gelächter erschallen. Im Garten Mourets las der Abbé Faujas wie gewöhnlich sein Brevier und ging dabei langsam auf und ab. Seit einigen Tagen hielt er die nach der Sackgasse führende Thür beständig geschlossen; er kokettierte gleichsam mit seinen Nachbarn und schien sich nur deshalb zu verbergen, daß man ihn suchen solle. Vielleicht hatte er auch ein kühleres Entgegenkommen bemerkt, seitdem er sich mit Hochwürden überworfen hatte und seitdem Frau Paloque jene abscheulichen Gerüchte verbreiteten.

Als sich gegen fünf Uhr die Sonne ihrem Untergang näherte, bot der Abbé Surin den Fräuleins Rastoil eine Ballpartie an. Trotzdem daß nämlich Angeline und Aurelie bereits ins dreißigste Jahr gingen, schwärmten sie noch für Kinderspiele, und ihre Mutter hätte, wenn es ihr nicht zu gewagt erschienen wäre, sie vielleicht sogar noch kurze Kleider tragen lassen. Nachdem das Dienstmädchen die Ballnetze hereingebracht hatte, machte der Abbé, während er noch immer suchend umherspähte, um ein von den Sonnenstrahlen beschienenes Plätzchen im Garten zu entdecken, einen Vorschlag, welcher bei den jungen Damen lebhafte Anerkennung fand.

„Wie wäre es,“ sagte er, „wenn wir uns in der Sackgasse Chevilottes aufstellten; dort würden wir den Schatten der Kastanienbäume genießen und außerdem auch mehr Spielraum haben.“

So begaben sie sich an die bezeichnete Stelle und

nun begann eine der angenehmsten Partieen von der Welt. Die beiden Fräuleins machten den Anfang und Angeline verfehlte zuerst den Ball, während der Abbé Surin sein Ballnetz mit wahrhaft meisterlicher Fertigkeit handhabte. Er hatte seinen Priestermantel zwischen die Beine geklemmt; bald beugte er sich vor, bald zurück, bald wieder auf die Seite, erhaschte den Ball, wenn derselbe beinahe schon den Boden berührte, wußte ihn anderseits wieder in erstaunlicher Höhe zu erhaschen, worauf er ihn entweder gerade in die Höhe schleuderte oder ihn elegante, mit vollendeter Geschicklichkeit berechnete Kurven beschreiben ließ. Am liebsten sah er sich schlechten Spielern gegenüber, welche, indem sie den Ball aufs Geratewohl, oder, wie er sich ausdrückte, ohne Rhythmus warfen, ihn nötigten, seine volle Spielgewandtheit zu entwickeln. Fräulein Aurelie jubelte bei jedem Schlage des Ballnetzes laut auf und lachte wie toll, wenn der Ball dem jungen Geistlichen gerade an der Nase vorübersauste. Als schließlich einmal der Ball an ihren Chignon anprallte, wäre sie beinahe rücklings umgefallen, was allen dreien viel Spaß bereitete. Jedesmal, wenn in Mourets Garten der Abbé Faujas von seinem Brevier aufschaute, sah er den Ball gleich einem großen Schmetterlinge durch die Luft fliegen.

„Herr Pfarrer, sind Sie da?“ rief Angeline und klopfte an die kleine Thür; „unser Ball ist bei Ihnen über die Mauer geflogen.“

Der Abbé hob den Ball auf und öffnete:

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer.“ sagte Aurelie, welche schon das Ballnetz bereit hielt, „So etwas kann

auch nur der Angeline passieren . . . Neulich sah uns Papa einmal zu und da schleuderte sie ihm den Ball so heftig ans Ohr, daß er bis zum andern Tage nichts hören konnte."

Ein neues Gelächter folgte, und der Abbé Surin dessen Gesicht durch die Aufregung sich zart gerötet hatte, wischte sich mit einem feinen Taschentuche den Schweiß von der Stirn. Dabei strich er sein langes blondes Haar zurück, seine Augen leuchteten und wenn er sich des Ballnetzes bediente, waren seine Bewegungen so zierlich, daß es aussah, als habe er einen Fächer in der Hand.

„Herr Pfarrer," sagte er, „indem er seine Stellung wieder einnahm, „Sie könnten eigentlich einmal die Würfe beurteilen."

Mit dem Brevier unter dem Arme blieb der Abbé Faujas lächelnd auf der Schwelle der kleinen Thür stehen. Mittlerweile mußte er aber durch das halb offen stehende Thor der Unterpräfektur Herrn Pequeur von Saulaies bemerkt haben, welcher vor dem Wasserbassin im Kreise seiner vertrauten Bekannten saß. Dennoch drehte Faujas sich nicht um, sondern er markierte die Punkte, beglückwünschte den Abbé Surin und tröstete die Fräuleins Rastoil.

„Hören Sie, Pequeur," flüsterte Herr von Condamine dem Unterpräfekten ins Ohr; „es ist unrecht von Ihnen, daß Sie jenen kleinen Abbé nicht zu Ihren Abendgesellschaften einladen; er ist doch so liebenswürdig gegen die Damen und ich glaube, er ist auch ein famoser Tänzer."

Aber Herr Pequeur von Saulaies, welcher eben mit Herrn Delangre in ein lebhaftes Gespräch vertieft war, schien ihn gar nicht zu hören, sondern fuhr fort, sich gegen den Maire wendend:

„Wahrlich, mein lieber Freund, ich bin neugierig zu hören, wie Sie an ihm die schönen Eigenschaften entdecken wollen, von denen Sie mir da erzählen. Im Gegenteil, dem Abbé Faujas dürfen Sie gar nicht so sehr trauen, denn seine Vergangenheit ist höchst verdächtig und man erzählt sich hier gewisse Dinge . . . Ich sehe nicht ein, weshalb ich mich vor diesem Pfarrer beugen soll, um so mehr als die Geistlichkeit von Plassans uns durchaus nicht gewogen ist . . . Das würde mir gar nichts nützen."

Herr Delangre und Herr von Condamine wechselten einen flüchtigen Blick mit einander und nickten schweigend mit dem Kopfe.

„Nein, gar nichts," begann der Unterpräfekt wieder. „Da brauchen Sie gar nicht den Geheimnisvollen zu spielen. Sehen Sie, ich habe nach Paris geschrieben; ich wollte mir unbedingt Aufklärung über diesen Faujas schaffen, den Sie gerade wie einen verkappten Prinzen zu behandeln scheinen. Nun, wissen Sie, was man mir geantwortet hat? Man hat mir geantwortet, daß man den Mann gar nicht kenne und daß ich es übrigens sorgfältig vermeiden solle, mich in Sachen der Geistlichkeit zu mischen . . . In Paris ist man ohnedies schon unzufrieden genug, seitdem dieser dumme Lagrifoul gewählt ist. Nun, Sie begreifen wohl, wenn ich dann vorsichtig bin."

Abermals wechselte der Maire einen verständnisinnigen Blick mit dem Provinzialinspektor und zuckte die Achseln.

„Hören Sie mich an," sagte er nach längerem Stillschweigen; „Sie wollen Präfekt werden, nicht wahr?"

Der Unterpräfekt wiegte sich lächelnd auf seinem Stuhle hin und her.

„Dann reichen Sie sofort dem Abbé Faujas die Hand, welcher unten dem Ballspiele zusieht und Sie erwartet."

Herr Péqueur von Saulaies brachte vor Staunen kein Wort hervor; eine solche Redeweise war ihm unbegreiflich. Darauf lenkte er seine Blicke nach Herrn von Condamine und frug diesen mit einer gewissen Unruhe:

„Ist das auch Ihre Ansicht?"

„Allerdings, reichen Sie ihm nur die Hand," versetzte der Provinzialinspektor.

Darauf setzte er mit einer gewissen Ironie hinzu:

„Fragen Sie einmal meine Frau, deren Vertrauen Sie ja genießen."

In diesem Augenblicke erschien Frau von Condamine in einer reizenden rot und grauen Toilette. Nachdem man ihr die Geschichte von dem Abbé mitgeteilt hatte, sagte sie in liebenswürdigem Tone zu dem Unterpräfekten:

„Ach! es ist nicht recht von Ihnen, so wenig auf Religion zu geben; kaum an den hohen Festtagen sieht man Sie in der Kirche. Wahrlich, das macht mir tiefen

Kummer und ich muß Sie bekehren. Was soll man denn von der Regierung denken, welche Sie vertreten, wenn Sie nicht einmal mit Gott auf freundschaftlichem Fuße stehen? . . . Lassen Sie uns allein, meine Herren; ich werde Herrn Péqueur die Beichte hören."

Bei diesen mehr scherzhaft geäußerten Worten hatte sie sich lächelnd auf einen Stuhl gesetzt.

„Octavia," flüsterte der Unterpräfekt, als sie allein waren, „spotten Sie nicht über mich. Damals in der Rue du Helder in Paris gehörten Sie auch nicht zu den Frommen. Wissen Sie, wenn ich sehe, wie Ihnen in Saint Saturnin das geweihte Brot gereicht wird, so muß ich mir den Bauch halten, um nicht vor Lachen herauszuplatzen."

„Sie nehmen alles auf die leichte Seite, mein Bester," antwortete sie in demselben Tone; „das wird Ihnen später vielleicht noch einmal übel bekommen. Wirklich, Sie machen mir Sorge; denn ich habe Sie schon vernünftiger gesehen. Sind Sie denn wirklich so blind, um nicht zu sehen, daß es mit Ihnen wacklig steht? Sehen Sie doch wenigsteus ein, daß, wenn man Sie bis jetzt noch nicht hat über die Klinge springen lassen, dies nur geschehen ist, um die Legitimisten von Plassans nicht mißtrauisch zu machen. Sobald diese sehen, daß ein neuer Unterpräfekt eingesetzt wird, trauen sie dem Landfrieden nicht mehr; unter Ihnen jedoch erschlaffen sie allmählich, weil sie für die nächsten Wahlen bereits den Sieg in den Händen zu haben glauben. Daß dies nicht schmeichelhaft ist, weiß ich recht wohl, um so mehr als ich die unbedingte Ueberzeugung hege, daß

jene ohne Ihr Wissen agitieren ... Verstehen Sie? mein Lieber, Sie sind verloren, wenn Sie nicht gewissen Dingen auf die Spur kommen."

Erschrocken schaute er sie an und frug, auf eine unter ihnen bekannte Persönlichkeit anspielend:

„Hat Ihnen etwa „der große Mann" geschrieben?"

„Nein, dieser hat vollständig mit mir gebrochen Ich gehöre nicht zu den Dummen und so habe ich denn zuerst die Notwendigkeit dieser Trennung eingesehen. Uebrigens brauche ich mich gar nicht zu beklagen: er hat sich sehr liebenswürdig gezeigt, hat mich verheiratet und mir vortreffliche Ratschläge gegeben ... Aber trotzdem habe ich noch immer Freunde in Paris, und ich gebe Ihnen die feste Versicherung, daß es für Sie jetzt gerade noch Zeit ist, sich mit dem Schicksal auszusöhnen. Spielen Sie nicht länger den Ungläubigen, sondern reichen Sie schleunigst dem Abbé Faujas die Hand ... Später werden Sie begreifen, was Sie jetzt noch nicht ahnen."

Herr Pequeur von Saulaies schlug beschämt die Augen nieder, und um sich nicht gerade lächerlich zu machen, murmelte er gefühlvoll:

„Wenn Sie es gewünscht hätten, Octavia, würden wir beide über Plassans regiert haben. Ich hatte Ihnen ja den Vorschlag gemacht, jenes so ungestörte Leben wieder zu beginnen ..."

„Sie sind und bleiben ein Dummkopf," fiel sie ihm ärgerlich ins Wort. „Quälen Sie mich nur nicht immer mit Ihrer „Octavia." Ich bin jetzt den Leuten gegenüber Frau von Condamine, mein Bester ... Sie begrei-

sen das wohl gar nicht? Ich habe dreißigtausend Frank Rente, herrsche über eine ganze Unterpräfektur, bin überall geachtet und beliebt. Wer eine Ahnung von meiner Vergangenheit hätte, würde sich um so liebenswürdiger gegen mich zeigen ... Du lieber Gott, was kümmern Sie mich denn! Sie sehen wohl aus wie einer, der mich genieren könnte; ich bin jetzt eine ehrbare Dame, mein Lieber."

Bei diesen Worten war sie aufgestanden und näherte sich dem Doktor Porquier, welcher seiner Gewohnheit gemäß nach Erledigung seiner Krankenbesuche ein Stündchen im Garten der Unterpräfektur verbrachte, um seine schöne Kundschaft zu unterhalten.

„O! Herr Doktor, ich habe schreckliche Kopfschmerzen!" begann sie mit reizender Miene. „Es thut mir hier über dem linken Auge weh."

„Das ist die Seite des Herzens, Madame," entgegnete der Doktor galant.

Frau von Condamine lächelte, ohne indes die Konsultation weiter fortzusetzen. Frau Paloque aber flüsterte ihrem Gatten, welchen sie alltäglich mitbrachte, um ihn dem Einflusse des Unterpräfekten zu empfehlen, ins Ohr:

„Anders heilt er sie überhaupt nicht."

Unterdessen wußte Herr von Saulaies, nachdem er mit Herrn von Condamine und Herrn Delangre wieder zusammengetroffen war, dieselben geschickt nach dem Thorwege zu zu dirigieren. Als er nur noch einige Schritte von dem Thorwege entfernt war, blieb er stehen, wie wenn er sich besonders für die Ballpartie interessierte, welche in der Sackgasse noch immer ungestört ihren

Fortgang nahm. Der Abbé Surin, dessen Haar lustig im Winde flatterte, hatte die Aermel seines Priesterrockes emporgestreift und zeigte hierbei seine weißen zarten Arme; er hatte soeben die Distanz verändert, indem er Fräulein Aurelie zwanzig Schritte weiter aufstellte. Als er merkte, daß man ihn beobachtete, strengte er sich über alle Maßen an; aber auch Fräulein Aurelie stand, wenn sie gerade einen guten Tag hatte, einem solchen Meister nicht viel nach. Der Ball beschrieb in der Luft eine weite Kurve und dies mit solcher Regelmäßigkeit, daß er ganz von selbst auf die Ballnetze zn fallen und, ohne daß die Spielenden sich vom Flecke rührten, von einem Netze auf das andere zn springen schien. Der Abbé Surin entwickelte in seiner leichtgekrümmten Stellung dabei alle Reize seines Wuchses.

„Sehr gut, sehr gut!“ rief der Unterpräfekt entzückt. „Herr Abbé, ich gratuliere Ihnen!“

Hierauf wandte er sich zu Frau von Condamine, dem Doktor Porquier und den beiden Paloques mit den Worten:

„Kommen Sie doch her, ich habe noch nie eine solche Leistung gesehen ... Sie erlauben doch, daß wir Sie bewundern, Herr Abbé?“

Nun versammelte sich die ganze Gesellschaft der Unterpräfektur im Hintergrunde der Sackgasse. Der Abbé Faujas indeß war nicht von seiner Stelle gewichen; er erwiderte die Grüße des Herrn Delangre und des Herrn von Condamine nur durch ein flüchtiges Kopfnicken und schien vollauf mit dem Markieren der Points beschäftigt

zu sein. Als Aurelie den Ball fehlte, bemerkte er in gutmütigem Tone:

„Das macht für Sie dreihundert Points, seitdem die Distanz geändert worden ist; Ihre Schwester dagegen hat deren erst Siebenundvierzig."

Während es den Anschein hatte, als folge er mit lebhaftem Interesse dem Fluge des Balles, warf er doch fortwährend hastige Seitenblicke nach der weitoffenstehenden Gartenthür Rastoils, wo sich bis jetzt nur Herr Maffre gezeigt hatte, der aber gegenwärtig ebenfalls in den Garten gerufen wurde.

„Was haben die denn zu lachen?" frug ihn Herr Rastoil, welcher sich mit Herrn von Bourdeu unterhielt

„Der Sekretär von Hochwürden spielt Ball," antwortete Herr Maffre. „Er macht erstaunliche Kunststückchen und das ganze Viertel beobachtet ihn... Der Herr Pfarrer, welcher dabei steht, ist ganz entzückt."

„Ah! der Herr Abbé Faujas ist dabei?" brummte Herr von Bourdeu.

Hierbei begegnete er dem Blicke des Herrn Rastoil und beide wurden verlegen.

„Man hat mir erzählt," bemerkte der Präsident, „daß der Abbé wieder die Gunst des Bischofs erlangt hat."

„Jawohl, heute früh erst," versetzte Herr Maffre. „O! ch sage Ihnen, es hat eine vollständige Versöhnung stattgefunden und wie ich gehört habe, sollen Hochwürden sogar Thränen vergossen haben... Der Abbé Fenil muß doch unrecht gehabt haben."

„Ich glaubte, Sie seien ein Freund des Großvikars," fiel Herr von Bourdeu ihm ins Wort.

„Ohne Zweifel, aber ich bin zugleich auch ein Freund des Herrn Pfarrers," entgegnete lebhaft der Friedensrichter. „Gott sei Dank, seine Frömmigkeit ist über alle Verläumdung erhaben. Hat man ihn doch sogar bei seiner Sittlichkeit angegriffen. Es ist eine wahre Schande!"

Der ehemalige Präfekt sandte hierbei abermals einen onderbaren Blick nach dem Präsidenten.

„Ebenso hat man den Herrn Pfarrer politischer Umtriebe zu verdächtigen gesucht!" fuhr Herr Maffre fort „Man behauptet, er werde hier alles außer Rand und Band bringen, mit der größten Willkür nach allen Seiten hin Stellen verteilen und schließlich der Pariser Sippschaft zum Triumphe verhelfen. Wahrlich, über einen Räuberhauptmann hätte man nicht schlechter urteilen können ... Kurz, allerhand Lügen sind im Umlaufe."

Herr von Bourdeu zeichnete unterdessen mit der Spitze seines Spazierstockes ein Portrait in den Sand.

„Ja, ich habe auch davon reden hören," sagte er in gleichgültigem Tone; „man sollte es wahrlich kaum für möglich halten, daß ein Diener der Religion eine derartige Rolle spielt ... Übrigens will ich zur Ehre von Plassans gern glauben, daß er damit vollkommen Fiasko machen würde; denn hier ist niemand käuflich."

„Ach was, Klatschereien!" rief der Präsident achselzuckend. „Denken Sie denn, man kann eine Stadt umstülpen wie einen alten Hut? Und wenn Paris uns alle seine Spione herschickt, Plassans bleibt doch legitimistisch ... Die Leute müssen wahrlich recht dumm sein! Man bildet sich also ein, daß allerhand verdächtige Personen die Provinzen durchziehen und Stellen feilbieten? Ich

gestehe Ihnen offen, daß ich sehr begierig sein würde, einen dieser Herren zu sehen."

Dies sagte er in einem so ärgerlichen Tone, daß Herr Maffre ängstlich ward und zu seiner Entschuldigung bemerkte:

„Erlauben Sie, ich habe ja nicht behauptet, daß der Herr Abbé Faujas ein bonapartistischer Agent sei; im Gegenteil, ich finde eine solche Beschuldigung höchst abgeschmackt."

„Nein! um den Abbé Faujas handelt es sich gar nicht mehr! ich spreche im allgemeinen. Auf diese Weise verkauft man seine Ehre nicht! ... Der Abbé Faujas ist über allen Verdacht erhaben."

Es trat ein längeres Schweigen ein, während Herr von Bourdeu das Portrait auf dem Sandboden mit einem großen Spitzbarte vollendete.

„Der Abbé Faujas hat gar keine politische Meinung," erklärte er in trockenem Tone.

„Entschieden," versetzte Herr Rastoil; „wir haben ihm zwar stets seine Gleichgültigkeit zum Vorwurf gemacht; aber jetzt muß ich ihm doch Recht geben. Durch derartige Klatschereien würde die Religion nur kompromittiert werden ... Sie wissen es eben so gut wie ich, Bourdeu, daß man ihn nicht der geringsten verdächtigen Umtriebe beschuldigen kann. Nie ist er in der Unterpräfektur gesehen worden, nicht wahr? Er hat seine Stelle in höchst würdevoller Weise verwaltet ... Wahrlich, wenn er Bonapartist wäre, so würde er das nicht verheimlichen."

„Ohne Zweifel."

„Außerdem führt er auch einen höchst musterhaften

Lebenswandel und meine Frau sowohl als auch mein Sohn haben mir über ihn wahrhaft rührende Einzelheiten erzählt."

In diesem Augenblicke erscholl ein gellendes Gelächter in der Sackgasse und besonders hörte man die Stimme des Abbé Faujas, welcher Fräulein Aurelie wegen eines ausgezeichneten Wurfes beglückwünschte. Herr Rastoil dadurch in seiner Rede unterbrochen, bemerkte lächelnd:

„Hören Sie? Worüber freuen die sich denn so sehr? Da verspürt man wirklich Lust, noch einmal jung zu sein."

Darauf fuhr er in ernstem Tone fort:

„Ja, meine Frau und mein Sohn haben mir so viel Gutes von dem Abbé Faujas berichtet, daß ich denselben, wirklich liebgewonnen habe, und wir bedauern lebhaft daß seine Diskretion ihn hindtrt, zu den unsern zu zählen."

Herr von Bourdeu nickte zustimmend, als sich in der Sackgasse plötzlich so lautes Beifallsklatschen und Rufen erhob, daß Herr Rastoil plötzlich vom Stuhle aufsprang.

„Meiner Treu," sagte er in heiterem Tone, „das will ich mir doch einmal ansehen; es juckt mich schließlich auch in den Beinen."

Die beiden andern folgten ihm und alle drei traten an die kleine Gartenthür. Es war dies zum ersten Male, wo sich der Präsident und der ehemalige Präfekt hier sehen ließen; als sie aber im Hintergrunde der Sackgasse die Gesellschaft aus der Unterpräfektur erblickten, nahmen ihre Mienen einen bedenklich ernsten Ausdruck an. Herr Pequeur von Saulaies suchte sich ein möglichst würdevolles Aussehen zu geben; während Frau von Condamine, die ungemein heiter gestimmt schien, in ihrer rosafarbenen

Toilette bald hierhin bald dahin rauschte. Die beiden Gesellschaften warfen einander neidische Blicke zu, keine wollte der andern das Feld räumen und zwischen ihnen, an der Gartenthür Mourets, stand noch immer der Abbé Faujas mit dem Brevier unter dem Arme, ohne im geringsten die heikle Situation zu merken.

Indessen hielten alle Anwesenden jetzt staunend den Atem an. Der Abbé Surin nämlich, als er seine Zuschauermenge wachsen sah, wollte durch ein neues Kunststückchen einen allgemeinen Beifallssturm herbeiführen. Er sann auf alle möglichen Geschicklichkeiten, wandte sich bald nach dieser bald nach jener Seite, ohne sich scheinbar um den Ball zu kümmern, indem er dessen Flug gewissermaßen erriet und ihn dann mit mathematischer Genauigkeit Fräulein Aurelie zuwarf. Er schwitzte dabei so sehr, daß er die Kopfbedeckung abgelegt hatte, während sich sein Kragen vollständig verschoben hatte und ihm jetzt über die Schulter herabhing. Aber unausgesetzt blieb er Sieger, so daß die beiden Gesellschaften vollkommen in Bewunderung vertieft waren und Frau von Condamine sich bewogen fühlte, durch Schwenken ihres Spitzentaschentuches das oft zu zeitig losbrechende Bravorufen zu zügeln. Nun begann der junge Abbé, seine Kunstfertigkeit vermehrend, allerhand Seitensprünge zu machen, die so genau berechnet waren, daß er jedesmal den Ball in einer andern Stellung auffing. Dies war das Schlußtableau.

Seine Bewegungen wurden immer rascher; plötzlich aber, bei einem neuen Sprunge, glitt er aus und es fehlte nicht viel, so wäre er Frau von Condamine gegen die Brust gestürzt. Alle Anwesenden, in der Meinung er sei

verwundet, eilten herbei; er aber, obwohl noch etwas schwankend, sprang auf, erhaschte den Ball, welcher noch nicht den Boden berührt hatte, und warf ihn Fräulein Aurelie zurück, wobei er mit triumphierender Miene das Ballnetz hoch erhoben hielt.

„Bravo! Bravo!“ rief Herr Pequeur von Saulaies, indem er näher trat.

„Bravo! der Wurf ist ausgezeichnet!“ wiederholte Herr Rastoil, gleichfalls vortretend.

Hierdurch wurde das Spiel unterbrochen; denn die beiden Gesellschaften erfüllten jetzt das Terrain und umringten den Abbé Surin, welcher sich atemlos neben Abbé Faujas an die Mauer lehnte. Alle sprachen durcheinander.

„Ich glaubte, der Kopf würde ihm zerschmettert sein,“ sagte der Doktor Porquier mit gerührter Stimme zu Herrn Maffre.

„Ja, solche Spiele nehmen immer ein schlechtes Ende,“ murmelte Herr von Bourdeu, zu Herrn Delangre und Herrn Paloque gewandt, während er die zum Gruß ihm gereichte Hand des Herrn von Condamine ergriff, dem er sonst auf der Straße aus dem Wege ging, um ihn nicht grüßen zu müssen.

Frau von Condamine wandte sich von dem Unterpräfekten an den Präsidenten und wiederholte:

„Mein Gott! ich bin mehr erschrocken als er, ich glaubte, wir würden beide zu Boden stürzen. Sie haben es doch wohl gesehen, daß ein großer Stein die Ursache war.“

„Sehen Sie, da ist er,“ sagte Herr Rastoil: „er muß mit dem Absatze daran getroffen haben.“

„Sie glauben, daß es dieser runde Stein ist?“ frug Herr Pequeur von Saulaies, den Kiesel aufhebend.

Noch nie hatten die beiden außer bei Gelegenheit der öffentlichen Ceremonien mit einander gesprochen. Beide betrachteten prüfend den Stein und bemerkten dabei, daß derselbe, weil er scharfkantig sei, sehr leicht den Schuh des Abbé habe zerschneiden können. Frau von Condamine jedoch, welche zwischen ihnen stand, versicherte lächelnd, sie sei jetzt schon wieder beruhigt.

„Dem Herrn Abbé wird es übel!“ riefen plötzlich die beiden Fräuleins Rastoil aus.

In der That war der Abbé Surin leichenblaß geworden, als er hörte, in welcher Gefahr er sich befunden habe. Er wankte; aber sofort sprang der Abbé Faujas herbei, umfing ihn mit seinen kräftigen Armen und trug ihn in den Garten Mourets, wo er ihn behutsam auf einen Stuhl setzte. Hier überfiel den jungen Abbé eine tiefe Ohnmacht und die sämmtlichen Zuschauer waren herbeigeströmt.

„Rosa, schnell, Wasser und Essig!“ rief der Abbé Faujas, auf die Freitreppe zustürzend.

Mouret, welcher sich gerade im Speisezimmer befand, erschien am Fenster; sobald er aber diese Menschenmenge in seinem Garten erblickte, wich er ängstlich zurück und ließ sich nicht mehr sehen. Unterdessen kam Rosa mit einer ganzen Hausapotheke herbeigeeilt und brummte:

„Wenn nur wenigstens Madame zu Hause wäre: sie ist im Seminar, wegen des Kleinen ... Ich bin ganz allein und Unmögliches kann ich nicht leisten, nicht wahr? ... Sehen Sie, mein Herr würde keine Hand rühren; da

könnte gleich jemand in seinem Hause sterben. Er sitzt im Speisezimmer und hält sich verborgen wie ein Duckmäuser. Nicht einmal ein Glas Wasser würde er geben, er ließe einen ruhig umkommen."

Währenddem war sie bei dem ohnmächtig gewordenen Abbé Surin angelangt.

„O! Du mein Jesus!" rief sie mit mitleidiger Zärtlichkeit als echte alte Klatschbase.

Der Abbé Surin mit den festgeschlossenen Augen und dem bleichen von langem blonden Haar umgebenen Gesicht sah aus wie einer jener liebenswürdigen Märtyrer, welche auf Heiligenbildern als ohnmächtig dargestellt werden. Das ältere Fräulein Rastoil stützte seinen Kopf, der, sanft zurückgeneigt, den weißen zarten Hals sehen ließ. Ringsumher herrschte emsiger Eifer. Frau von Condamine benetzte ihm mit einem in Essigwasser getauchten Schwamme leise die Schläfe und die beiden Gesellschaften standen mit ängstlichen Mienen daneben. Endlich schlug er die Augen auf; aber schon nach wenigen Augenblicken fielen dieselben wieder zu und so überfiel ihn die Ohnmacht noch zweimal.

„Sie haben mich in eine schöne Angst versetzt!" sagte der Doktor Porquier höflich zu ihm, während er ihm nach dem Pulse fühlte.

Der Abbé, welcher ganz verdutzt dasaß, dankte und versicherte, es sei gar nicht so schlimm gewesen. Als er hierauf bemerkte, daß man seinen Chorrock aufgeknöpft hatte, und daß sein Hals entblößt sei, schob er lächelnd seinen Kragen wieder zurecht, und als man ihm riet, sich ruhig zu verhalten, wollte er zeigen, daß er noch ganz bei Kräften sei; er kehrte deshalb mit den Fräuleins

Rastoil nach dem Spielplatze zurück, um die Partie zu vollenden.

„Sie haben es hier wirklich recht nett," sagte Herr Rastoil zu dem Abbé Faujas.

„Die Luft ist gerade auf dieser Seite ausgezeichnet," fügte Herr Pequeur von Saulaies mit seinem reizenden Lächeln hinzu.

Neugierig musterten die beiden Gesellschaften das Haus Mourets.

„Wenn die Herren und Damen," versetzte Rosa, „vielleicht noch ein wenig im Garten bleiben wollen ... Der Herr Pfarrer ist ja hier wie zu Hause ... Warten Sie, ich werde Stühle holen."

Trotz aller Widerrede brachte sie eine Menge Stühle herbei und aus Höflichkeit nahmen die beiden Gesellschaften Platz. Der Unterpräfekt hatte sich zur Rechten, der Präsident zur Linken des Abbé Faujas gesetzt und es entspann sich eine äußerst freundliche Unterhaltung.

„Sie sind wirklich ein recht stiller Nachbar, Herr Pfarrer," begann Herr Pequeur von Saulaies. „Sie glauben gar nicht, ein wie großes Vergnügen es mir gewährt, wenn ich Sie täglich um dieselbe Stunde in diesem kleinen Paradiese erblicke. Das ist mir stets eine gewisse Beruhigung in meinen Sorgen."

„Ein guter Nachbar ist eine Seltenheit," erklärte Herr Rastoil.

„Ohne Zweifel," unterbrach ihn Herr von Bourdeu; „mit dem Herrn Pfarrer ist hier eine liebliche fast klösterliche Ruhe eingezogen."

Während der Abbé Faujas lächelnd dankte, flüsterte Herr von Condamine Herrn Delangre ins Ohr:

„Rastoil hat es wahrscheinlich auf eine Amtsvertreterstelle für seinen nichtsnutzigen Sohn abgesehen.“

Herr Delangre warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, denn er zitterte bei dem Gedanken, daß dieser unverbesserliche Schwätzer einst alle seine Pläne verderben könne, was aber den Provinzalinspektor keineswegs hinderte, hinzuzufügen:

„Und Bourdeu glaubt schon seiner Präfektur wieder sicher zu sein!“

Soeben hatte Frau von Condamine allgemeine Sensation hervorgerufen, indem sie mit feinem Lächeln bemerkte:

„Besonders schätze ich in diesem Garten einen gewissen Reiz, hervorgebracht durch das Fernsein alles irdischen Elends. Ich glaube, selbst Kain und Abel würden sich hier wieder ausgesöhnt haben.“

Diese Worte sprach sie mit einem gewissen Nachdruck aus und wandte dabei ihre Blicke bald rechts bald links, nach den beiden Nachbargärten. Herr Maffre und der Doktor Porquier nickten zustimmend, während die beiden Paloque einander mit ängstlichen fragenden Blicken anschauten, als könnten sie diese Worte nicht begreifen und fürchteten sich, einander zu kompromittieren, sobald sie den Mund öffnen würden.

Nach etwa einer Viertelstunde stand Herr Rastoil auf.

„Meine Frau wird gar nicht wissen, wo wir sind,“ murmelte er.

Alle folgten seinem Beispiele und verlegen nahm

man von einander Abschied. Der Abbé Faujas indeß erklärte lächelnd:

„Mein Paradies bleibt Ihnen offen.“

Da versprach der Präsident dem Herrn Pfarrer von Zeit zu Zeit einen Besuch abzustatten; dasselbe that der Unterpräfekt, nur mit noch größerem Eifer. So vergingen noch fünf volle Minuten, ehe die beiden Gesellschaften mit ihren Komplimenten fertig waren, während auf dem Spielplatze das Gelächter der Fräuleins Rastoil und des Abbé Surin von neuem erscholl. Die Ballpartie war wieder mit demselben Feuer in Angriff genommen worden und in regelmäßigen Bogen sah man den Ball hin- und herfliegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Frau Palogue eines Freitags in Saint-Saturnin eintrat, sah sie zu ihrer größten Überraschung Martha vor der Kapelle Saint-Michel knieen, wo der Abbé Faujas Beichte hielt.

„Aha!" dachte sie, „hat die endlich doch noch das Herz des Abbés gerührt? Da muß ich ein Weilchen warten. Drollig wäre es, wenn Frau von Condamine auch noch dazukäme."

Sie setzte sich deshalb auf einen etwas verborgen stehenden Stuhl, beugte sich nieder und verbarg, als sei sie in ein inbrünstiges Gebet vertieft, das Gesicht in den Händen, während sie aber beständig durch die gespreizten Finger lugte. Es war sehr düster in der Kirche, und Martha, deren Haupt auf ihrem Meßbuche ruhte, schien zu schlafen; sie hob sich von dem weißen Pfeiler wie eine dunkle Masse ab und nur ihre Schultern zuckten unter ihren tiefen Seufzern. Sie war so niedergeschlagen und in sich selbst vertieft, daß sie es gar nicht merkte, als die Reihe an sie kam. Der Abbé wartete einige Augenblicke und pochte schließlich ungeduldig an die Holzwand

des Beichtstuhles. Da entschloß sich eine der übrigen Frauen, als sie sah, daß Martha sich nicht rührte, deren Stelle einzunehmen. So leerte sich allmählich die Kapelle, während Martha noch immer unbeweglich dasaß.

„Die scheint eine nette Portion Sünden auf dem Buckel zu haben," brummte Frau Paloque vor sich hin; „es ist geradezu unanständig, sich in der Kirche so wenig zu genieren . . . Ah! da kommt ja auch Frau von Condamine."

In der That trat Frau von Condamine zur Thür herein. Sie blieb einige Augenblicke vor dem Weihwasserbecken stehen, zog ihren Handschuh aus und bekreuzte sich in graziöser Weise. Ihr seidenes Kleid rauschte in dem zwischen den Stufen freigelassenen schmalen Gange dahin und als sie niederkniete, erfüllte das Knittern ihrer Kleider den ganzen Raum. Dabei zeigte sie noch immer ihre freundliche Miene, als lächele sie über die in der Kirche herrschende Finsternis. Bald waren sie und Martha die einzigen, welche noch beichten wollten und der Abbé, durch das Zögern ärgerlich gemacht, klopfte jetzt stärker an die Holzwand des Beichtstuhles.

„Madame, Sie sind an der Reihe, ich komme zuletzt," flüsterte Frau von Condamine, sich zu Martha hinbeugend, welche sie bis jetzt noch gar nicht erkannt hatte.

Diese drehte sich um und ein nervöses Zucken überflog ihr Gesicht, als erwache sie aus einem schweren Traume.

„Darf ich bitten, meine Damen?" sagte der Abbé die Thür des Beichtstuhles ein wenig öffnend.

Lächelnd erhob sich Frau von Condamine und folgte

der Aufforderung des Priesters. Aber sobald Martha sie erkannt hatte, trat sie rasch in die Kapelle ein, wo sie wieder auf die Kniee sank.

Frau Paloque hüpfte vor Freuden das Herz im Leibe und sie hoffte jeden Augenblick, die beiden würden einander in die Haare fahren. Martha mußte alles hören, denn Frau von Condamine plapperte mit ihrer flötenden Stimme ganz laut ihre Sünden her, als erzähle sie irgend eine amüsante Klatschgeschichte. Einmal lachte sie sogar, so daß Martha unwillkürlich aufschaute. Uebrigens war sie mit ihren Bekenntnissen sehr rasch zu Ende und schon wollte sie sich entfernen, als sie noch einmal umkehrte und, ohne jedoch diesmal niederzuknieen dem Abbé einige Worte zuraunte.

„Dieses Teufelsweib scheint sich sowohl über Frau Mouret als auch über den Abbé lustig zu machen,„ murmelte die Frau des Richters; „die ist zu schlau, um sich in ihrer Lebensweise stören zu lassen.“

Endlich entfernte sich Frau von Condamine. Martha folgte ihr mit den Augen und schien zu warten, bis jene ihren Blicken entschwunden sei; darauf fiel sie vor dem Beichtstuhl auf die Kniee. Frau Paloque war ein wenig näher herangekommen; aber obwohl sie ihren Hals soweit wie möglich emporreckte, sah sie doch nur das dunkle Kleid der Büßenden. Fast eine halbe Stunde lang rührte sich nichts und nur bisweilen glaubte sie einen halbunterdrückten Seufzer zu vernehmen oder ein leises Knarren des Beichtstuhles. Dieses nutzlose Lauschen langweilte sie schließlich und sie blieb nur deshalb noch da, um Martha beim Verlassen der Kirche zu beobachten.

Der Abbé Faujas verließ den Beichtstuhl zuerst und warf ärgerlich die Thür desselben wieder zu; Frau Mouret dagegen blieb noch lange zusammengekrümmt in dem engen Kasten knieen. Als sie nun, den Schleier tief über das Gesicht gezogen, fortging, war sie so niedergeschlagen und in den Gedanken verloren, daß sie sogar vergaß, sich an der Thür zu bekreuzen.

„Da scheint etwas nicht richtig zu sein, denn auch der Abbé war nicht in der besten Laune," murmelte die Paloque, welche ihr bis nach dem Platze vor dem erzbischöflichen Palaste folgte.

Hier blieb sie einige Augenblicke zögernd stehen, um sich zu überzeugen, daß sie von niemand beobachtet werde; darauf schlich sie verstohlen in das Haus, welches der Abbé Fenil an der Ecke des Platzes bewohnte.

Damals gewann es den Anschein, als habe sich Martha vollständig in Saint-Saturnin eingelebt und sie erfüllte ihre religiösen Pflichten mit dem größten Eifer. Sogar der Abbé Faujas war oft ungehalten über die Leidenschaft, mit welcher sie ihren Bußübungen huldigte, er gestattete ihr nur einmal im Monate, zu beichten, regelte die Stunden ihrer Bußübungen und verlangte allen Ernstes von ihr, daß sie nicht allzusehr in der Frömmigkeit sich verschließe. Lange hatte sie ihn bitten müssen, ehe er ihr gestattete, jeden Morgen einer stillen Messe beizuwohnen. Als sie ihm eines Tages erzählte, sie habe sich ein Stunde lang auf den eiskalten Fußboden ihres Zimmers gelegt, um sich wegen eines Fehlers selbst zu strafen, sagte er ihr entrüstet, nur der Beichtvater habe das Recht,

Bußübungen aufzuerlegen; ja, er drohte ihr sogar, er werde sie wieder dem Abbé Bourrette überlassen, wenn sie ihm nicht gehorche.

„Es war unrecht von mir, Sie anzunehmen,“ wiederholte er oft; „ich kann nur gehorsame Seelen brauchen.“

Sie aber fühlte sich geradezu glücklich über solche Strenge. Dieser eiserne Wille, welcher sie beugte, die Hand, welche sie fortwährend in einer gewissen Spannung erhielt, erweckte in ihr eine stets sich erneuernde Sehnsucht. Jenes Gefühl der Ruhe, welches sie zuerst in der Kirche empfunden hatte, jene Selbstvergessenheit verwandelte sich in wirklichen Genuß, in ein Glück, welches sie alltäglich kostete. Es war das Glück, nach welchem sie schon in ihrer Jugend einen unbestimmten Drang verspürt hatte und welches sie jetzt in ihrem vierzigsten Lebensjahre endlich gefunden hatte; ein Glück, das sie befriedigte, sie mit Eigennutz erfüllte, insofern sie vollauf mit allen den schmeichelnden Empfindungen beschäftigt war, welche allmählich in ihr erwachten.

„Ach! seien Sie doch gut mit mir,“ flüsterte sie oft dem Abbé Faujas zu; „seien Sie gut, denn ich bedarf der Milde.“

Wenn er dann ihren Wunsch erfüllte, so wäre sie aus Dankbarkeit am liebsten vor ihm auf die Kniee gefallen. Er erwies sich in solchen Fällen sanft und sprach in väterlichem Tone zu ihr und erklärte, sie besitze eine zu lebhafte Einbildungskraft, während Gott eine solche ungestüme Verehrung nicht leiden könne. Lächelnd versprach sie, ihm zu folgen. Dann huldigte sie in einem

düstern Winkel ihrem Glaubenseifer; sie kniete jetzt nicht mehr, sondern vor lauter Frömmigkeit kroch sie auf dem Boden umher, stammelte das blödsinnigste Zeug von der Welt, und wenn schließlich ihre Worte erstarben, so versank ihr ganzes Wesen in Sehnsucht nach dem segnenden Gotteskusse, welcher beständig über ihr schwebte, ohne sich jemals auf sie herabzusenken.

Zu Hause wurde Martha täglich zänkischer. Bis jetzt war sie stets gleichgültig und nachlässig gewesen und froh, wenn ihr Mann sie in Ruhe ließ; aber seitdem er oft tagelang nicht ausging, seitdem seine spottende Redseligkeit verstummte und er sichtlich abmagerte, ärgerte sie sich über ihn.

„Fortwährend ist er hinter uns her,“ sagte sie zu der Köchin.

„Jawohl, und aus reiner Niederträchtigkeit,“ entgegnete diese. „Er ist kein guter Charakter, das habe ich schon längst bemerkt. Glauben Sie mir, mit seiner duckmäuserigen Miene will er nur unser Mitleid erregen. Er ärgert sich selbst über sein Benehmen, aber trotzdem ändert er sich nicht, nur zu dem Zwecke, daß man ihm bedauern und sich seinem Willen fügen soll. Sie haben ganz recht, Madame, sich nicht durch solche Zimperlichkeiten beeinflussen zu lassen.“

Wiewohl Mouret jetzt nicht mehr grollte, so stimmte es ihn doch jedesmal düster, sobald er Martha oder Rosa ein Hundertsousstück verweigerte. Er gab der letzteren monatlich hundert Frank für die Lebensbedürfnisse; Wein, Oel und Konserven befanden sich im Hause. Damit mußte die Köchin den Monat hindurch reichen, gleichviel, daß sie

gar oft aus ihrer eigenen Tasche etwas zuzulegen sich genötigt sah. Martha selbst bekam gar nichts und war deshalb gezwungen, im Einverständnisse mit Rosa allmonatlich zehn Frank zu ersparen. Oft hatte sie nicht einmal ein paar Schuhe anzuziehen, oder mußte von ihrer Mutter das Geld für ein neues Kleid oder einen Hut leihen.

„Mouret scheint nachgerade noch verrückt zu werden!“ rief Frau Rougon aus; „Du kannst doch nicht nackt gehen. Ich muß entschieden einmal ein Wörtchen mit ihm reden.“

„Um Gottes willen, Mutter, thue das nicht,“ entgegnete Martha. „Er haßt Dich und würde mich noch viel schlechter behandeln, wenn er wüßte, daß ich Dir diese Dinge erzähle.“

Hier brach sie in Thränen aus und fuhr fort:

„Ich habe ihn lange Zeit in Schutz genommen, aber jetzt besitze ich nicht mehr die Kraft, zu schweigen . . . Du erinnerst Dich wohl noch, als er nicht leiden wollte, daß ich auch nur einen Schritt auf die Straße ging. Er hielt mich eingeschlossen und behandelte mich wie einen unnützen Gegenstand. Wenn er sich jetzt so rücksichtslos zeigt, so geschieht dies nur deshalb, weil er recht wohl einsieht, daß ich mich seiner Macht entzogen habe und nie mehr mich als seine Dienstmagd will behandelt wissen. Kurz, es ist ein Mann ohne alle Religion, ein herzloser Egoist.“

„Nun, er schlägt Dich doch wenigstens nicht?“

„Nein, aber das wird schon noch kommen. Jetzt ist es mit ihm so weit gekommen, daß er mir alles verwei-

gert, und schon seit fünf Jahren habe ich keine Hemden mehr kaufen können. Gestern zeigte ich ihm diejenigen, welche noch in meinem Besitze sind; sie sind gänzlich abgenutzt und so oft schon ausgebessert, daß ich mich schäme, sie zu tragen. Er hat sie angesehen, hat sie betastet und schließlich erklärt, dieselben könnten ganz wohl noch bis zum nächsten Jahre gehen . . . Ich besitze nicht einen Heller für mich und um ein Zwanzigsousstück muß ich ihn fast auf den Knieen bitten. Neulich sah ich mich genötigt, von Rosa zwei Sous zu leihen, um Zwirn zu kaufen; sogar meine Handschuhe habe ich selbst ausgebessert, da dieselben auf allen Seiten platzten."

So erzählte sie noch andere Einzelheiten: wie sie ihre Schuhe mit Pechdraht flickte; von den Bändern, welche sie in Thee wasche, um ihre Hüte damit aufzuputzen; von der Tinte, welche sie auf die schäbig gewordenen Falten ihres einzigen Seidenkleides zu gießen pflege, um die schadhaften Stellen zu verbergen. Frau Rougon ward durch derartige Berichte ganz wehmütig gestimmt und ermunterte ihre Tochter sich so etwas nicht länger gefallen zu lassen, wobei der arme Mouret als das leibhaftige Ungeheuer geschildert wurde. Er treibe seine Habsucht so weit, bemerkte Rosa, daß er sogar die Birnen auf dem Boden und die Zuckerstückchen in den Schränken zähle und selbst die vom vergangenen Tage übrig gebliebenen Brotrinden aufzehre.

Martha fühlte sich besonders dadurch schmerzlich berührt, daß sie sich nicht an den Spenden in Saint-Saturnin beteiligen konnte; oft verbarg sie ein Zehnsousstück in einem Blatte Papier, um es für die Hochmessen an den

Sonntagen aufzubewahren. Wenn jetzt die Patronatsdamen des Jungfrauenstiftes der Kathedrale irgend ein Geschenk machten, sei es nur ein Hostienkelch, ein silbernes Kruzifix oder ein Banner, so hielt sie sich beschämt, davon fern und stellte sich, als wisse sie von der ganzen Sache gar nichts. Von den anderen Damen deshalb bedauert, würde sie sicher ihren Gatten bestohlen haben wenn sie den Schlüssel zum Sekretär gefunden hätte, so sehr quälte sie das Bedürfnis, die vielgeliebte Kirche zu schmücken. Wilde Eifersucht ergriff sie, wenn der Abbé Faujas sich eines von Frau von Condamine gespendeten Kelches bediente; während sie wiederum an den Tagen, wo er auf dem von ihr gestickten Altartuche Messe las, eine innige Freude empfand, als befinde sich ein Teil ihres eigenen Wesens unter den Händen des Priesters. Am liebsten hätte sie gesehen, daß eine ganze Kapelle ihr gehörte und es war ihr schönster Traum, einst in diesem ihrem Eigentum mit ihrem Gotte allein zu sein.

Rosa, welche ihr volles Vertrauen genoß, gab sich die größte Mühe, ihr Geld zu verschaffen. Sie verkaufte heimlich die schönsten Früchte des Gartens; eben so ließ sie eine Menge alte Möbel vom Boden verschwinden, so daß sie schließlich dreihundert Frank zusammenbrachte welche sie mit triumphierender Miene ihrer Herrin übergab. Tief gerührt umarmte diese ihre alte Köchin.

„Ach! wie gut Du doch bist!“ sagte sie zu ihr Hoffentlich bist Du sicher, daß er nichts gesehen hat ... Neulich sah ich in der Rue des Orfévres kleine zierliche Meßkännchen aus ziseliertem Silber; sie kosten zweihundert Frank ... Du wirst mir doch einen Gefallen thun,

nicht wahr? Ich will sie nicht selbst kaufen, weil man mich am Ende hineingehen sähe; sage also Deiner Schwester, sie solle dieselben holen und Dir während der Nacht zum Küchenfenster hereinreichen."

Dieser Kauf der Meßkännchen, war für sie gleichsam eine verbotene Intrigue, welche ihr aber gerade deshalb den größten Genuß bereitete. Drei Tage lang hielt sie dieselben in einem Schranke verborgen und überreichte sie dann zitternd dem Abbé Faujas in der Sakristei von Saint-Saturnin. In halb freundschaftlichem halb vorwurfsvollem Tone erklärte dieser, er sei durchaus kein Freund von Geschenken, und sprach sich mit einer Verachtung über das Geld aus gerade wie ein Mensch, der nur nach Macht und Herrschaft trachtet. Während er in den beiden ersten Jahren mit seiner Mutter aus Not oft nur Wasser und Brot genossen hatte, war er Mourets nie auch nur um zehn Frank angegangen.

Martha entdeckte bald ein verborgenes sicheres Fleckchen für die ihr übrig bleibenden hundert Frank. Auch sie wurde jetzt geizig, berechnete ganz genau, wie sie dieses Geld verwenden könne und kaufte jeden Morgen etwas neues. Da teilte Rosa ihr mit, Frau Trouche wünsche sie speziell zu sprechen. Olympia nämlich, welche sich oft stundenlang in der Küche aufhielt, war die intime Freundin Rosas geworden, von der sie bisweilen sogar einige Sous lieh, um nicht erst wieder die Treppen hinaufsteigen zu müssen, wenn sie einmal ihr Portemonnaie vergessen hatte.

„Gehen Sie nur einmal zu ihr hinauf," setzte die Köchin hinzu; „mit Ihnen wird sie sich aussprechen können

.:. Es sind wirklich recht brave Leute und sie haben den Herrn Pfarrer auch sehr gern. Ich sage Ihnen, was diese Leute schon alles erlebt haben! Es bricht einem fast das Herz, wenn man Frau Olympia erzählen hört."

Martha fand Olympia oben in Thränen zerflossen. Sie seien viel zu gut, erklärte sie schluchzend, man habe sie deshalb nur ausgenutzt. Hierauf gab sie nun eine weitläufige Erklärung über ihre Geschäfte in Besançon, wo die Niederträchtigkeit eines Geschäftsteilhabers ihnen schwere Schulden aufgebürdet habe. Das Schlimmste dabei sei, daß die Gläubiger immer ungestümer würden und sie habe soeben einen Brief bekommen, in welchem man ihr drohe, man werde an den Maire oder an den Bischof von Plassans schreiben.

„Ich will ja gern alles dulden," fügte sie schluchzend hinzu; „wenn nur mein Bruder nicht mit kompromittiert würde ... Er hat schon zu viel für uns gethan und ich mag mit ihm nicht davon sprechen, denn er ist auch arm und würde sich dann unnötig quälen ... Mein Gott! wie soll ich es nur anfangen, damit jener Mensch nicht schreibt? Es wäre ja eine schreckliche Schmach, wenn ein solcher Brief an den Maire oder an den Bischof gelangte. Ja es wäre meines Bruders Tod; da kenne ich ihn zu genau."

Da traten auch Martha die Thränen in die Augen, gerührt drückte sie der Olympia die Hand und ohne daß diese etwas von ihr verlangte, bot sie ihr ihre hundert Frank an.

„Es ist allerdings wenig, aber vielleicht kann es

doch die schlimmste Gefahr abwenden," bemerkte sie schüchtern.

„Hundert Frank, hundert Frank," wiederholte Olympia; „o nein, mit hundert Frank wird er sich nie zufrieden geben."

Martha war außer sich und versicherte hoch und teuer, daß sie selbst nicht mehr habe. Sie vergaß sich sogar so weit, daß sie von den Meßkännchen sprach und erklärte, wenn sie dieselben nicht gekauft hätte, würde sie dreihundert Frank habe geben können. Hier leuchtete es sonderbar in den Augen der Frau Trouche auf.

„Dreihundert Frank verlangt er grade," sagte sie. „Sie würden meinem Bruder wahrlich einen größern Dienst erwiesen haben, wenn Sie ihm jenes Geschenk nicht gemacht hätten, welches doch nur fortan der Kirche gehört. Was für reizende Gegenstände haben ihm nicht schon die Damen von Besançon gebracht, ohne daß er davon auch nur den geringsten Nutzen hat! Schenken Sie also nichts mehr, es ist der reinste Diebstahl. Fragen Sie mich lieber um Rat, denn es giebt so viel verborgenes Elend zu lindern! Nein, hundert Frank werden nie genügen."

Nachdem sie eine halbe Stunde lang in diesem Tone gejammert hatte und dabei doch merken mochte, daß Martha wirklich nur hundert Frank besaß, nahm sie endlich dieselben an.

„Ich werde sie abschicken, um diesen Mann wenigstens einigermaßen zu befriedigen," murmelte sie, „aber lange wird er uns nicht in Ruhe lassen . . . Vor allen Dingen bitte ich Sie, meinem Bruder nichts davon zu sagen; es

würde sein Tod sein ... Ebenso ist es besser, wenn mein Mann von unsern Angelegenheiten nichts erfährt; er ist so stolz, daß er sicher eine Dummheit begehen würde, nur um mit Ihnen sich auszugleichen. Wir Frauen verstehen einander am besten."

Martha war über dieses Darlehen ganz glücklich und ihre Hauptsorge war künftighin, die dem Abbé Faujas drohende Gefahr von ihm abzuwenden. Sehr oft begab sie sich zu Olympia hinauf und sann mit dieser stundenlang über ein Mittel nach, die vermeintlichen Schulden zu tilgen. Olympia hatte ihr erzählt, daß zahlreiche Wechselschulden auf dem Priester lasteten und es einen schrecklichen Skandal hervorrufen würde, wenn jemals die Wechsel an einen Gerichtsbeamten in Plassans gelangten. Die Forderungen beliefen sich ihrer Aussage nach so hoch, daß sie sich lange weigerte es zu sagen, obgleich Martha unausgesetzt darauf drang. Eines Tages endlich sprach sie von zwanzigtausend Frank. Martha war wie vom Donner gerührt und entgegnete: zwanzigtausend Frank könne sie im ganzen Leben nicht auftreiben.

„Ich meine zwanzigtausend Frank im ganzen," setzte Olympia schleunigst hinzu; „aber wir würden schon zufrieden sein, wenn wir binnen zehn Jahren durch kleine Acontozahlungen die Schuld tilgen könnten. Die Gläubiger würden gern warten, wenn sie nur wüßten, daß sie ihrer Sache sicher wären ... Es ist wirklich bedauerlich, daß sich nicht eine Person findet, welche uns Vertrauen schenkt und uns den nötigen Vorschuß gewährt."

Dies war der gewöhnliche Gegenstand ihrer Unterhaltung. Olympia sprach auch oft von dem Abbé Fau-

jas, welchen sie ganz besonders zu achten schien. Sie erzählte Martha dabei die sonderlichsten Eigenheiten des Priesters; daß er weder das Kitzeln vertragen, noch auf der linken Seite schlafen könne; ferner, daß er auf der linken Schulter eine Flechte habe, welche im Mai rot erscheine, wie eine natürliche Frucht. Ohne sich durch diese Einzelheiten ermüden zu lassen, frug Martha lächelnd die junge Frau über ihre Kindheit und die ihres Bruders. Kam dann das Gespräch wieder auf den Geldpunkt, so beklagte sie sich in einer so bitteren Weise über Mouret, daß Olympia, dadurch kühn gemacht, ihn in ihrer Gegenwart nur noch den „alten Geizkragen" nannte. Oft schwatzten die beiden Frauen noch zusammen, wenn Trouche aus seinem Bureau nach Hause kam; in diesem Falle lenkten sie das Gespräch sofort auf einen andern Gegenstand. Trouche hatte ein würdevolles Aeußere, nie sah man ihn in einem Kaffeelokal und auch die Patronatsdamen des Jungfrauenstiftes waren sehr zufrieden mit ihm.

An gewissen Tagen trieb Olympia ihre erheuchelte Verzweiflung so weit, daß sie den Entschluß aussprach, sich zum Fenster hinauszustürzen, und so kam es, daß Martha, um ihr zu helfen, Rosa veranlaßte, alle alten außer Gebrauch gekommenen Gegenstände zu einem Trödler zu schaffen. Anfangs zeigten die beiden Frauen noch eine gewisse Schüchternheit und brachten während Mourets Abwesenheit die alten Stühle und Tische auf die Seite; später wagten sie sich auch an wertvollere Gegenstände, verkauften Porzellan, Schmucksachen, kurz alles, was verschwinden konnte, ohne gerade eine zu große Lücke hervorzubringen. So standen sie bald an einem verhängnis-

vollen Abhange und würden schließlich auf diese Weise das ganze Haus ausgeräumt haben, wenn Mouret nicht eines Tages die Köchin eine Diebin genannt und sie mit der Polizei bedroht hätte.

„Ich eine Diebin! Herr!“ rief sie. „Merken Sie sich einmal, was Sie da sagen! ... Wohl weil Sie mich einen Ring von Madame haben verkaufen sehen? Dieser Ring war mein Eigentum; Madame hatte mir ihn geschenkt, denn sie ist nicht so geizig wie Sie ... Sie dagegen schämen sich nicht, Ihre arme Frau darben zu lassen! Sie hat nicht einmal Schuhe anzuziehen. Neulich habe ich die Milchfrau bezahlen müssen ... Nun! ja doch, ich habe ihren Ring verkauft. Was ist denn dabei? Darf sie denn nicht einmal über ihren eigenen Ring verfügen? Sie kann ihn wohl zu Gelde machen, wenn Sie ihr nichts geben ... Ich würde das ganze Haus verkaufen, verstehen Sie? das ganze Haus! Es ist mir zu schmerzlich, sie ärmlich wie eine Bettlerin umhergehen zu sehen.“

Von nun an war Mouret stündlich auf seiner Hut; er verschloß alle Schränke und steckte die Schlüssel zu sich Wenn Martha fortging, spähte er mißtrauisch nach ihren Händen und befühlte sogar ihre Taschen, wenn er irgend eine verdächtige Aufbauschung unter ihrem Rocke bemerkte. Von dem Trödler kaufte er gewisse Gegenstände wieder zurück und stellte dieselben an ihren alten Platz, wobei er sie vor Marthas Augen säuberlich abwischte, um dieser die Diebereien Rosas ins Gedächnis zu rufen. Besonders quälte er sie wegen einer geschliffenen Kristallglasflasche, welche die Köchin für zwanzig Sous verkauft hatte und die früher bei jeder Mahlzeit auf dem Tische hatte stehen

müssen. Eines Vormittags beim Frühstück ließ die wütende Köchin dieselbe vor seinen Augen zu Boden fallen.

„Nun ist sie doch entzwei, Herr, nicht wahr?“ sagte sie, ihm ins Gesicht lachend.

Als er sie hierauf fortjagen wollte, schrie sie:

„Versuchen Sie es nur! .. Ich diene schon zwanzig Jahre bei Ihnen, Herr! und Madame würde dann sicher mit mir fortgehen!“

Martha, durch die üblen Ratschläge Rosas und auch Olympias aufs Äußerste getrieben, empörte sich schließlich selbst. Sie brauchte unbedingt fünfhundert Frank; denn schon acht Tage lang heulte Olympia ihr die Ohren voll und behauptete, daß wenn ihr am Ende des Monats nicht fünfhundert Frank zur Verfügung ständen, einer der vom Abbé Faujas unterzeichneten Wechsel „in einer Zeitung Plassans veröffentlicht werde“. Hierüber erschrack Martha dermaßen, daß sie alles zu wagen beschloß. Am selbigen Abende beim Zubettgehen verlangte sie von Mouret die fünfhundert Frank, und als dieser sie bestürzt anblickte, erzählte sie, wie sie in Marseille fünfzehn Jahre der Entsagung verlebt, wie sie dort mit der Feder hinter dem Ohre gleich einem Kommis hinter der Ladentafel gestanden habe.

„Wir haben zusammen das Geld verdient,“ sagte sie; „es gehört also uns beiden und ich fordere jetzt fünfhundert Frank.“

Da endlich brach Mouret sein Schweigen, und seine ganze leidenschaftliche Gesprächigkeit kam wieder zum Vorschein.

„Fünfhundert Frank!“ rief er. „Wohl für Deinen

Pfaffen? . . . Ich spiele jetzt nur den Dummen und schweige, weil ich zu viel zu sagen hätte. Aber deshalb dürft Ihr ja nicht glauben, mich fortwährend zum besten haben zu können . . . Fünfhundert Frank! Lieber gleich das ganze Haus! Es ist wahr, das Haus gehört ihm eigentlich schon, und nun will er auch das Geld haben, nicht wahr? Er hat Dir gesagt, Du sollest das Geld von mir verlangen? . . . Ich lebe jetzt in meinem eigenen Hause wahrlich wie in einem verdächtigen Walde, und schließlich wird man mir wohl noch das Taschentuch aus der Tasche stehlen. Ja, wenn ich einmal sein Zimmer durchsuchen könnte, so würde ich gewiß alle meine vermißten Sachen in seinen Schubkästen finden. Als ich gestern einmal den Überschlag machte, fehlten mir drei Unterhosen, sieben Paar Socken und vier oder fünf Hemden. Nichts gehört mir mehr, alles verschwindet . . . Nein! keinen Heller! merke Dir das!"

„Ich will fünfhundert Frank, denn die Hälfte des Vermögens gehört mir," wiederholte sie mit der größten Ruhe.

Nun wütete Mouret wohl eine Stunde lang und schrie sich fast müde in Vorwürfen. Er kannte jetzt seine Frau gar nicht mehr wieder, sie, die ihn vor der Ankunft des Pfaffen so sehr lieb hatte, ihm folgte und die Interessen des Hauses zu wahren suchte. Die Leute, welche sie gegen ihn aufhetzten, mußten wahrlich elende Charaktere sein. Endlich wurde seine Stimme schwach, gebrochen und kraftlos wie ein Kind sank er in einen Lehnstuhl.

„Willst Du mir den Schlüssel zum Sekretär geben?“ frug Martha.

Da nahm er seine letzten Kräfte zusammen, stand auf und rief:

„Du willst also alles nehmen, nicht wahr? Deine Kinder und mich im Elend verkommen lassen? ... Nun, so nimm es hin und rufe Rosa herbei, damit diese auch ihre Schürze füllen kann. Hier ist der Schlüssel.“

Mit diesen Worten warf er ihr den Schlüssel zu, und Martha verbarg denselben unter ihrem Kopfkissen. Bei dem Streite war sie ganz bleich geworden; denn es war der erste Zank, welchen sie mit ihrem Manne hatte. Darauf legte sie sich zu Bett, während er die ganze Nacht in dem Lehnstuhle zubrachte. Gegen Morgen hörte sie ihn laut schluchzen und sicherlich hätte sie ihm jetzt den Schlüssel wiedergegeben, wenn er nicht wie toll in den Garten geeilt wäre, obwohl es noch tiefe Nacht war.

Mit der Zeit schien allmählich der Frieden wiederzukehren und der Sekretärschlüssel erhielt seinen Platz an einem Haken neben dem Spiegel. Martha, welche nicht gewohnt war, große Summen zu sehen, hegte eine gewisse Scheu vor dem Gelde. Anfangs war sie äußerst verschwiegen, ja verschämt, wenn sie den Schubkasten öffnete in welchem Mouret stets etwa zehntausend Frank für seine Weinankäufe aufbewahrte. Sie nahm jedesmal gerade nur soviel als sie brauchte. Übrigens gab Olympia ihr den vortrefflichen Rat: da sie jetzt den Schlüssel habe, müsse sie sich sparsam zeigen, und wenn sie sah, wie Martha vor dem „Schatze“ zitterte, hörte sie sogar oft

längere Zeit auf, ihr von den Schulden in Besançon zu erzählen.

Mouret indeß verfiel wieder in sein düsteres Schweigen; denn jetzt hatte ihn ein noch viel heftigerer Schlag getroffen, als seiner Zeit, da Serge ins Seminar ging. Seine Freunde, jene kleinen Rentiers, welche regelmäßig von vier bis sechs Uhr auf der Promenade Sauveire spazieren gingen, gerieten in ernste Sorge um ihn, wenn sie ihn so niedergeschmettert einherwanken sahen.

„Es wird bedenklich mit ihm," murmelten sie; „als vierzigjähriger Mann! es ist unbegreiflich. Sein Verstand wird schließlich wohl noch ganz und gar verloren gehen."

Er schien dagegen gar nicht mehr auf die böswilligen Anspielungen zu hören, welche man über ihn machte. Wenn man ihn direkt nach dem Abbé Faujas frug, errötete er flüchtig und entgegnete, es sei ein guter Mieter, der seinen Zins äußerst pünktlich bezahle. Hinter seinem Rücken aber spöttelten seine Freunde, wenn sie im Sonnenschein auf irgend einer Bank saßen.

„Eigentlich geschieht ihm ganz recht," sagte ein ehemaliger Mandelhändler. „Sie erinnern sich wohl, wie begeistert er stets für den Pfarrer war und diesen in ganz Plassans lobte. Wenn man ihn heute auf diesen Gegenstand bringt, macht er eine bedenkliche Miene."

„Trotz alledem," bemerkte ein ehemaliger Gerbermeister halblaut, „ist Mouret nicht klug; ich würde den Pfaffen zum Hause hinausjagen."

In der Stadt blieben diese Verläumdungen, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher gewisse Personen dieselben zu verbreiten bemüht waren, auf einen kleinen Kreis

geschwätziger müßiger Leute beschränkt. Wenn der Abbé sich geweigert hatte, das Pfarrhaus zu beziehen, und statt dessen lieber bei Mourets geblieben war, so konnte dies, wie er selbst sagte, nur in seiner Liebe zu dem schönen Garten begründet sein, wo er so ungestört sein Brevier lesen konnte. Seine große Frömmigkeit, sein strenger Lebenswandel, seine Abneigung gegen die Koketterien, welche Priester sich so oft erlauben, erhoben ihn über allen Verdacht. Die Mitglieder des Jugendklubs beschuldigten den Abbé Fenil, er sinne darauf, jenen zu schaden. Die ganze neue Stadt übrigens gehörte ihm und auch das Sankt-Markusviertel stand auf seiner Seite. Trotzdem schüttelte er nachdenklich mit dem Kopfe, wenn Frau Rougon ihm einmal sagte, er könne nun alles wagen.

„Noch ist nichts fest," murmelte er; „ich traue nicht. Ein Strohhalm könnte schließlich das ganze Gebäude zum Falle bringen."

Martha machte ihm schon längere Zeit große Sorge; denn er fühlte sich nicht im Stande, jenes Frömmigkeitsfieber zu stillen, welches in ihr brannte. Diese so nützliche Frau, diese geachtete Verstandsdame konnte ihm noch einmal zum Unheil gereichen. Es wütete in ihr ein Feuer, welches, allmählich ihr ganzes Wesen durchdringend, Kopf und Herz ergriff. Ihr Gesicht nahm einen sonderbaren verzückten Ausdruck an, ihre Hände begannen zu zittern und zuweilen durchbebte ein trockener Husten ihren ganzen Körper, ohne daß sie dessen vernichtende Wirkung zu spüren schien. Da ward er barsch gegen

sie, wies ihre sich ihm darbietende Ergebung zurück und verbot ihr, nach Saint-Saturnin zu kommen.

„In der Kirche herrscht eine eisige Kälte," sagte er; „Sie husten zu sehr und ich will nicht, daß Ihr Übel dadurch schlimmer werde."

Sie aber versicherte, es sei nur eine ganz ungefährliche Halsentzündung. Dennoch beugte sie sich seinem Willen und nahm dieses Verbot des Kirchenbesuches als eine wohlverdiente Strafe hin, die ihr die Himmelsthür verschlossen. Sie schluchzte, hielt sich schon für ewig verdammt und unwillkürlich schlich sie, sobald der Freitag kam, in die Kapelle Saint-Michel, wo sie ihre glühende Stirn gegen die Holzwand des Beichtstuhles preßte. Stumm und zu Boden geschmettert blieb sie hier knieen, während der Abbé Faujas sie wütend eine unwürdige Tochter über die andere nannte, und wenn er sie endlich fortschickte, entfernte sie sich mit dem frohen Gefühle einer gewissen Erleichterung.

Der Priester befürchtete sehr viel von der in der Kapelle Saint-Michel herrschenden Dunkelheit. Er ließ deshalb den Doktor Porquier sich ins Mittel schlagen und dieser brachte Martha soweit, daß sie fortan in dem kleinen Betzimmer des Jungfrauenstiftes ihre Beichte ablegte. Der Abbé Faujas versprach, sie jeden zweiten Sonnabend dort zu erwarten.

Dieses Betzimmer, ein geräumiges weßgetünchtes Gemach mit vier mächtigen Fenstern, machte einen so heitern Eindruck, daß er sich davon sehr viel für die überspannte Einbildung seines Beichtkindes versprach. Hier glaubte er sie vollends beherrschen und eine ergebene

Dienerin aus ihr machen zu können, ohne daß er einen Skandal zu fürchten hatte. Übrigens, um allen unlauteren Gerüchten die Spitze zu brechen, beschloß er, daß jedesmal seine Mutter Martha begleitete. Während er nun bei letzterer Beichte hörte, blieb Frau Faujas an der Thür stehen und strickte, um keine Zeit zu verschwenden.

„Liebes Kind,“ sagte sie oft zu jener, wenn sie zusammen auf dem Rückwege durch die Rue de Balande gingen, „heute habe ich Ovid wieder recht laut reden hören. Sie scheinen ihn doch gar nicht zufrieden zu stellen, oder können Sie ihn etwa nicht leiden? Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde ihm die Schuhsohlen küssen ... Ich werde Sie schließlich verachten müssen, wenn Sie ihm nur Kummer bereiten.“

Martha senkte das Haupt; sie fühlte sich Frau Faujas gegenüber tief beschämt, und es regte sich in ihr sogar eine gewisse Eifersucht, diese Frau stets zwischen sich und dem Priester zu sehen. Außerdem fühlte sie sich durch die finstern Blicke der alten Dame tief betroffen, durch diese so vielsagenden und doch zugleich so beunruhigenden Blicke.

Der schlechte Gesundheitszustand Marthas war eine genügende Erklärung für ihre Zusammenkünfte mit dem Abbé Faujas im Betzimmer des Jungfrauenstiftes und der Doktor Porquier versicherte, sie folge dabei seiner Verordnung. Diese Bemerkung rief bei den Spaziergängern der Promenade lebhafte Heiterkeit hervor.

„Gleichviel,“ sagte Frau Palogue zu ihrem Manne, als sie eines Tages Martha in Gesellschaft der Frau Faujas die Rue Balande herabkommen sah, „ich möchte

wirklich einmal von einem verborgenen Winkel aus belauschen, was der Pfarrer mit seiner Liebsten macht . . . Es ist drollig, wenn sie von ihrem heftigen Schnupfen spricht! Als ob ein Schnupfen hinderlich wäre, in die Kirche zur Beichte zu gehen. Ich bin auch schon verschnupft gewesen und habe mich deshalb nicht mit den Abbés in Kapellen versteckt.“

„Es ist unrecht von Dir, Dich in die Angelegenheiten des Abbé Faujas zu mischen,“ entgegnete der Richter. „Man hat mich gewarnt und mir gesagt, dieser Mann muß schonend behandelt werden; mit Deiner Gehässigkeit wirst Du uns noch hindern, zu unserm Ziele zu gelangen.“

„Nun!“ erklärte sie erbittert, „jene haben mich mit Füßen getreten; daher sollen sie nun von mir etwas erfahren . . . Der Abbé Faujas ist ein ganz dummer Kerl. Glaubst Du vielleicht, der Abbé Fenil würde sich nicht erkenntlich zeigen, wenn ich den Pfarrer mit seiner Schönen in traulichem Beisammensein ertappte? Ein solcher Skandal sollte ihm sauer zu stehen kommen . . .“

Vierzehn Tage später, an einem Sonnabende, stand Frau Palogue an einem Fenster auf der Lauer, als Martha aus dem Hause trat. Als die beiden Frauen an der Ecke der Rue Taravelle verschwunden waren, zog sie höhnisch ihre Handschuhe an und schritt langsam über den Präfekturplatz. An dem Hause der Frau von Condamine angelangt, stieg in ihr der Gedanke auf, ob es nicht gut wäre, diese abzuholen; allein schnell besann sie sich eines besseren, indem sie es für viel vorteilhafter hielten, ih jeden Zeugen zu gehen.

„Ich habe ihnen nun Zeit gelassen, bei ihren groben Sünden anzukommen und glaube, mich jetzt vorstellen zu können," brummte sie vor sich hin, nachdem sie eine Viertelstunde gegangen war.

Nun beeilte sie ihre Schritte. Sie kam oft nach dem Jungfrauenstift, um sich mit Trouche über verschiedene Abrechnungen zu verständigen. Anstatt nun aber in das Kabinet des Beamten einzutreten, ging sie den Korridor entlang, die Treppe hinauf und direkt nach dem Betzimmer. Vor der Thür saß Frau Faujas und strickte. Die Frau des Richters, welche dieses Hindernis schon vorausgesehen hatte, schritt gerade auf die Thür zu, als hätte sie im Zimmer ein eiliges Geschäft zu erledigen. Aber noch ehe sie den Thürdrücker in der Hand hatte, war sie von der alten Frau mit außerordentlicher Gewalt bei Seite gedrängt worden.

„Wohin wollen Sie?" frug diese mit ihrer rauhen bäuerlichen Stimme.

„Ich kann hingehen, wo es mir beliebt," entgegnete Frau Palogue, vor Zorn bebend. „Sie sind ein unverschämtes brutales Weib... Lassen Sie mich vorbei! Ich bin die Schatzmeisterin des Jungfrauenstiftes, und als solche habe ich das Recht, überall Eintritt zu verlangen."

Frau Faujas stand gegen die Thür gelehnt, rückte ruhig ihre Brille wieder zurecht, nahm den Strickstrumpf zur Hand und entgegnete kurz angebunden:

„Nein, Sie werden hier nicht eintreten."

„Ah! und warum nicht, wenn ich bitten darf?"

„Weil ich nicht will."

Da merkte die Frau des Richters, daß ihr Plan verfehlt sei, und wutentbrannt stotterte sie:

„Ich kenne Sie gar nicht und weiß also nicht, was Sie hier zu suchen haben. Ich könnte jetzt um Hülfe rufen und Sie arretieren lassen, denn Sie haben mich geschlagen. Es scheinen recht nette Dinge hinter der Thür getrieben zu werden, weil Sie damit beauftragt sind, nicht einmal die Leute hinein zu lassen, welche ins Haus gehören. Ich gehöre ins Haus, verstehen Sie? ... Lassen Sie mich vorbei, oder ich rufe alle Leute herbei."

„Rufen Sie, wen Sie wollen," versetzte die Alte achselzuckend. „Ich habe Ihnen gesagt, Sie dürfen nicht herein, ich will es nicht ... Weiß ich denn, daß Sie zum Hause gehören? Kurz und gut, es darf niemand hinein ... Das ist meine Pflicht."

Da verlor Frau Palogue die Fassnng und rief:

„Ich brauche gar nicht hineinzugehen; ich weiß schon genug. Sie sind die Mutter des Abbé Faujas, nicht wahr? Nun! da scheinen Sie ein nettes Geschäft zu treiben! ... Sicherlich, ich mag nicht hinein, ich habe keine Lust, mich in solche unsaubere Geschichten zu mengen."

Frau Faujas legte ihren Strickstrumpf bei Seite, schaute sie durch ihre Brille mit funkelnden Blicken an und stand da, als wollte sie auf jene losstürzen, um ihr den Mund zu stopfen. In demselben Augenblicke aber wurde rasch die Thür geöffnet, und der Abbé Faujas erschien auf der Schwelle.

„Nun! Mutter," frug er, „was giebt es denn?"

Die Alte senkte den Kopf und wich scheu zurück wie ein Hund, welcher sich geduckt hinter seinen Herrn schleicht.

„Sie hier, liebe Frau Palogue," fuhr der Priester fort. „Sie wünschen mich wohl zu sprechen?"

Nur mit der größten Anstrengung gelang es der Frau des Richters, ein Lächeln zu erheucheln, und sie entgegnete in halb liebenswürdigem, halb verbittertem Tone:

„Wie! Sie sind es, Herr Pfarrer? Ach! wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht so dringend geworden. Ich wollte nur einmal unser Altartuch besehen, welches nicht mehr in gutem Zustande sein soll. Sie wissen ja, daß ich stets die gute Haushälterin bin und auf die geringsten Kleinigkeiten bedacht nehme. Aber da Sie beschäftigt sind, so will ich Sie durchaus nicht stören. Besorgen Sie nur Ihre Angelegenheiten, das Haus steht Ihnen vollständig zur Verfügung. Die liebe Frau brauchte mir nur ein Wort davon zu sagen, so hätte ich Sie vollständig in Ruhe gelassen."

Frau Faujas ließ ein leises Brummen hören, aber ein einziger Blick ihres Sohnes brachte sie zum Schweigen.

„Bitte, treten Sie ein," fuhr er fort; „Sie stören mich nicht im Geringsten. Ich beichtete nur Frau Mouret, welche ein wenig leidend ist . . . Kommen Sie doch! Das Altartuch könnte in der That erneuert werden."

„Nein, nein, ich werde wieder kommen," wiederholte sie; „ich bin außer mir, Sie gestört zu haben. Fahren Sie fort, Herr Pfarrer."

Dennoch trat sie ein, und während sie mit Martha das Altartuch betrachtete, sagte der Geistliche mit leiser Stimme, aber in vorwurfsvollem Tone zu seiner Mutter:

„Warum hast Du sie denn zurückgehalten, Mutter?

Ich habe Dir doch nicht aufgetragen, die Thür zu bewachen."

Wie ein störrisches Tier starrte sie vor sich hin und murmelte:

„Nur über mich hinweg wäre sie zur Thür hineingelangt."

„Aber warum denn?"

„Weil . . . Höre mich an, Ovid', sei nicht böse; Du weißt, daß es mein Tod ist, wenn Du böse bist . . . Du hattest mir doch gesagt, ich solle unsere Hauswirtin hierher begleiten, nicht wahr? Nun wohl! Da habe ich gedacht, Du bedürfest meiner, um vor Neugierigen sicher zu sein. Deshalb habe ich mich auch hierhergesetzt und ich bürge Dir dafür, ihr hättet thun können, was ihr wolltet, es wäre niemand hineingekommen."

Er begriff, was sie damit meinte, erfaßte ihre Hand und frug leidenschaftlich:

„Wie, Mutter, das hast Du vermuten können . . .?"

„Ich habe gar nichts vermutet," entgegnete sie mit erstaunlicher Unbefangenheit. „Du kannst thun, was Du willst, und alles was Du thust, ist gut, siehst Du; Du bist mein Sohn . . . Ich würde für Dich durchs Feuer gehen."

Aber er schien nicht mehr zu hören; er hatte die Hände seiner Mutter losgelassen und sah derselben mit nachdenklicher tiefernster Miene ins Gesicht.

„Nein, niemals, niemals," entgegnete er stolz. „Du täuschest Dich, Mutter . . . Die Reinen sind die einzig Starken."

Sechzehntes Kapitel.

Desirée zählte bereits siebzehn Jahre; aber noch immer verriet ihr nichtssagendes Lachen das geistesschwache Geschöpf. Sie war zu einem großen schönen Mädchen herangereift, und alle ihre Körperformen zeigten die Fülle und Rundung einer ausgebildeten Frau. Sie wuchs heran wie eine Pflanze, froh ihres Daseins und unbekümmert um das Unglück, welches über dem Hause schwebte.

„Du lachst ja gar nicht," pflegte sie zu ihrem Vater zu sagen. „Willst Du etwas Seil springen? Das macht Spaß!"

Sie hatte ein ganzes Viertel des Gartens für sich in Anspruch genommen; dort grub sie, pflanzte allerlei Gemüse und begoß dieselben. Derartige grobe Arbeiten machten ihr Vergnügen. Später hatte sie auch Hühner gehalten, welche ihr Gemüse fraßen und die sie mit mütterlicher Sorgfalt pflegte. Leider beschmutzte sie sich bei diesem Spielen auf eine schreckliche Weise.

„Sie ist der reine Wischlappen!" rief Rosa entrüstet. „Daß sie mir nur ja nicht wieder in die Küche kommt,

denn überall schleppt sie den Schmutz hin... Wahrlich Madame, es ist schade, daß Sie Ihre Tochter so sauber kleiden; an Ihrer Stelle ließe ich sie ruhig in ihrem Schmutze umherpatschen."

Martha war so sehr in ihre Frömmelei vertieft, daß sie gar nicht mehr darauf sah, ob Desirée die Leibwäsche wechselte oder nicht. Das Mädchen trug bisweilen dasselbe Hemd drei Wochen lang; ihre Strümpfe, welche über die niedergetretenen Schuhe herabhingen, hatten keine Fersen mehr; ihre jämmlichen Kleider sahen aus wie die eines Lumpenkindes.

Eines Tages mußte Mouret selbst zur Nadel greifen, um ihr auf dem Rücken von oben bis unten gesprengtes Kleid auszubessern. Sie dagegen freute sich, wenn sie halb nackt, mit losem Haar und schmutzigem Gesicht umherrennen konnte.

Schließlich bekam selbst Martha einen gewissen Abscheu vor ihr. Wenn sie, mit Kirchendunst beladen, aus der Messe kam, ärgerte sie sich über den unangenehmen erdigen Geruch, welchen ihre Tochter verbreitete. Schon nach dem Frühstück schickte sie dieselbe in den Garten; sie war ihr unausstehlich und machte sie besorgt, besonders durch diese strotzende Gesundheit und dieses helle Lachen, welches sich über alles lustig machte.

„Mein Gott! wie ärgere ich mich doch über dieses Mädchen!" murmelte sie zuweilen mit einer Miene der Erschöpfung.

Als Mouret sie so klagen hörte, entgegnete er aufgebracht:

„Nun, wenn sie Dir im Wege ist, so kann man sie ja aus dem Hause schaffen, wie die beiden andern.“

„Wahrhaftig! ich würde zufrieden sein, wenn sie nicht mehr da wäre,“ bemerkte sie kurz.

Gegen Ende des Sommers erschrak Mouret eines Nachmittags, als er Desirée nicht mehr hörte, welche einige Minuten zuvor noch einen wilden im Schrei Garten ausgestoßen hatte. Er eilte zur Stelle und fand, daß sie von einer Leiter zu Boden gestürzt war; glücklicherweise war der Sturz durch die Sträucher bedeutend gemildert worden. Mouret war außer sich, hob sie auf seinen Arm und rief Hilfe herbei. Er hielt sie anfangs für tot; aber bald kam sie wieder zu sich und versicherte, sie habe sich keinen Schaden gethan; ja sie wollte sogar wieder die Leiter besteigen.

Unterdessen war Martha die Freitreppe herabgeeilt, und als sie Desirée lachen hörte, sagte sie ärgerlich:

„Das Mädel ist noch mein Tod; sie macht nichts als Dumheiten, um mich zu erschrecken. Ich bin sicher, daß sie sich absichtlich zu Boden geworfen hat. Es ist nicht mehr zum Aushalten. Ich werde mich künftighin ganz in mein Zimmer zurückziehen oder gleich früh fortgehen und erst abends wiederkommen ... Ja, lache nur, Du große Triene! Man sollte es nicht für möglich halten, daß jemand ein solches Geschöpf in die Welt setzen kann!“

„Das ist gewiß, fügte Rosa hinzu, welche aus der Küche herbeigeeilt war, „sie bringt uns in arge Verlegenheit, und es ist wahrlich nicht zu hoffen, daß man sie jemals verheiraten kann.“

Mouret, den diese Worte tief erschütterten, sah die

beiden mit offenen Blicken an und ohne ein Wort zu erwidern, blieb er mit dem jungen Mädchen im Garten. Am folgenden Vormittage war weder Martha noch Rosa zu Hause; beide gingen, um eine Stunde von Plassans in einer dem heiligen Januarius geweihten Kapelle die Messe zu hören, einer Kapelle, nach welcher an diesem Wallfahrtstage alle Betschwestern von Plassans hinauspilgerten. Als sie nach Hause kamen, trug die Köchin schnell ein kaltes Frühstück auf, und Martha aß bereits einige Minuten, als sie erst merkte, daß ihre Tochter nicht am Tische saß.

„Desirée hat wohl keinen Hunger?“ frug sie; „warum frühstückt sie denn nicht mit uns?“

„Desirée ist nicht mehr hier,“ erwiderte Mouret, der keine Speise anrührte; „ich habe sie heute früh nach Saint-Eutrope zu ihrer Amme geführt.“

Sie erbleichte, legte ihre Gabel aus der Hand und sagte überrascht:

„Du hättest mich doch erst um Rat fragen können.“

Er aber, ohne hierauf besonders zu antworten, fuhr fort:

„Bei ihrer Amme ist sie gut aufgehoben. Diese brave Frau hat sie sehr gern und wird schon über sie wachen. Nun wird Dich also das Mädchen nicht mehr ärgern und alle werden zufrieden sein.“

Da Martha noch immer schwieg, setzte er hinzu:

„Wenn es Dir im Hause noch nicht ruhig genug ist, so brauchst Du es mir nur zu sagen; dann gehe ich auch meiner Wege.“

Jetzt erhob sie sich, und ein eigentümliches Feuer

leuchtete in ihren Augen. Er hatte sie soeben dermaßen gekränkt, daß sie die Hand ausstreckte, als wollte sie ihm die Flasche an den Kopf werfen. In ihrer so lange Zeit knechtisch folgsamen Natur erwachten unbekannte Leidenschaften; der Haß empörte sich gegen diesen Mann, der wie ein böses Gewissen unaufhörlich sie umschlich. Darauf begann sie wieder zu essen, ohne fernerhin ihre Tochter zu erwähnen. Mouret hatte seine Serviette zusammengefaltet; er blieb vor ihr sitzen, lauschte dem Geräusche ihrer Gabel und ließ dabei seine Blicke langsam in dem Speisezimmer umherschweifen, das einst von dem Lärm der fröhlichen Kinderstimmen wiederhallte, jetzt dagegen einsam und traurig erschien. Das Ganze kam ihm wie verwaist vor, und die Thränen traten ihm in die Augen, als Martha bei Rosa das Dessert bestellte.

„Ihnen schmeckt's, Madame, nicht wahr?“ sagte letztere, indem sie einen Teller brachte. „Wir sind aber auch tüchtig gelaufen! . . . Wenn der Herr, anstatt hier den Heiden zu spielen, mit uns gekommen wäre, würde er sicherlich nicht zugegeben haben, daß Sie die Hammelkeule allein verzehrten.“

Ohne sich in ihrem Geschwätz zu unterbrechen, wechselte sie die Teller.

„Die Kapelle des heiligen Januarius ist sehr hü sch nur zu klein . . . Sie haben doch auch die Damen bemerkt, welche zu spät kamen; diese mußten draußen auf dem Rasen niederknieen . . . Besonders unbegreiflich ist es mir, daß Frau von Condamine zu Wagen kam; das kann man doch keine Wallfahrt nennen . . . Wir haben

immerhin einen schönen Vormittag verbracht, nicht wahr, Madame?“

„Ja, ein schöner Vormittag,“ bestätigte Martha. „Die Predigt des Abbé Mousseau war sehr rührend.“

Als auch Rosa die Abwesenheit Desirées bemerkte und auf ihr Befragen die Abreise des Mädchens erfuhr, rief sie aus:

„Meiner Treu! da hat der Herr einen guten Gedanken gehabt... Sie nahm mir immer alle meine Kasserolen weg, um damit ihren Salat zu begießen... Nun kann man wenigstens einmal wieder aufatmen.“

„Ohne Zweifel,“ bemerkte Martha, welche gerade eine Birne schälte.

Mouret glaubte ersticken zu müssen und verließ das Speisezimmer, ohne auf Rosa zu hören, welche ihm nachrief, der Kaffee werde sogleich fertig sein. Martha, welche nun allein war, verzehrte ruhig vollends ihre Birne. Als die Köchin gerade den Kaffee hineintrug, kam Frau Faujas die Treppe herab.

„Gehen Sie doch hinein,“ sagte Rosa zu ihr; „Sie können Madame Gesellschaft leisten und den Kaffee unseres Herrn trinken, der soeben wie besessen davongelaufen ist.“

Die Alte setzte sich nun an Mourets Platz.

„Ich glaubte, Sie tränken überhaupt keinen Kaffee,“ bemerkte sie, indem sie nach dem Zucker reichte.

„Ja, früher allerdings,“ antwortete Rosa, „als der Herr noch die Kasse hatte... Jetzt wäre es wirklich Unsinn von Madame, sich dessen zu enthalten, was sie gern hat.“

So plauderten sie über eine Stunde lang. Martha war ganz gerührt und erzählte schließlich Frau Faujas ihren Kummer: daß ihr Mann soeben mit ihr einen schrecklichen Auftritt gehabt habe, nur wegen ihrer Tochter, welche er eigensinnigerweise zu ihrer Amme geschafft habe. Zugleich setzte sie zu ihrer Entschuldigung hinzu, sie habe das Mädchen sehr lieb und werde es auch eines Tages besuchen.

„Die Kleine war allerdings etwas störend,“ flüsterte Frau Faujas. „Ich habe sie oft bedauert, und mein Sohn würde bald sogar darauf verzichtet haben, im Garten sein Brevier zu lesen, weil sie ihn durch ihren Lärm störte.“

Von diesem Tage an sprachen Martha und Mouret bei Tische kein Wort mehr zusammen. Der Herbst war sehr feucht, eine melancholische Düsterkeit herrschte im Speisezimmer und man hätte, wie Rosa zu sagen pflegte, glauben können, es sei jemand gestorben.

„Jawohl,“ sagte sie oft, wenn sie die Speisen auftrug, „man braucht gar nicht viel Geräusch zu machen... Bei solchen Verhältnissen läuft man wirklich nicht Gefahr, sich heiser schreien zu müssen ... Seien Sie doch lustig, Herr; Sie sehen ja aus, wie einer, der zu Grabe geht. Madame wird sich über Sie wohl noch zu Schanden ärgern; denn es ist nicht gut für die Gesundheit, beim Essen nicht zu reden.“

Als die ersten Fröste eintraten, bot Rosa, welche sich überhaupt sehr für Frau Faujas zu interessieren schien, dieser an, sie möge doch mit in ihrer Küche kochen. In der ersten Zeit nun brachte die Alte auch dann und wann

einen Topf Wasser herunter, um denselben warm zu stellen, indem sie bemerkte, sie habe kein Feuer und ihr Sohn wolle sich schnell rasieren. Sodann borgte sie Plätteisen, benutzte eine Kasserole oder bat sich die Bratpfanne aus; schließlich, da sie oben keinen passenden Heerd zur Verfügung hatte, nahm sie das Anerbieten Rosas an, welche ihretwegen ein Holzfeuer anzündete, um einen ganzen Hammel zu braten.

„Genieren Sie sich nur nicht,“ wiederholte sie, indem sie selbst den Braten umwendete. „Die Küche ist groß, nicht wahr? Hier ist ganz gut Platz für zwei Personen ... Ich begreife nicht, wie Sie es bis jetzt haben fertig bringen können, vor dem Kamin auf einem elenden Blechofen zu kochen ... Herr Mouret hat aber auch wirklich recht lächerliche Ansichten; denn ein vernünftiger Mensch wird nie eine Wohnung ohne Küche vermieten. Sie müssen in der That recht genügsame Leute sein.“

Allmählich kam es dahin, daß Frau Faujas ihre sämmtlichen Mahlzeiten in der Küche Mourets bereitete. In der ersten Zeit lieferte sie Kohlen, Oel und Gewürze selbst; aber später, wenn sie einmal irgend etwas vergessen hatte, nötigte die Köchin sie, einfach das Fehlende sich aus dem Schranke zu nehmen.

„Sehen Sie, da steht die Butter. Ihre Messerspitze voll macht uns noch lange nicht arm. Sie wissen doch, daß Ihnen alles hier zur Verfügung steht ... Madame würde mich schelten, wenn ich es Ihnen an irgend etwas fehlen ließe.“

Auf diese Weise entspann sich zwischen Rosa und Frau Faujas eine intime Freundschaft; die Köchin war

entzückt, in ihr immer eine Person um sich zu haben, welche ruhig ihr Geschwätz anhörte. Uebrigens vertrug sie sich auch vortrefflich mit der Mutter des Priesters deren Kattunkleider, deren weiches Gesicht und volkstümliche Grobheit sie beinahe auf gleichen Fuß mit ihr stellten. Oft saßen sie noch stundenlang zusammen, nachdem das Feuer im Ofen längst erloschen war. Frau Faujas erlangte bald eine unbedingte Herrschaft in der Küche; sie bewahrte ihre unergründliche Ruhe und ließ sich stets gerade das erzählen, was sie zu erfahren wünschte. Sie gab ihre Meinung über die Gerichte und kostete dieselben, ehe sie ins Speisezimmer gelangten; oft legte Rosa einen ganz besonders für den Abbé bestimmten Leckerbissen bei Seite, bald Zuckeräpfel, bald wieder eine Mehlspeise oder einen Pfannkuchen. Schließlich trat eine Verwirrung unter den Küchenvorräten ein, daß oft die Köchin, wenn sie ein Gericht hinaustragen wollte, lachend ausrief:

„Hören Sie, Madame, gehören die Eier dort auf dem Teller Ihnen? Ich weiß wirklich nicht mehr genau! ... Wahrlich! es wäre am allerbesten, wenn man gleich zusammenspeiste."

Am Allerheiligentage frühstückte der Pfarrer Faujas zum ersten Male im Speisezimmer bei Mourets. Er hatte es gerade sehr eilig, denn er mußte nach Saint-Saturnin zurück; damit er nun weniger Zeit verliere, rief Martha ihn an den Tisch mit dem Bemerken, seine Mutter brauche dann nicht erst die zwei Treppen hinaufzusteigen. Bereits nach einer Woche war es etwas ganz Gewöhnliches, daß die beiden Faujas zu jeder Mahlzeit herabkamen, sich gemütlich an den Tisch setzten und

meistens bis zum Kaffee da blieben. In den ersten Tagen herrschte noch eine gewisse Verschiedenheit in den beiden Küchen; aber bald erklärte Rosa, das sei „zu dumm,“ sie können ganz gut für vier Personen kochen und werde es schon mit Frau Faujas ausmachen.

„Sie haben gar keine Ursache, sich bei mir zu bedanken,“ fügte sie hinzu. „Sie sind stets so freundlich, herabzukommen und Madame Gesellschaft zu leisten; auch bringen Sie wenigstens ein bischen Heiterkeit ins Ganze ... Ich wagte gar nicht mehr, das Speisezimmer zu betreten: es schien mir immer, als käme ich in ein Sterbezimmer. Kurz, es war schrecklich ... Wenn der Herr jetzt schmollt, um so schlimmer für ihn! denn da schmollt er für sich allein.“

Fortan sorgte Rosa für eine behagliche Wärme im Zimmer, noch nie bisher hatte sie so saubere Tischwäsche aufgedeckt, wie jetzt und den Stuhl des Herrn Pfarrers stellte sie in die Nähe des Ofens, so daß er das Feuer im Rücken hatte. Seinem Glase, seinem Messer und seiner Gabel widmete sie eine ganz besondere Aufmerksamkeit und sobald das Tischtuch auch nur das geringste Fleckchen zeigte, sah sie darauf, daß diese Stelle nicht auf seine Seite zu liegen kam.

Wenn sie ihm einmal eines seiner Lieblingsgerichte aufgespart hatte, machte sie ihn im voraus darauf aufmerksam, damit er seinen Appetit nicht verderbe. Manchmal wieder bereitete sie ihm eine Ueberraschung; sie brachte das Gericht verdeckt, und nachdem sie erst fragend umhergeblickt hatte, fragte sie mit triumphierender Miene:

„Hier ist für den Herrn Pfarrer eine mit Oliven farcierte Ente, wie er sie gern ißt . . . Madame, Sie geben doch dem Herrn Pfarrer das Bruststück, nicht wahr?“

Martha reichte nun den Leckerbissen umher, wobei sie den Geistlichen durch ihre bittenden Blicke zu bewegen suchte, die besten Stücke zu nehmen. Stets machte sie bei ihm den Anfang, wobei sie mit der Gabel in der Schüssel umher fuhr, während Rosa, über ihre Schulter gebeugt, ihr mit dem Finger dasjenige bezeichnete, was sie für das beste hielt. Oft stritten sie sich sogar darüber, welcher Teil eines gebratenen Huhnes oder eines Hasen vorzuziehen sei. Rosa schob regelmäßig ein gesticktes Kissen unter die Füße des Priesters und Martha verlangte, daß er seine besondere Flasche Bordeaux und sein besonderes Brot bekomme, ein reizendes Gebäck, welches sie täglich extra beim Bäcker bestellte.

„Ach! das ist ja nur eine kleine Gabe,“ sagte Rosa, wenn der Abbé sich bei ihnen bedankte. „Wer sollte denn gut leben, wenn nicht solche edle Herzen, wie Sie, es bequem haben sollten? Lassen Sie das nur gut sein, der liebe Gott wird schon Ihre Schulden bezahlt machen.“

Frau Faujas, welche ihrem Sohne gegenüber am Tische saß, lächelte über derartige Schmeicheleien. Sie gewann allmählich Martha und Rosa lieb, wobei sie übrigens deren Verehrung für den Abbé ganz natürlich fand und die beiden für sehr glücklich hielt, so vor ihrem Abgott auf den Knieen zu liegen. Sie aß langsam und viel, wie eine Bäuerin, welcher eine schwere Arbeit bevorsteht, dabei entging aber ihren Blicken nicht das ge=

ringste und sie beobachtete ganz genau, ob Martha in ihrer unterwürfigen Rolle bleibe, während sie dann und wann ihrem Sohne einen Blick froher Genugthuung zuwarf. Wenn sie sprach, so erklärte sie nur in wenigen Worten den Geschmack des Abbé, oder sie machte den höflichen Weigerungen ein Ende, welche er zuweilen noch wagte. Manchmal zuckte sie auch die Achseln oder stieß ihn mit dem Fuße. Gehörte denn auch der Tisch nicht ihm? Er konnte doch, wenn es ihm gefiel, das ganze Gericht allein aufessen, während die andern sich damit hätten begnügen müssen, trockenes Brot zu kauen und zuzusehen.

Der Abbé selbst blieb gleichgültig für die zarten Aufmerksamkeiten, welche ihm zu teil wurden, und bemerkte oft gar nicht die ihm vorbehaltenen Leckerbissen. Wenn er überhaupt die Gesellschaft Mourets annahm, so war er nur dem Drängen seiner Mutter gewichen; er selbst genaß in dem Speisezimmer nur die Freude, völlig der Sorgen des materiellen Lebens überhoben zu sein. So bewahrte er seine stolze Ruhe, gewöhnte sich allmählich daran, seine kleinsten Wünsche befriedigt zu sehen, war über nichts mehr erstaunt, bedankte sich nicht mehr, kurz, er herrschte mit stolzer Verachtung zwischen der Hausherrin und der Köchin, welche ängstlich darnach spähten; ob sich in seinem ernsten Gesicht eine Falte werde bemerken lassen.

Mouret, der seiner Frau gegenüber saß, wurde vollständig ignoriert. Er saß da, die Hände ruhten auf dem Tische und er wartete geduldig wie ein Kind, bis Martha die Güte hatte ihn zu versorgen. Sie bediente ihn stets

zuletzt und dann immer so knapp wie möglich. Dabei stand Rosa hinter ihr, um sie zu warnen, wenn sie sich täuschte und etwa ein gutes Stückchen geben wollte.

„Nein, nein," flüsterte sie, „nicht dieses Stück ... Sie wissen doch, daß unser Herr den Kopf gern ißt; da mag er die Knöchelchen ablecken."

Mouret war ganz niedergeschlagen und aß beschämt wie ein armer Schlucker. Er merkte, daß die Frau Faujas ihm zusah, wenn er sich Brot abschnitt, oder er schaute lange sinnend nach der Flasche, ehe er sich einzuschenken wagte. Einmal vergriff er sich und nahm einen Schlück von dem Weine des Herrn Pfarrers. Dies rief einen schrecklichen Auftritt hervor, und einen ganzen Monat lang machte ihm Rosa diesen Schluck Wein zum Vorwurf. Wenn sie ein Gericht mit Süßigkeiten brachte, rief sie:

„Der Herr soll aber nicht davon kosten ... Er ist nie anständig gegen mich gewesen. So hat er mir unter anderm einmal gesagt, meine Rumomelette sei verbrannt. Darauf habe ich ihm die Antwort gegeben: „Für Sie sollen dieselben fortan immer verbrannt sein." Also, Madame, geben Sie dem Herrn nichts davon."

So wurde er auf alle mögliche Art und Weise geneckt. Bald brachte sie ihm einen rissigen Teller, bald stellte sie seinen Stuhl so, daß er ein Tischbein zwischen den Füßen hatte, an seinem Glas ließ sie die Fasern des Wischlappens hängen oder setzte Brot, Wein und Salz auf die entgegengesetzte Seite des Tisches. Mouret liebte besonders den Senf und kaufte sich deshalb beim Gewürzkrämer ganze Büchsen dieses Stoffes, welche die Köchin

jedoch regelmäßig verschwinden ließ unter dem Vorwande, das „beiße zu sehr“. Die Beraubung seines Lieblingsgewürzes genügte, ihm allen Appetit zu nehmen; aber noch verzweifelter machte ihn der Umstand, daß er von seinem alten Platze verjagt war, seinem Platze, den er doch von jeher innegehabt und den man jetzt jenem verdammten Pfaffen angewiesen hatte. Gegenwärtig, wo er der Thür gegenüber saß, kam es ihm vor, als esse er bei fremden Leuten, zumal da er nicht mehr bei jedem Bissen einen Blick nach seinen Obstbäumen werfen konnte.

Martha, nicht so verbittert wie Rosa, behandelte ihn wie einen geduldeten armen Verwandten; sie merkte schließlich gar nicht mehr, daß er zugegen war, da sie fast nie mit ihm sprach und in allem ihrem Thun nur den Befehlen des Abbé folgte. Übrigens gab Mouret seine Entrüstung nie kund; er wechselte sogar bisweilen einige höfliche Worte mit dem Geistlichen und aß für gewöhnlich stillschweigend, indem er die Spottangriffe der Köchin nur durch Blicke erwiderte. Da er außerdem immer zuerst fertig war, faltete er seine Serviette zusammen und entfernte sich oft noch vor dem Dessert.

Rosa behauptete, er sei wütend, und wenn sie in der Küche mit Frau Faujas sprach, gab sie dieser die weitläufigsten Erklärungen über ihren Herrn.

„Ich kenne ihn schon,“ bemerkte sie; „er hat mich niemals in Furcht jagen können ... Ehe Sie hierher kamen, zitterte Madame förmlich vor ihm, weil er fortwährend zankte und den Haustyrannen spielte. Er ärgerte uns alle bis aufs Blut und lag uns stets im Nacken, indem er nichts gut genug fand, in jede Kleinigkeit seine

Nase steckte und uns zeigen wollte, daß er der Herr sei... Jetzt dagegen ist er lammfromm, nicht wahr? Madame hat das Übergewicht erlangt. Ja! wenn er seiner Sache sicher wäre und nicht allerhand Ärgerlichkeiten fürchten müßte, so könnten Sie ein schönes Tänzchen hören. Aber er hat zu viel Furcht vor Ihrem Sohne; jawohl, er fürchtet den Herrn Pfarrer ... In gewissen Augenblicken möchte man sogar fast behaupten, daß sein Verstand zum Teufel gehe. Aber kurz und gut, da er uns nicht mehr stört, so mag er thun und sagen, was er will; nicht wahr, Madame?"

Frau Faujas entgegnete, Herr Mouret erschiene ihr als ein sehr würdiger Mann und sein Unrecht bestehe nur darin, daß er zu wenig religiös gesinnt sei; aber später würde er schon noch auf den rechten Weg gelangen. Langsam, aber sicher nahm die Alte Besitz von dem Erdgeschoß, indem sie bald von der Küche nach dem Speisezimmer schlich, bald im Vorzimmer, bald wieder auf dem Korridor umhertrollte. Wenn Mouret sie traf, erinnerte er sich jedesmal an den Tag, als die beiden Faujas angekommen waren und die Alte, mit einem zerlumpten schwarzen Kittel bekleidet, den Korb mit beiden Händen krampfhaft festhaltend, mit der kaltblütigen Ruhe einer Person in allen Zimmern umherspähte, die ein zu verkaufendes Haus besucht.

Seitdem Faujas und seine Mutter im Erdgeschosse aßen, spielten im zweiten Stock Trouches die Herrscher. Sie rückten die Möbeln bald hierhin bald dahin, stampften umher, schrieen und warfen beim Fortgehen die Thüren zu, daß alles krachte. Frau Faujas, welche gewöhnlich

in der Küche klatschte, schaute dann stets mit einer gewissen Ängstlichkeit empor; aber Rosa suchte die Sache zu beschwichtigen und entgegnete, die arme Frau Trouche scheine sich unwohl zu fühlen. Als der Abbé eines Nachts noch nicht zu Bett war, hörte er plötzlich ein sonderbares Geräusch auf der Treppe; er eilte mit einem Lichte heraus und nun sah er, wie Trouche in furchtbar bezechtem Zustande auf allen Vieren die Treppe heraufkroch. Er hob ihn mit seinen kräftigen Armen empor und schob ihn ins Zimmer, wo Olympia, im Bett liegend, ruhig einen Roman las und ein auf dem Nachttischchen stehendes Glas Grog in kleinen Zügen ausschlürfte.

„Hört," sagte der Abbé, dem die Galle überfloß. „morgen früh packt Ihr sofort Eure Koffer, und geht aus dem Hause."

„Aber warum denn?" frug Olympia mit der größten Ruhe; „wir befinden uns hier doch ganz wohl."

„Schweig!" schrie der Priester, ihr ins Wort fallend. „Du bist ein elendes Frauenzimmer und hast mir stets zu schaden gesucht. Unsere Mutter hatte ganz recht; ich hätte Euch nicht aus dem Elende retten sollen ... Jetzt muß ich sogar Deinen betrunkenen Mann von der Treppe aufheben! Ist das nicht eine Schande? Bedenke nur, was für einen Skandal es geben würde, wenn ihn jemand in diesem Zustande sähe ... Morgen also werdet Ihr das Haus verlassen."

„Wahrlich! daraus wird nichts!"

Trouche lachte als echter Trunkenbold. Er war in einen Lehnstuhl getaumelt und lallte:

„Wir wollen uns nur nicht zanken. Es ist ja weiter

nichts als ein kleines Räuschchen; das macht die frische Luft. Drollig sind doch die Straßen in dieser verfluchten Stadt ... Ich sage Ihnen, Faujas, wirklich nette junge Leute! Der Sohn des Doktor Porquier ist auch dabei. Na den Doktor Porquier werden Sie doch kennen? ... Wir treffen uns in einem Kaffee da draußen .. hinter den Gefängnissen. Donnerwetter! ein Prachtweibchen von einer Wirtin, eine famose Brünette — ich glaube, aus... aus Orleans gebürtig ..."

Der Priester stand mit verschränkten Armen da und musterte Trouche mit finstern drohenden Blicken.

„Nein, ich versichere Sie, Faujas," fuhr jener fort, „Sie dürfen mir nicht böse sein... Sie wissen, daß ich ein gebildeter Mensch bin und weiß, was sich geziemt. Am Tage würde ich nicht einmal ein Gläschen Traubensyrup zu mir nehmen, nur um Ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten ... Seitdem ich nun hier bin, renne ich nach meinem Bureau, gerade als ginge es zur Schule und die Beschäftigung dort gehört doch wirklich nicht zu den angenehmsten. Ja, auf Ehre, es gefällt mir gar nicht, wenn ich Ihnen damit nicht gerade einen Dienst leistete... Aber des Nachts sieht man mich ja nicht. Da kann ich spazieren gehen, und das thut mir wohl; denn das ewige Stubenhocken wäre mein Tod. Vor allen Dingen sieht man ja keinen Menschen in den Straßen, es ist zu komisch! ..."

„Trunkenbold!" zischte der Priester zwischen den Zähnen hervor.

„Sie wollen also keinen Frieden? ... Um so schlimmer, mein Lieber. Ich bin eine biedere Haut und

hasse die Heuchlermienen. Wenn das Ihnen nicht gefällt, so lasse ich Sie mit Ihren Betschwestern einfach in der Tinte sitzen. Von der ganzen Gesellschaft ist nur die kleine Condamine erträglich, aber die brünette Wirtin ist doch viel besser ... Jawohl, rollen Sie nur die Augen, ich brauche Sie nicht. Sehen Sie, soll ich Ihnen vielleicht hundert Frank leihen?"

Dabei zog er lachend mehrere Kassenscheine hervor und breitete dieselben auf seinem Schoße aus. Aber mit einem Satze sprang jetzt Olympia, obwohl halb nackt, aus dem Bette, raffte die Papiere zusammen und verbarg sie mit wütender Miene unter dem Kopfkissen. Indessen blickte der Abbé Faujas ganz erstaunt um sich; denn auf der Kommode sah er eine lange Reihe von Likörflaschen, auf dem Kaminsims dagegen eine fast noch unangerührte Pastete und eine Büchse Zuckerwerk stehen. Im Zimmer waren außerdem die verschiedensten neuen Sachen zu erblicken: auf den Stühlen lagen Kleider umher, sowie ein aufgerolltes Packet Spitzen; am Fenster hing ein prächtiger neuer Überzieher und vor dem Bett lag ein Bärenfell. Neben dem Grog auf dem Nachttischchen glänzte sogar eine zierliche goldene Damenuhr in einer Porzellantasse.

„Wen mögen die nur ausgeplündert haben?" dachte der Priester. Plötzlich aber erinnerte er sich, gesehen zu haben, daß Olympia Martha die Hand küßte, und entrüstet rief er aus:

„Aber Sie stehlen ja, Unglücklicher!"

Trouche wollte aufstehen, seine Frau jedoch warf ihn durch einen wohlgezielten Stoß auf das Sofa nieder.

„Verhalte Dich ruhig," sagte sie dabei zu ihm; „schlafe lieber, das ist besser für Dich."

Hierauf wandte sie sich an ihren Bruder und fuhr fort:

„Es ist bereits ein Uhr, mithin lasse Du uns lieber ruhig schlafen, wenn Du uns nur ärgern kommst . . . Allerdings ist es nicht recht von meinem Manne, sich zu betrinken; aber das giebt Dir noch lange keinen Grund, ihn zu mißhandeln . . . Wir haben nun bereits mehrere Auseinandersetzungen zusammen erlebt; aber dies soll die letzte sein, verstehst Du? Ovid . . . Wir sind doch Geschwister. Nun! wie ich Dir bereits gesagt habe, dann müssen wir teilen . . . Du läßt Dir's unten schmecken und lebst wie der Herrgott in Frankreich zwischen der Hausfrau und der Köchin. Wir dagegen gucken Dir weder auf den Teller noch suchen wir Dir den Bissen aus dem Munde zu ziehen; wir lassen Dich ganz nach Deinem Willen handeln. Dann darfst Du uns aber auch nicht quälen, sondern mußt uns dieselbe Freiheit gewähren . . . Ich halte das für ganz vernünftig . . ."

Der Priester machte hier eine Bewegung des Mißbehagens.

„Jawohl, ich begreife das schon," fuhr sie fort, „Du fürchtest stets, wir könnten Dir einst einen Strich durch die Rechnung machen . . . Du kannst aber sicher sein, daß dies nicht geschieht, sobald Du uns in Ruhe läßt. Wenn Du das wolltest, das wäre nett . . . Gehe aber jetzt zu Bett. Ich werde Trouche morgen die Leviten lesen und ihn dann zu Dir schicken, damit Du ihm Deine Befehle giebst."

„Ohne Zweifel,“ murmelte der Betrunkene, schon halb im Schlafe. „Faujas ist zu komisch ... Die Wirtin mag ich nicht, mir sind ihre Goldfüchse lieber.“

Da brach Olympia in ein rauhes Lachen aus und sah ihren Bruder an. Sie hatte sich wieder zu Bett gelegt, während der Priester nachdenklich noch einige Augenblicke stehen blieb; endlich entfernte er sich schweigend. Sie aber nahm ihren Roman wieder zur Hand und Trouche schnarchte auf dem Sofa.

Als Trouche am folgenden Tage wieder nüchtern war, hatte er mit dem Abbé Faujas ein langes Zwiegespräch und teilte hierauf seiner Frau mit, unter welchen Bedingungen Frieden geschlossen worden sei.

„Höre, mein Lieber,“ entgegnete diese, „thue, was er verlangt und suche vor allen Dingen ihm zu nützen, da er Dir ja die Mittel dazu an die Hand giebt ... Ich meinerseits stecke stets die ehrlichste Miene von der Welt auf, wenn er hier ist; aber im Grunde weiß ich recht wohl, daß er uns wie Hunde hinausjagen würde wenn wir seine Geduld zu weit trieben. Ich kann mich nicht von hier trennen ... Bist Du also sicher, daß er uns behalten wird?“

„Jawohl, da hast Du nichts zu fürchten,“ erwiderte der Beamte. „Er braucht mich und wird uns schon unser Schäfchen ins Trockene bringen lassen.“

Von jetzt an ging Trouche alle Abende aus, aber erst gegen neun Uhr, wo niemand mehr auf den Straßen zu sehen war. Seiner Frau spiegelte er vor, er wolle im alten Viertel für den Abbé Propaganda machen Olympia war aber durchaus nicht eifersüchtig, sondern

sie lachte einfach, wenn er ihr mit einer solchen Finte kam; ihr war die süße Einsamkeit viel lieber, wo sie ganz ungestört ihr Schnäpschen trinken, ihren Kuchen essen konnte, und dabei, ins warme Bett gehüllt, den Romanvorrat einer alten Leihbibliothek las, welche sie in der Rue anquoin entdeckt hatte. Wenn Trouche auch angesäuselt nach Hause kam, so war er doch noch so weit bei Vernunft, daß er stets im Vorzimmer die Schuhe auszog, um geräuschlos die Treppe hinaufzusteigen. Hatte er aber zu viel getrunken, so duldete seine Frau ihn nicht neben sich und zwang ihn, auf dem Sofa zu schlafen, was stets einen stummen Kampf im Gefolge hatte. Hartnäckig kam er immer wieder zurück und klammerte sich immer fest; aber es dauerte nicht lange, so fiel er wankend zu Boden und sie wälzte ihn wie eine träge Masse von sich weg. Begann er zu schreien, so hielt sie ihm den Mund zu und flüsterte, ihn anstarrend:

„Ruhig! Ovid hört es, Ovid wird gleich kommen.“

Da erfaßte ihn tötliche Angst, gerade wie ein Kind, wenn man diesem vom Wolfe erzählt, und endlich schlief er ein. Kaum aber war die Sonne wieder aufgegangen, so machte er Toilette, wobei er sein Gesicht von den verdächtigen Spuren seiner nächtlichen Ausschweifungen säuberte und eine bestimmte Kravatte umlegte, welche, wie er zu sagen pflegte, ihm ein „gefälliges Aussehen“ verlieh. Kam er bei einem Kaffeehause vorbei, so schlug er heuchlerisch die Augen nieder und im Jungfrauenstift genoß er ein hohes Ansehen. Wenn bisweilen die Mädchen im Hofe spielten, hob er einen Zipfel seines Vor-

hanges in die Höhe und sah ihnen mit väterlich ernster Miene zu, während hinter den halbgesenkten Augenwimpern seine Blicke verdächtig funkelten.

Trouches empfanden noch immer einen gewissen Respekt vor Frau Faujas. Mutter und Tochter lebten in unablässigem Streite, indem die eine sich darüber beklagte, daß sie von ihrem Bruder stets unterdrückt worden sei, die andere sie dagegen als ein dummes Geschöpf behandelte, welches sie schon in der Wiege hätte aus der Welt schaffen müssen. Wie zwei Bestien, welche an derselben Beute fressen, überwachten sie einander, ohne den Bissen fahren zu lassen, in ängstlicher Wut darüber, zu erfahren, welche von beiden das größte Stück wegschnappen werde. Frau Faujas beanspruchte das ganze Haus für sich und gönnte Olympia kaum das Kehricht. Als sie merkte, was für beträchtliche Summen diese der Hausherrin aus den Taschen lockte, konnte sie ihre Leidenschaft nicht länger bezähmen. Während ihr Sohn einfach die Achseln zuckte als ein Mann, der solche Kleinlichkeiten verachtet und sich zugleich gezwungen sieht, ein Auge zuzudrücken, geriet sie mit ihrer Tochter in einen schrecklichen Streit, wobei sie dieselbe des Diebstahls beschuldigte, gerade als hätte sie das Geld aus ihrer eigenen Tasche geraubt.

„Nun ist es aber wohl genug, Mutter, nicht wahr?“ sagte Olympia ungeduldig. „Deine Börse wird auch nicht gerade an Ueberfluß leiden . . . Ich leihe mir wenigstens das Geld blos und lasse mich nicht ernähren.“

„Was fällt Dir denn ein, Du nichtsnutzige Dirne?“

stammelte Frau Faujas außer sich vor Wut. „Bezahlen wir denn unsere Mahlzeiten nicht? Frage nur die Köchin, sie wird Dir schon unser Konto zeigen.“

Olympia brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das ist wirklich reizend,“ versetzte sie. „Das kenne ich schon, euer Konto. Die Radieschen und die Butter bezahlt ihr, nicht wahr? ... Nun, bleibe Du nur ruhig unten, Mutter, ich werde Dich nicht stören; aber wenn Du noch ein einziges mal mich hier oben quälen willst, so mache ich Geschrei und Du weißt doch, daß Ovid ausdrücklich jedes Geräusch verboten hat.“

Brummend stieg Frau Faujas die Treppe wieder hinunter; denn eine solche Drohung zwang sie zum Rückzuge. Olympia aber trillerte ein Liedchen höhnisch hinter ihrem Rücken. Ihre Mutter duldete sie weder in der Küche noch im Speisezimmer und weil Olympia einmal eine Kasserole geliehen und nicht wieder zurückgegeben hatte, war von der Alten sofort die Gelegenheit benutzt worden, sie deshalb mit Rosa zu verfeinden. Ihre Freundschaft mit Martha wagte sie indes nicht zu erschüttern, aus Furcht vor einem Streite, unter welchem der Abbé sicher hätte leiden müssen.

„Da Du so wenig auf Deine Interessen bedacht bist,“ sagte sie eines Tages zu ihrem Sohne, „so will ich dieselben statt Deiner wahren; habe keine Angst, ich werde schon klug sein ... Siehst Du, wenn ich nicht da wäre, Deine Schwester würde Dir den letzten Bissen Brot nehmen.“

Martha hatte keine Ahnung von dem Drama, welches sich um sie her entspann. Das Haus erschien ihr

nur belebter, seitdem diese vielen Personen das Vorzimmer, die Treppe und die Gänge erfüllten. Bald drang aus irgend einem dieser Räume das undeutliche Geräusch eines Streites, bald wieder hörte man Thüren zuwerfen, jeder Mieter bewegte sich ungeniert und rücksichtslos; in der Küche brannte den ganzen Tag ein mächtiges Feuer und Rosa schien immer für eine ganze Gesellschaft zu thun zu haben: kurz, man hätte sich eher in einem Hotel, als in einem Privathause zu befinden geglaubt. Unaufhörlich kamen und gingen die Händler und Olympia, um ihre Hände zu schonen und nicht Geschirr aufwaschen zu müssen, iieß sich alles von einem Delikatessenhändler ins Haus briugen, der für die Stadt zugleich kochte. Martha lächelte und schien wirklich über diesen Wirrwarr des ganzen Hauses erfreut zu sein; das Alleinsein gefiel ihr gar nicht mehr und sie empfand ein Bedürfnis, die in ihr wühlende Fieberhitze durch äußere Aufregungen zu überbieten.

Mouret indes, gleichsam um diesen Lärm zu fliehen, zog sich fortan beständig in das von ihm als sein Bureau bezeichnete Zimmer zurück; er hatte seine Abneigung gegen die Einsamkeit in dem Grade überwunden, daß er fast gar nicht mehr in den Garten ging und sich oft von früh bis abends überhaupt nicht sehen ließ.

„Ich möchte nur wissen, was er da drin macht,“ sagte Rosa zu Frau Faujas. „Man hört ihn ja gar nicht und könnte ihn just für tot halten. Wenn er sich versteckt, so wird er wohl nichts Gutes im Schilde führen, nicht wahr?“

Mit Eintritt des Sommers ward es noch lebhafter

in dem Hause, da der Abbé Faujas nun die Gesellschaft der Unterpräfektur und die des Präsidenten im Garten zu empfangen pflegte. Auf Befehl Marthas hatte Rosa ein Dutzend einfache Holzstühle gekauft, damit man frische Luft schöpfen könne, ohne immer die Sessel aus dem Speisezimmer heraustragen zu müssen. Jeden Dienstag Nachmittag blieben die nach der Sackgasse führenden Gartenthüren offen, und Herren wie Damen strömten herbei, um als liebe Nachbarn den Herrn Pfarrer zu begrüßen, bis schließlich die beiden Gesellschaften vollzählig versammelt waren und mit der größten Vertraulichkeit schwatzten.

„Fürchten Sie nicht," sagte eines Tages Herr Bourdeu zu Herrn Rastoil, „daß dieses Zusammentreffen mit der Gesellschaft der Unterpräfektur ungünstig beurteilt wird? ... Die Wahlen sind nicht mehr fern."

„Warum sollten sie denn ungünstig beurteilt werden?" versetzte Herr Rastoil. „Wir gehen ja nicht nach der Unterpräfektur, sondern befinden uns auf neutralem Gebiete ... Außerdem geht es so ungeniert zu, daß ich sogar meine Leinwandweste dabei nicht ablege: kurz, es ist ein richtiger Privatverkehr und niemand hat das Recht, über das zu urteilen, was ich hinter meinem Hause mache ... Vor demselben: das ist etwas anderes, wir sind dann vom Publikum abhängig ... Herr Pequeur und ich grüßen einander nicht einmal auf der Straße."

„Herr Pequeur von Saulaies ist ein Mann, welcher großen Nutzen daraus zieht, bekannt zu sein," bemerkte der ehemalige Präfekt nach längerem Schweigen.

„Ohne Zweifel," bemerkte der Präsident, „ich freue

mich sehr, seine Bekanntschaft gemacht zu haben ... Und was für ein würdiger Mann ist nun erst der Abbé Faujas! ... Wahrlich ich fürchte die übeln Nachreden nicht, wenn ich unsern vortrefflichen Nachbar begrüße.“

Seitdem von den Wahlen die Rede war, wurde Herr von Bourdeu von Tag zu Tag ängstlicher, wobei er vorgab, die Hitze erschöpfe ihn. Oft hegte er allerhand Bedenken und sprach gegen Herrn Rastoil seine Zweifel aus, damit dieser ihn beruhigte. Übrigens wurde die Politik nur in Mourets Garten berührt, und eines Nachmittags rief Herr von Bourdeu, sich an den Doktor Porquier wendend:

„Haben Sie heute früh den „Moniteur“ gelesen, Herr Doktor? Der Marquis hat endlich einmal gesprochen; gerade dreizehn Worte hat er hervorgebracht, ich habe dieselben gezählt ... Der arme Lagrifoul! Ein tolles Gelächter ist sein Erfolg gewesen.“

Da erhob der Abbé Faujas mit bedeutsamer Miene den Zeigefinger und murmelte:

„Nur keine Politik, meine Herren, keine Politik!“

Herr Pequeur von Saulaies plauderte gerade mit Herrn Rastoil und beide stellten sich als hätten sie nichts gehört. Frau von Condamine lächelte und zum Abbé Surin gewandt, fuhr sie fort:

„Nicht wahr, Herr Abbé, Ihre Chorhemden werden mit einer sehr schwachen Gummilösung gestärkt?“

„Ganz recht, Madame, mit einer Gummilösung,“ erwiderte der junge Geistliche. „Manche Waschfrauen bedienen sich zwar gekochter Stärke, allein das ruiniert den Mousselin.“

„Nun ja!“ versetzte die junge Frau, „aber ich kann meine Wäscherin nicht dazu bewegen, für meine Unterröcke Gummilösung anzuwenden.“

Da notierte der Abbé Surin ihr in zuvorkommender Weise Namen und Adresse seiner Waschfrau auf die Rückseite einer seiner Visitenkarten. So drehte sich das Gespräch bald um die Toilette, bald um die Witterung, die Ernteaussichten oder die Ereignisse der Woche; während bisweilen eine Ballpartie in der Sackgasse Abwechselung brachte. Auch der Abbé Bourrette kam sehr oft und erzählte dann gewöhnlich kleine Heiligengeschichten, wobei er besonders in Herrn Maffre einen aufmerksamen Zuhörer fand.

Ein einziges Mal war Frau Delangre mit Frau Rastoil zusammengetroffen und beide hatten sich bei dieser Gelegenheit äußerst höflich gezeigt; jedoch an dem Funkeln ihrer sonst so lebenssatten Augen erkannte man sofort die ehemaligen Nebenbuhlerinnen. Was die beiden Paloque anbetraf, so vermieden sie, obwohl sie noch immer die Unterpräfektur frequentierten, dennoch, sich daselbst einzufinden, als Herr Péqueur von Saulaies mit dem Abbé Faujas sich auf einen sehr vertrauten Fuß stellte; die Frau des Richters war überhaupt seit ihrer unglücklichen Affaire im Betzimmer des Jungfrauenstiftes ganz perplex. Der fleißigste von allen Gästen aber war Herr von Condamine, der stets in prächtigen Glacéhandschuhen erschien, nur um sich über die Leute lustig zu machen, allerhand Lügen zu erzählen und sich dann die ganze Woche lang über die Ränke zu freuen, welche er ausgespürt hatte. Dieser stattliche Greis mit seinem schneidigen Überrock

hatte eine besondere Vorliebe für die Jugend; er spottete über die „Alten“, hielt sich stets zu den jungen Damen der Gesellschaft und gar oft hörte man ihn in irgend einer entlegenen Ecke lachen.

„Zu mir, ihr junges Blut!“ war seine gewöhnliche Rede; „wir wollen die Alten für sich allein lassen.“

Eines Tages hätte er sogar beinahe den Abbé Surin in einer Ballpartie besiegt. In Wirklichkeit neckte er die jungen Leute nur und da hatte er sich besonders den jungen Rastoil als Opfer ausersehen, ein noch ganz unerfahrenes Bürschchen, dem er die ungeheuerlichsten Dinge erzählte. Zuletzt beschuldigte er ihn sogar einer unerlaubten Beziehung zu seiner Frau und seine Augen rollten dabei so fürchterlich, daß dem armen Severin der Angstschweiß auf die Stirne trat. Das Schlimmste hierbei war, daß dieser wirklich glaubte, in Frau von Condamine verliebt zu sein, und wenn er dieselbe erblickte, nahm sein Gesicht einen halb gerührten halb erschrockenen Ausdruck an, worüber der Mann sich ungemein freute.

Die Fräuleins Rastoil, gegen welche der Provinzialinspektor mit der Galanterie eines jungen Witwers auftrat, bildeten ebenfalls den Gegenstand seines grausamen Witzes. Obwohl sie beide schon ins dreißigste Jahr gingen, veranlaßte er sie zu allerhand Kinderspielen und sprach zu ihnen gerade wie zu Backfischchen. Seine größte Freude bestand darin, sie auszuforschen, wenn Lucian Delangre zugegen war; er nahm dann gewöhnlich den Doktor Porquier an die Seite und raunte diesem ins Ohr, indem er auf die früheren Beziehungen zwischen Herrn Delangre und Frau Rastoil anspielte:

„Sehen Sie, Porquier, der Junge befindet sich augenscheinlich in großer Verlegenheit ... Welche von beiden stammt denn nun von Delangre, Angeline oder Aurelie? ... Rate nur, wenn Du kannst und wähle, wenn Du es wagst.“

Der Abbé Faujas jedoch bekundete eine gleiche Liebenswürdigkeit für alle Gäste, sogar für diesen unausstehlichen Condamine. Er war möglichst zurückhaltend, sprach wenig, sondern ließ die beiden Gesellschaften sich ruhig mit einander verschmelzen und schien dabei die stille Freude eines Hausvaters zu empfinden, welcher sich glücklich schätzt, ein einigendes Band um angesehene Personen geschlungen zu haben. Auch Martha hatte es zu zwei verschiedenen Malen für ihre Pflicht gehalten, die Gäste durch ihre Anwesenheit zufrieden zu stellen; allein es bereitete ihr doch zu viel Kummer, den Abbé unter so viel Leuten zu sehen, und sie wartete deshalb lieber, bis er wieder allein mit ernster Miene und langsamen Schritten unter der stillen Laube dahinwandelte. Die beiden Trouche sah man jeden Dienstag wieder an ihrem Fenster lauschen, während Frau Faujas und Rosa vom Vorzimmer aus entzückt die Grazie bewunderten, mit welcher der Herr Pfarrer die wohlsituiertesten Leute von Plassans empfing.

„Sehen Sie, liebe Frau,“ sagte die Köchin, „da erkennt man doch sofort den gebildeten Mann ... Schauen Sie nur, wie graziös er jetzt den Unterpräfekten begrüßt. Obwohl der Unterpräfekt ein ganz netter Mann ist, so ist der Herr Pfarrer mir doch noch lieber ... Warum gehen Sie denn nicht in den Garten? An Ihrer Stelle

würde ich ein seidenes Kleid anziehen und mich dann sofort unter die Gesellschaft mengen. Sie sind ja seine Mutter."

Die alte Bäuerin entgegnete achselzuckend:

„Er schämt sich meiner auch nicht; aber ich würde dennoch befürchten, ihn zu genieren ... Darum will ich lieber von hier aus zusehen; das macht mir mehr Vergnügen."

„Ah! ich begreife; Sie scheinen sehr stolz zu sein!.. Das ist allerdings jetzt ganz anders als ehedem, wo Herr Mouret die Thür vernagelt hatte, damit niemand hereinkonnte. Kein Besuch ließ sich sehen, kein Diner wurde gegeben und der Garten war so leer und einsam, daß man sich abends darin fürchtete. Zwar hatte Herr Mouret auch kein Geschick, Besuche zu empfangen, und er war jedesmal ganz verdutzt, wenn zufällig jemand kam ... Nun, an dem Herrn Pfarrer sollte er sich wirklich ein Beispiel nehmen. Anstatt mich einzuschließen, würde ich in den Garten gehen und mich mit den andern amüsieren, meinem Range gemäß auftreten, kurz ... Aber nein, da hält er sich da oben versteckt, als sollte er umgebracht werden ... Apropos, wollen wir nicht einmal hinaufgehen und sehen, was er macht?"

Eines Dienstags führten sie auch diesen Vorsatz aus. An diesem Tage ging es in den beiden Gesellschaften sehr lebhaft zu, lautes Lachen scholl durch die offenstehenden Fenster ins Haus herein, während oben im zweiten Stock ein Lieferant, der Trouches Wein brachte, mit den leeren Flaschen klirrte. Mouret saß hinter der verschlossenen Thür in seinem Bureau.

„Ich kann wegen des Schlüssels nichts sehen," lispelte Rosa, nachdem sie sich mit dem einen Auge dem Schlosse genähert hatte.

„Warten Sie," murmelte Frau Faujas.

Dabei drehte sie das Ende des Schlüssels ganz leise ein wenig herum. Mouret saß mitten im Zimmer vor dem großen leeren Tische, den eine dicke Staubschicht bedeckte; sein gramgebeugter Körper ruhte regungslos in dem Lehnstule, seine Arme hingen schlaff herab und seine Augen stierten vor sich hin.

Schweigend beobachteten ihn die beiden Frauen, und als sie wieder die Treppe hinabstiegen, sagte Rosa:

„Es rieselt mir eiskalt durch den Körper. Haben Sie die Augen gesehen? Und dazu dieser Schmutz! Der muß doch schon seit zwei Monaten keine Feder in seinem Bureau angerührt haben. Ich dagegen glaubte immer, er schriebe da drin! . . . Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, daß es sonst im Hause so heiter zugeht, und er da oben einsam wie ein Toter sitzt!"

Siebzehntes Kapitel.

Der Gesundheitszustand Marthas machte dem Doktor Porquier wirklich ernste Sorge. Zwar zeigte er nach wie vor sein liebenswürdiges Lächeln und behandelte sie einfach als Arzt der feinen Gesellschaft, für welche Krankheit nie existierte und der eine Konsultation in ebenderselben Weise erteilt, wie etwa eine Schneiderin ein Kleid anprobt; aber dennoch sagte ein sonderbarer Zug seiner Lippen, daß „die liebe Frau“ nicht blos an einem leichten Bluthusten litt, wie er ihr stets beschönigend versicherte. Bei schönem Wetter riet er ihr, sich zu zerstreuen oder eine Spazierfahrt zu machen, ohne sich jedoch dabei zu sehr zu ermüden.

So beschloß denn Martha, zumal da sich in ihr ein unwiderstehlicher Drang regte, ihre nervöse Ungeduld zu beschwichtigen, Ausflüge nach den benachbarten Dörfern zu unternehmen. Zweimal wöchentlich fuhr sie nach dem Frühstück in einer alten frischlackierten Kutsche aus, welche sie bei einem Lohnfuhrwerksbesitzer mietete, zwei bis drei Stunden weit über die Stadt hinaus, so daß sie gegen sechs Uhr wieder zurück war. Ihr Lieblingsgedanke war,

diese Fahrten in Gesellschaft des Abbé Faujas unternehmen zu können, und in dieser Hoffnung war sie auch nur der Verordnung des Doktor Porquier gefolgt; allein der Abbé, ohne gerade das Anerbieten direkt abzuschlagen, behauptete stets, er habe zu viel zu thun. Sie mußte sich dann mit der Gesellschaft Olympias und der Frau Faujas begnügen.

Als sie eines Nachmittags mit Olympia durch das Dorf Tulettes und an der kleinen Besitzung des Onkel Macquart vorbeifuhr und dieser sie bemerkte, rief er von seiner mit zwei Maulbeerbäumen bepflanzten Terrasse herab:

„Nun? warum ist denn Mouret nicht mitgekommen?“

Sie mußte halten lassen und es bedurfte einer langen Erklärung, ehe sie ihrem Oheim auseinandergesetzt hatte, daß sie leidend sei und nicht bei ihm zu Abend essen könne Er wollte durchaus ein Hühnchen schlachten.

„Das ist ganz egal,“ sagte er endlich „Ich werde es trotzdem schlachten und da kannst Du es mitnehmen.“

Gesagt, gethan. Als er das Hühnchen brachte, legte er es auf den vor dem Hause befindlichen steinernen Tisch und murmelte entzückt:

„Donnerwetter, ist das ein feistes Bürschchen!“

Bei ihrer Ankunft war der Oheim eben im Begriff, in Gesellschaft eines langen dürren, völlig in Grau gekleideten Burschen eine Flasche Wein zu trinken. Nun brachte er Stühle herbei, nötigte die beiden Frauen, sich zu setzen und begann dann mit zufriedener Miene:

„Ich wohne doch ganz hübsch hier, nicht wahr? . . . Meine Maulbeerbäume sind schattig; im Sommer kann

ich im Freien mein Pfeifchen schmauchen, und im Winter setze ich mich gewöhnlich dort an die Mauer in den Sonnenschein ... Siehst Du denn auch mein Gemüse? Ganz hinten ist der Hühnerhof; aber hinter dem Hause besitze ich auch noch ein Stück Land, wo ich Kartoffeln und Luzernen baue ... Ja, ja, Kinder, ich werde nun alt und da muß ich es mir ein wenig bequem machen."

Hierbei rieb er sich die Hände und wiegte sanft den Kopf hin und her, indem er sein Besitztum mit zärtlichen Blicken überschaute. Aber ein Gedanke schien ihn nicht recht heiter stimmen zu können und plötzlich frug er:

„Ist es schon lange her, daß Du Deinen Vater besucht hast? Rougon ist doch ein sonderlicher Kauz ... Das Getreidefeld dort zur Linken ist nämlich zu verkaufen, und wenn er es zugegeben hätte, würden wir dasselbe erworben haben. Was brauchte denn das einen Mann zu kümmern, der, wie er, das Geld haufenweise besitzt? ... Er hat sich geweigert und am letzten Male hat er mir sogar durch Deine Mutter sagen lassen, er sei nicht damit einverstanden ... Gieb Acht, das bringt ihnen kein Glück."

Und kopfschüttelnd wiederholte er nochmals die Worte: „Nein, das bringt ihnen kein Glück."

Darauf holte er Gläser und nötigte die beiden Frauen, seinen Wein zu kosten. Es war dies ein reizender Landwein aus Saint-Eutrope, den er mit ganz besonderem Respekt genoß. Martha benetzte kaum ihre Lippen, Olympia aber trank die Flasche vollends aus und genehmigte hierauf noch ein Glas Traubensyrup, indem sie sagte, der Wein sei ihr so zu stark.

„Nun, was macht denn Dein Pfarrer?“ fragte der Oheim seine Nichte.

Martha, teils überrascht, teils verletzt, blickte ihn sprachlos an.

„Man hat mir erzählt, daß er Dich sehr streng halte,“ fuhr der Oheim fort. „Diese Pfaffen wollen den lieben langen Tag nur zechen. Als man mir das berichtete, habe ich entgegnet, daß damit Mouret ganz recht geschehen sei. Ich hatte ihn gewarnt... Wahrlich! ich würde Deinen Pfaffen bei guter Zeit zum Tempel hinausjagen. Mouret braucht mich ja nur um Rat zu fragen; ich werde ihm sogar mit einer Handleistung zur Seite stehen, wenn er will. Ich habe die Geschöpfe von jeher nicht leiden können ... Einen kenne ich, den Abbé Fenil, welcher auf der andern Seite der Landstraße ein Haus besitzt. Er ist keinen Deut besser, als die andern, aber dabei doch schlau, und gerade das giebt mir Spaß. Ich glaube, er verträgt sich nicht recht gut mit Deinem Pfarrer, nicht wahr?“

Martha war leichenblaß geworden und bemerkte, auf Olympia deutend, welche neugierig zuhörte:

„Diese Dame ist die Schwester des Abbé Faujas.“

„Nun, was ich sage, betrifft sie nicht,“ erwiderte der Oheim, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Madame ist deshalb auch nicht böse ... Sie trinkt vielleicht noch ein Gläschen Syrup.“

So ließ sich Olympia noch dreimal einschenken und schon war Martha aufgestanden, um sich zu entfernen, als der Onkel sie nötigte, sein Grundstück zu besichtigen. Am Ende des Gartens blieb sie stehen und heftete ihre

Blicke auf ein großes weißgetünchtes Haus, das einige hundert Meter von Tulettes entfernt, aber auf einer Anhöhe stand. Die inneren Höfe erinnerten lebhaft an ein Gefängnis und die regelmäßig verteilten engen Fenster verliehen dem Ganzen wieder das Aussehen eines Hospitals.

„Das ist das Irrenhaus," murmelte der Oheim, welcher den Blicken Marthas gefolgt war. „Jener Bursche dort ist einer der Wärter; er trinkt von Zeit zu Zeit ein Fläschchen Wein mit mir und wir beide vertragen uns ausgezeichnet."

Bei diesen Worten wandte er sich nach dem graugekleideteu Manne um, der eben sein Glas unter den Maulbeerbäumen leerte, und rief:

„Heda! Alexander, komme doch einmal her und sage meiner Nichte, wo das Fenster unserer armen Alten ist."

Alexander eilte herbei und begann, mit dem Finger nach der betreffenden Richtung zeigend:

„Sehen Sie jene drei Bäume? Nun, ein wenig über dem am weitesten links stehenden werden Sie eine kleine Fontaine bemerken, da in der Ecke eines Hofes ... Wenn Sie dann den Fenstern des Erdgeschosses nochmals folgen, ist es das fünfte."

Martha sagte kein Wort, alles Blut war aus ihren Lippen gewichen und unwillkürlich hafteten ihre Blicke auf dem bezeichneten Fenster. Auch der Oheim schaute nach dieser Richtung, aber er that dies unter freundlichem Augenzwinkern und bemerkte:

„Manchmal sehe ich sie früh, wenn die Sonne noch nicht über den Giebel scheint. Sie befindet sich ganz

wohl, nicht wahr, Alexander? Das sage ich auch immer, wenn ich nach Plassans gehe ... Fast scheint es, als sei ich hierher postiert, um über sie zu wachen, dann giebt es allerdings keinen besseren Platz."

Ein höhnisches Lächeln der Genugthuung zeigte sich auf seinen Zügen und er fuhr fort:

„Siehst Du, meine Tochter, bei den Rougons und bei den Macquarts scheint es überhaupt nicht mehr ganz richtig im Kopfe zu sein. Wenn ich hier sitze und jenes große sonderliche Gebäude betrachte, sage ich mir oft, daß einst wohl noch die ganze Gesellschaft dort hineinkommen wird, weil die Stammmutter drin ist ... Gott sei Dank! für mich fürchte ich dabei nichts, ich werde am Platze sein, um sie in Empfang zu nehmen, ich werde sie von meinem Häuschen aus sehen können und sie an Alexander empfehlen, obwohl man sich in der Familie mir gegenüber nicht immer rücksichtsvoll gezeigt hat."

Mit geradezu schrecklichem Grinsen setzte er hinzu:

„Es ist für Euch alle ein großer Vorteil, daß ich in Tulettes bin."

Martha zitterte am ganzen Leibe. Obwohl sie die Spottsucht ihres Oheims kannte und die Freude, welche er daran empfand, die Leute zu quälen, welchen er dann und wann ein Kaninchen zum Geschenk machte, so schien es ihr doch, daß er wahr gesprochen habe, daß mit der Zeit noch die ganze Familie in jenen düstern traurigen Zellen enden werde. Keine Minute länger litt es sie jetzt an diesem Orte, trotz des Drängens Macquarts, der eine zweite Flasche entkorken wollte.

„Nun, das Hühnchen?“ rief er, als sie im Begriff war, den Wagen zu besteigen.

Eiligst holte er dasselbe und legte es ihr auf den Schooß.

„Das ist für Mouret, verstehst Du?“ wiederholte er mit boshaftem Nachdruck; „für Mouret, nicht für einen andern, nicht wahr? Übrigens, wenn ich Euch das nächste Mal besuche, will ich ihn fragen, wie es ihm geschmeckt hat.“

Hierbei warf er einen sonderbaren Blick auf Olympia. Schon wollte der Kutscher die Pferde antreiben, als er nochmals am Wagen festhielt und fortfuhr:

„Gehe auch einmal zu Deinem Vater und sprich mit ihm über das Getreidefeld . . . Schau, es ist das Feld gerade vor uns . . . Rougon hat unrecht. Wir sind jetzt zu alt schon, um uns noch zu ärgern und er weiß wohl, daß es für ihn nicht gerade von Vorteil sein würde . . . Mache Du ihm also begreiflich, daß er nicht im Rechte ist.“

Die Kutsche fuhr davon, und als Olympia sich nach einiger Zeit umdrehte, sah sie Macquart unter seinen Maulbeerbäumen mit Alexander scherzen und jene zweite Flasche entkorken, von der er gesprochen halte. Martha empfahl dem Kutscher ausdrücklich, nicht mehr nach Tulettes zu fahren. Übrigens ward sie auch mit der Zeit dieser Ausflüge überdrüßig; sie unternahm dieselben immer seltener und unterließ sie gänzlich, als sie erfuhr, daß der Abbé Faujas nie einwilligen werde, sie zu begleiten.

Es war als sei ein ganz neues Wesen in Martha eingezogen. Ihre Körperfülle, jene Ruhe, welche sie

sich durch ein fünfzehnjähriges Handelsleben erworben, schien in dem Feuer ihrer Glaubenswut zu schmelzen; sie kleidete sich besser und beteiligte sich jetzt auch Donnerstags bei Frau Rougon an der Unterhaltung.

„Frau Mouret wird noch einmal jung,“ sagte Frau von Condamine entzückt.

„Jawohl,“ murmelte der Doktor Porquier, „es geht aber den Krebsgang.“

Mit ihrer ungewöhnlich schmächtigen Gestalt, ihren rosigen Wangen und den schwarzen Glutaugen, war Martha damals einige Monate lang wirklich von eigentümlicher Schönheit. Ihr Gesicht strahlte, eine außerordentliche Lebensfülle sprach aus ihrem Wesen und hielt sie beständig in fieberhafter Spannung. Es schien als flamme ihre vergessene Jugend jetzt mächtig in ihr auf. In ihrem Beteifer gehorchte sie sogar dem Abbé Faujas nicht mehr; sie rutschte sich in Saint-Saturnin fast die Knie wund, sang und betete und empfand eine wohlthuende Erleichterung angesichts strahlender Monstranzen, glänzender Kapellen, leuchtender Altäre und Priester. Es herrschte in ihr eine Art physischen Dranges nach diesen Dingen, eines Dranges, der sie quälte und ihr das Hirn zermarterte, wenn er sie nicht befriedigte. Sie litt, sie welkte allmählich dahin und sie mußte doch wieder ihre Leidenschaft nähren, sich inmitten des Flüsterns der Beichtenden niederducken, sich unter den mächtig rauschenden Orgeltönen krümmen und ihr Wesen in krampfhaften Bußübungen verzehren. Dann fühlte sie nichts mehr, die Schmerzen ihres Körpers schienen verschwunden.

Der Abbé Faujas wurde immer strenger, aber er

konnte sie jetzt auch wirklich nur dadurch befriedigen, daß er sie barsch anfuhr. Sie setzte ihn selbst durch die in ihr erwachende Leidenschaftlichkeit, durch den täglich glühendern Eifer in Erstaunen.

„Die Wirtin beklagt sich über Dich,“ sagte seine Mutter zu ihm. „Warum läßt Du sie denn nicht in die Kirche gehen, wenn es ihr gefällt? . . . Es ist gar nicht recht von Dir, sie so zu ärgern; denn sie ist doch so gut gegen uns.“

„Aber sie ruiniert sich,“ murmelte der Priester.

Frau Faujas entgegnete achselzuckend:

„Das ist ihre Sache; ein jeder vergnügt, sich wie und wo er kann. Es ist viel besser sich durch Beten zu ruinieren, als sich den Magen zu verderben, wie es diese verwünschte Olympia thut . . . Sei also weniger streng gegen Frau Mouret; das Leben im Hause würde wahrlich unerträglich werden.“

Als sie ihm eines Tages wieder Ratschläge erteilte, sagte er mit düsterer Stimme:

„Mutter, diese Frau wird für uns noch ein böses Hindernis sein.“

„Sie?“ rief die alte Bäuerin aus, „aber sie schwärmt doch für Dich, Ovid! . . . Wenn Du sanft gegen sie bist, so kannst Du mit ihr thun, was Du willst, und ich glaube, sie würde Dich beim Regenwetter am liebsten von hier nach der Kathedrale tragen, damit Du Deine Füße nicht benetzest.“

Der Abbé Faujas merkte auch selbst, wie notwendig es sei, fernerhin möglichste Schonung anzuwenden, und so gewährte er denn Martha allmählich eine Freiheit

nach der andern, die Andachtsübungen in der Einsamkeit, das Paternosterplärren, das Beten vor jeder Heiligenpuppe im Kreuzgange; er duldete sogar, daß sie wöchentlich zweimal bei ihm beichtete. Martha, welche jetzt die schreckliche Stimme nicht mehr hörte, welche sie fortwährend ihrer Frömmigkeit beschuldigte, als sei dies ein unverzeihliches Verbrechen, dachte nicht anders als Gott habe ihr Bitten erhört. Ihre Seligkeit ging jetzt geradezu ins Grenzenlose, sie fühlte gar nicht mehr, wenn die Thränen ihr über die Wangen herabströmten; nervöse Zuckungen, aus denen sie geschwächt und halb ohnmächtig erwachte, überfielen sie, gerade als sei alle Lebenskraft aus ihr gewichen. In solchen Fällen brachte Rosa sie zu Bett, wo sie oft stundenlang mit halb offenen Augen und Thränen auf den Wangen dalag, eher einer Toten als einer Lebendigen ähnelnd.

Eines Tages war die Köchin über ihre Regungslosigkeit so erschrocken, daß sie glaubte, ihre Herrin läge im Sterben. Nun dachte sie aber nicht daran, Mouret herauszuklopfen, sondern eilte zum Abbé Faujas hinauf und bat diesen dringend, er möge doch einmal zu ihrer Herrin herabkommen. Sobald er sich im Schlafzimmer befand, eilte sie davon, um etwas Aether zu holen und ließ ihn bei der quer über dem Bett liegenden Ohnmächtigen allein. Er aber erfaßte nur Marthas Hand. Da regten sich ihre Lippen zu einem unverständlichen Murmeln, und als sie ihn endlich erkannte, wie er an der Thür des Alkovens stand, schoß eine dunkle Röte in ihr Gesicht und sie machte die Bewegung, als wolle sie sich unter das Deckbett verbergen.

„Geht es Ihnen besser, liebe Tochter?“ frug er, „Sie machen mich wirklich besorgt.“

Sie aber, keines Wortes mächtig, brach in Schluchzen aus und erst nach längerer Zeit lispelte sie mit matter, hauchender Stimme:

„Ich bin nicht leidend, ich fühle mich ganz glücklich! Lassen Sie mich weinen, die Thränen sind meine einzige Freude. Ach! wie gut ist es von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Schon lange habe ich auf Sie gewartet und Sie gerufen.“

Ihre Stimme ward schwächer und schwächer und verlor sich schließlich zu einem fast unverständlichen Murmeln:

„Wer giebt mir Flügel, mich zu Dir zu erheben? Meine Seele ist fern von Dir, sehnt sich darnach, von Dir durchdrungen zu sein; ohne Dich verschmachtet sie und seufzt zu Dir, o mein Gott, mein einziges Gut, mein Trost, meine Freude, mein Schatz, mein Glück, mein Leben, mein Gott und mein Alles ...“

Lächelnd und mit gefalteten Händen stammelte sie diese Gebetsbrocken vor sich hin, und es schien ihr, als sehe sie das ernste Gesicht des Abbé von einem Strahlenglanze umgeben. Diesem war es stets gelungen, bisher ein offenes Bekenntnis bei Martha zu verhindern; deshalb richtete er sich auch jetzt stolz empor und sagte in ernstem Tone:

„Ich wünsche, daß Sie vernünftig sind. Gott wird keines Ihrer Gebete erhören, wenn Sie ihm dieselben nicht mit ruhiger Besonnenheit vortragen ... Gegenwärtig ist es die Hauptsache, daß Sie sich schonen.“

Mittlerweile kam Rosa zurück, ganz verzweifelt, keinen Aether gefunden zu haben. Er hieß sie ans Bett reten, und sich zu Martha wendend, bemerkte er in mildem Tone:

„Quälen Sie sich nicht so. Gott wird schon von Ihrer Liebe gerührt werden. Wenn die Stunde kommt, wird er zu Ihnen herabsteigen und Sie mit ewigem Glück erfüllen.“

Als er das Zimmer verließ, war Martha ganz verzückt und von diesem Tage hatte er sie wieder vollständig in seiner Gewalt. In so mancher delikaten Mission bei Frau von Condamine war sie ihm von großem Nutzen; ebenso eifrig besuchte sie Frau Rastoil, sobald der Pfarrer auch nur den geringsten Wunsch äußerte. Ihr Gehorsam war ein unbedingter, sie suchte gar nicht erst seine Wünsche zu begreifen, sondern wiederholte einfach die Worte, welche er sie zu wiederholen bat. Er nahm gar keine Rücksicht mehr mit ihr und bediente sich ihrer wie eine Maschine. Sie hätte sicherlich in den Straßen gebettelt, wenn er es ihr befohlen hätte, und wenn sie wieder einmal ängstlich wurde, wenn sie, leidenschaftlich stammelnd, die Arme nach ihm ausstreckte, brachte er sie mit dem Donnerwort zum Schweigen und beugte sie unter den Willen des Himmels. Nie wagte sie eine Einwendung zu machen und so bestand zwischen ihr und diesem Manne gleichsam eine Scheidewand des Zornes und der Verachtung. Wenn einer jener kurzen Kämpfe zu Ende war, welche er mit ihrer Leidenschaftlichkeit führte, zuckte er verächtlich die Achseln, als habe sich ihm ein schwaches Kind in den Weg stellen wollen.

„Warum bedienst Du Dich denn gar nicht der Taschentücher, welche Frau Mouret Dir geschenkt hat?" rug ihn bisweilen seine Mutter. „Die arme Frau würde sich doch glücklich schätzen, dieselben in Deiner Hand zu sehen; sie hat einen vollen Monat gebraucht, um Deinen Namenszug hineinzusticken."

Er aber antwortete barsch:

„Nein, die kannst Du abnutzen, Mutter. Es sind Frauentaschentücher, und ihr Geruch ist mir unerträglich."

Wenngleich Martha sich vor dem Priester willenlos beugte, so ward sie doch in ihren sonstigen Verhältnissen mit jedem Tage verbitterter und zänkischer, so daß Rosa die Bemerkung machte, sie habe ihre Herrin noch nie so mürrisch gesehen. Aber besonders richtete sich ihr Haß gegen ihren Mann. Der alte gährende Groll der Rougon erwachte hier gegenüber diesem Sohne einer Macquart, diesem Manne, den sie als den Quälgeist ihres Lebens ansah. Wenn unten im Speisezimmer Frau Faujas oder Olympia ihr Gesellschaft leisteten, sprach sie sich fortan ganz unverblümt gegen Mouret aus.

„Wenn man bedenkt," begann sie, „daß ich zwanzig Jahre lang in seinem Laden habe thätig sein müssen! Nun gönnt man mir nie ein Vergnügen, nie ein Geschenk ... Er hat mich sogar von meinen Kindern getrennt und ich glaube, er ist auch im Stande, sich selbst eines schönen Tages aus dem Staube zu machen, um den Glauben zu erwecken, daß ich ihm das Leben verleide. Es ist ein wahres Glück, daß Sie hier sind;

Sie können dann wenigstens allen Leuten nachher die Wahrheit sagen."

So zog sie ohne jede Veranlassung über Mouret her. Alles was er that, seine Blicke, seine Bewegungen, die wenigen Worte, welche über seine Lippen kamen, machten sie wütend. Sie brauchte ihn nur zu sehen, um sofort unwillkürlich in Wut auszubrechen. Besonders konnte man am Ende der Mahlzeiten diesen Streit beobachten, wenn Mouret, ohne das Dessert abzuwarten, seine Serviette zusammenfaltete und schweigend aufstand.

„Du könntest auch warten, bis die andern aufstehen," sagte sie erbittert zu ihm; „es ist gar nicht höflich von Dir."

„Ich bin satt, also gehe ich," antwortete er langsam.

Aber in diesem sich täglich wiederholenden Benehmen erblickte sie einen beabsichtigten Plan ihres Mannes, darauf hinauslaufend, den Abbé Faujas zu beleidigen und endlich konnte sie ihre Leidenschaft nicht mehr zähmen.

„Du bist ein ganz ungeschliffener Mensch und machst mir nur Schande!" schrie sie ihrem Manne ins Gesicht. „Ach! wie unglücklich würde ich mit Dir sein, wenn ich nicht Freunde getroffen hätte, die mich über Deine Brutalität zu trösten suchen. Du weißt Dich nicht einmal bei Tische zu benehmen und verleidest mir alle Mahlzeiten . . . Bleibe also sitzen, verstehst Du! Wenn Du nicht mehr ißt, so kannst Du wenigstens zusehen."

Mit der größten Ruhe, als hätte er gar nichts ge-

hört, faltete er vollends seine Serviette zusammen und entfernte sich langsam.

Man hörte ihn die Treppe hinaufsteigen und sich oben in sein Zimmer einschließen. Da stammelte Martha, außer sich vor Zorn:

„O! das Ungeheuer . . . Er bringt mich noch um, er bringt mich noch um!“

Frau Faujas mußte sie trösten; Rosa aber lief an die Treppe und rief aus Leibeskräften, damit Mouret es durch die Thür höre:

„Sie sind ein Ungeheuer, Herr; Madame hat ganz recht, Sie für ein Ungeheuer zu erklären!“

Manche dieser Zänkereien waren ganz besonders heftig und Martha, deren Vernunft überhaupt schwankend war, bildete sich sogar ein, ihr Mann wolle sie schlagen. Sie behauptete, er belausche sie fortwährend und warte nur auf eine günstige Gelegenheit. Er wage es aber nicht, sagte sie, weil er sie niemals allein finde und des Nachts fürchte, sie werde um Hülfe rufen. Rosa versicherte, sie habe ihren Herrn einen großen Knüttel in seinem Büreau verstecken sehen. Frau Faujas sowohl als Olympia stellten diesen Geschichten keinerlei Schwierigkeiten in den Weg; sie beklagten nur ihre Hausherrin und machten sich dieselbe streitig. Dieser rohe Mensch, wie sie Mouret jetzt zu nennen pflegten, solle sie in ihrer Gegenwart nicht wieder grob behandeln und sie sagten ihr, sie mögen es ihnen nur mitteilen, wenn er des Abends sich einmal rühre. So war das ganze Haus jetzt in Aufruhr gebracht.

„Er ist jeder Schlechtigkeit fähig," versicherte die Köchin.

In diesem Jahre folgte Martha den Ceremonien der Osterwoche mit ganz besonderem Eifer, und als sie am Charfreitag die ganz schwarz ausgeschlagene Kirche vor sich sah, schwanden ihr fast die Sinne, während unter dem dumpfen Wiederhall der Klagegesänge eine Kerze nach der andern erlosch. Eine ganze Stunde lang blieb sie auf ihrem Stuhle sitzen, ohne daß die rings um sie her knieenden Frauen diesen Zustand bemerkten. Die Kirche war bereits ganz leer, als sie wieder zu sich kam.

Es kam ihr vor, als werde sie mit Ruten geschlagen, als ströme das Blut an ihrem Körper herab; in ihrem Kopfe wühlte ein so unerträglicher Schmerz, daß sie unwillkürlich mit den Händen nach der Stirn fuhr, als müsse sie Dornen aus ihrem Schädel reißen. Abends beim Essen dauerte diese Nervenerschütterung noch fort; wenn sie die Augen schloß, so erschienen ihr die löschenden Kerzen; unwillkürlich betrachtete sie prüfend ihre Hände und suchte nach den Wunden, aus welchen das Blut geströmt sein sollte. Kurz, die ganze Passionsgeschichte zog an ihrem Geiste vorüber.

Als Frau Faujas sie so leidend sah, sprach sie den Wunsch aus, sie möge doch zeitig schlafen gehen; sie begleitete sie sogar und war ihr beim Zubettgehen behülflich. Mouret, der einen Schlüssel zu dem Schlafzimmer besaß, hatte sich bereits in sein Bureau zurückgezogen, wo er meistens die Abende zubrachte. Als Martha, nachdem sie sich fest in das Bett gewickelt hatte, erklärte, sie befinde sich wohler, wollte Frau Faujas die Kerze ausblasen, da-

mit sie ruhiger schlafen könne; aber rasch erhob sich die Kranke und flehte mit erschreckten Blicken:

„Nein, löschen Sie das Licht nicht aus, stellen Sie es auf die Kommode, daß ich es sehen kann ... Die Finsternis wäre mein Tod.“

Dabei starrte sie vor sich hin und zitterte, als steige in ihr die Erinnerung an irgend ein furchtbares Ereignis auf.

„Es ist schrecklich, schrecklich!“ murmelte sie mit matter Stimme.

Hiernach sank sie auf das Kissen zurück und Frau Faujas entfernte sich leise. An diesem Abende war um zehn Uhr alles zu Bett, und als Rosa die Treppe hinaufstieg, bemerkte sie, daß Mouret noch in seinem Bureau war. Sie spähte durchs Schlüsselloch und sah, wie er am Tische eingeschlummert war, während neben ihm eine Küchenlampe trübes Licht verbreitete.

„Nun wahrlich! ich wecke ihn nicht,“ brummte sie vor sich hin. „Meinetwegen mag er sich einen steifen Hals holen, wenn das ihm Vergnügen macht“

Gegen Mitternacht ließ sich plötzlich ein lautes Geschrei im ersten Stock vernehmen. Anfangs waren es dumpfe Klagelaute, welche aber allmählich zu einem wahrhaften Geheul anwuchsen, unterbrochen von halberstickten rauhen Schreien, gerade als ob jemand erwürgt werde Der Abbé Faujas, dadurch aus dem Schlafe geschreckt, weckte schleunigst seine Mutter und diese nahm sich kaum die Zeit, einen Rock anzuziehen, klopfte an Rosas Kammerthür und rief:

„Kommen Sie schnell hinab; ich glaube, Frau Mouret wird ermordet.“

Unterdessen verdoppelte sich das Geschrei und bald war das ganze Haus munter. Auch Olympia kam herbei, die nackten Schultern nur mit einem Tuche verhüllt, und hinter ihr her Trouche, der erst vor ganz kurzer Zeit mit einem kleinen Rausche nach Hause gekommen war.

„Oeffnen Sie, Madame, öffnen Sie!“ rief Rosa und donnerte mit der Faust an die Thür.

Lange Seufzertöne waren die einzige Antwort; darauf vernahm man den dumpfen Fall eines Körpers und inmitten der umgestürzten Möbel schien sich auf dem Boden ein schrecklicher Kampf zu entspinnen. Dumpfe Stöße erschütterten die Wände und ein Röcheln ließ sich vernehmen, so schrecklich, daß alle einander erschrocken ansahen.

„Ihr Mann ermordet sie,“ murmelte Olympia.

„Sie haben recht, es ist niemand anders als dieser rohe Mensch!“ erwiderte die Köchin. „Als ich die Treppe hinaufstieg, sah ich, wie er sich in seinem Zimmer stellte, als schlafe er; da hat er den Streich ausgesonnen.“

Abermals donnerte sie mit beiden Fäusten an die Thür als wolle sie dieselbe zersprengen und rief:

„Oeffnen Sie, Herr, sonst schicken wir nach der Polizei . . . O! dieser Lump wird wohl noch auf dem Schaffot enden.“

Abermais brach das Geheul los, so daß Trouche die Bemerkung machte, der Kerl scheine der armen Dame das Blut auszusaugen.

„Aber mit dem bloßen Klopfen ist nichts auszurichten,“ sagte der Abbé Faujas, indem er vortrat. „Warten Sie.“

Er stemmte eine seiner mächtigen Schultern gegen die Thür und drückte dieselbe ein. Die Frauen stürzten ins Zimmer und hier bot sich ihren Blicken ein sonderbares Schauspiel.

Mitten im Zimmer lag Martha keuchend auf dem Fußboden; ihr Hemd war zerrissen und die Haut teils blutig von Kratzwunden, teils blau von Schlägen. Ihr wirres aufgelöstes Haar hatte sich um ein Stuhlbein gewunden und ihre Hände schienen sich mit solcher Kraft an die Kommode geklammert zu haben, daß diese jetzt quer vor der Thür lag. In einer Ecke stand Mouret mit dem Lichte in der Hand und sah bestürzt seine Frau sich am Boden winden.

Der Abbé mußte schließlich die Kommode zurückschieben.

„Sie sind ein Ungeheuer!“ rief Rosa und drohte Mouret mit der Faust. „Eine Frau in einen solchen Zustand zu versetzen! ... Er würde ihr sicherlich den Garaus gemacht haben, wenn wir nicht zu rechter Zeit gekommen wären.“

Frau Faujas und Olympia bemühten sich unterdessen um Martha.

„Arme Freundin!“ murmelte die erstere. „Gestern Abend schien sie schon eine Ahnung zu haben; denn sie war ganz erschrocken.“

„Wo fehlt es Ihnen denn?“ frug die andere. „Es ist Ihnen doch nichts gebrochen, nicht wahr? ... Die eine Schulter hier ist ganz schwarz; das Knie zeigt eine

große Hautschürfung ... Beruhigen Sie sich, wir sind bei Ihnen, und werden Sie schützen."

Martha stöhnte wie ein Kind und während die beiden Frauen, die Anwesenheit der Männer ganz vergessend, sie untersuchten, machte Trouche einen langen Hals und warf verstohlene Seitenblicke nach dem Abbé, welcher ohne die geringste Aufregung die Möbel in Ordnung stellte. Rosa half ihre Herrin wieder zu Bett bringen und hierauf blickten die drei Weiber neugierig im Zimmer umher; während Mouret noch immer mit dem Lichte in der Hand in derselben Ecke stand, wie versteinert durch das was er soeben gesehen hatte.

„Ich versichere Sie," stotterte er, „ich habe ihr nichts zuleide gethan, ich habe sie nicht einmal mit dem kleinen Finger berührt."

„Jawohl! schon seit einem Monat lauern Sie auf eine Gelegenheit; wir wissen alles, denn wir haben Sie gar wohl überwacht. Die liebe Frau machte sich auch schon auf Ihre schlechte Behandlung gefaßt. Sehen Sie, lügen Sie nur nicht, das bringt mich ganz außer Fassung!"

Wenn die beiden anderen Frauen sich auch nicht berechtigt fühlten, mit ihm in dieser Weise zu reden, so warfen sie ihm doch drohende Blicke zu.

„Ich gebe Ihnen aber die Versicherung," wiederholte Mouret mit sanfter Stimme, „ich habe sie nicht geschlagen. Ich wollte mich eben zu Bett legen und stieß dabei an das Licht, welches auf der Kommode stand: da wachte sie plötzlich auf, streckte die Arme aus und stieß einen gellenden Schrei aus; zugleich begann sie sich mit

der Faust gegen die Stirn zu schlagen und sich den Körper zu zerkratzen.“

„Warum haben Sie denn nicht geöffnet?“ frug die Köchin entrüstet; „wir haben doch stark genug gepocht.“

„Ich versichere Sie, an mir liegt es nicht,“ wiederholte er in noch sanfterem Tone. „Ich wußte nicht, was mit ihr war. Sie warf sich zu Boden, biß sich und sprang umher, als wolle sie alle Möbel zertrümmern. Ich habe wirklich nicht gewagt vorbeizugehen; ich war außer mir. Zweimal habe ich Ihnen zugerufen, hereinzukommen, aber Sie scheinen mich nicht gehört zu haben, weil sie zu laut schrie. Ich zitterte am ganzen Leibe und versichere Sie nochmals, daß ich damit nichts zu thun habe.“

„Ei freilich, sie hat sich wohl selbst geschlagen, nicht wahr?“ entgegnete Rosa lachend, und zu Frau Faujas gewendet, fügte sie hinzu: „Den Knüttel wird er wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen haben, als er uns kommen hörte.“

Mouret stellte endlich den Leuchter wieder auf die Kommode und sank erschöpft in einen Stuhl; er verteidigte sich nicht mehr, sondern blickte stier nach den nur notdürftig bekleideten Weibern, welche vor dem Bett lebhaft mit ihren dürren Armen gestikulierten. Trouche dagegen hatte einen verständnisinnigen Blick mit dem Abbé Faujas gewechselt. Der arme Mouret, wie er dasaß, den kahlen Kopf mit einem gelben Tuche umwunden, erschien ihnen nichts weniger als grausam. Darauf wandten beide ihr Augenmerk auf Martha, welche mit konvulsivisch zuckenden

Gesichtszügen wie aus einem schweren Traume zu erwachen schien.

„Was giebt es denn, Rosa?“ frug sie. „Warum die vielen Leute? Ich bin ganz erschöpft und ich bitte Dich, ihnen zu sagen, sie möchten mich in Ruhe lassen.“

Rosa zögerte einige Augenblicke und flüsterte:

„Ihr Mann ist im Zimmer; fürchten Sie sich denn nicht, mit ihm allein zu bleiben?“

Erstaunt blickte Martha sie an.

„O nein,“ entgegnete sie. „Gehen Sie nur, ich bin sehr müde.“

Die fünf Personen verließen das Zimmer und Mouret saß noch immer mit starren Blicken in seinem Lehnstuhl.

„Die Thür kann er nicht wieder zumachen,“ bemerkte die Köchin auf der Treppe. „Beim ersten Schrei eile ich hinunter und springe ihm in den Nacken. Ich werde mich gar nicht erst auskleiden ... Haben Sie gehört, wie die liebe Frau eine Notlüge machte, nur um dieses rohe Geschöpf vor Strafe zu bewahren? Sie würde sich eher totschlagen lassen, als ihn anzeigen. Und welche Heuchlermiene er heraussteckte, nicht wahr?“

So plauderten die drei Weiber noch einige Zeit, wobei im Scheine der Nachtlampen ihre dürren Knochen unter den nachlässig geknüpften Halstüchern in ihrer ganzen Häßlichkeit sichtbar wurden; sie kamen sammt und sonders zu dem Schluß, daß für einen solchen Menschen keine Strafe stark genug sei. Trouche, welcher zuletzt hinaufgestiegen war, murmelte höhnisch hinter dem Abbé Faujas:

„Ich dächte, die gute Wirtin wäre gerade noch quabblig

genug und es muß wahrlich nicht immer angenehm sein, wenn so ein Frauenzimmer wie ein Wurm auf dem Boden umherzappelt."

Auch sie trennten sich; tiefes Schweigen zog wieder in das Haus ein und der übrige Teil der Nacht verging ganz ruhig. Als am folgenden Tage die drei Weiber mit Martha auf das schreckliche Schauspiel zu sprechen kommen wollten, fanden sie diese nicht nur überrascht, sondern sogar beschämt und verlegen; sie gab keine Antwort und brach die Unterhaltung möglichst schnell ab. Darauf wartete sie, bis niemand im Hause war, holte einen Handwerker und ließ die Thür reparieren. Frau Faujas und Olympia schlossen daraus, Martha wolle durch ihr Schweigen nur einen Skandal vermeiden.

Am übernächsten Tage — es war gerade Ostern — genoß Martha in Saint-Saturnin mit den übrigen Betschwestern die Siegesfreude der Auferstehungsfeier. Die Finsternis des Charfreitags war einer strahlenden Morgenröte gewichen; in der Kirche herrschte ein Glanz und ein Weihrauchduft, als gelte es eine Götterhochzeit zu begehen; die Chorknaben ließen ihre Flötenstimmen erschallen und mitten in diesem zarten Gesange empfand Martha ein überirdisches Wohlbehagen. Mit brennenden Augen und trockener Stimme kam sie nach Hause und plauderte den ganzen Abend in ungewöhnlicher Heiterkeit. Als sie schlafen ging, lag Mouret bereits im Bett. Gegen Mitternacht jedoch scholl wieder jenes schreckliche Geheul durch das Haus.

Die Szene des vergangenen Tages erneuerte sich nur mit dem Unterschiede, daß beim ersten Pochen Mouret

im Hemd und mit ganz entsetzten Gesichtszügen erschieu, und öffnete. Martha lag völlig angekleidet und schluchzend auf dem Bauche und stieß mit dem Kopfe gegen das Fußende des Bettes. Die Taille ihres Kleides schien aufgerissen zu sein und an ihrem entblößten Halse zeigten sich zwei Quetschwunden.

„Diesmal wird er sie haben erwürgen wollen," brummte Rosa.

Die Frauen entkleideten sie; Mouret jedoch, nachdem er die Thür geöffnet hatte, war zitternd und bleich wie eine Kalkwand ins Bett gekrochen. Er verteidigte sich nicht und schien nicht einmal die Schimpfworte zu hören welche auf seine Rechnung vom Stapel gelassen wurden.

Von nun an fanden ähnliche Szenen in unbestimmten Zwischenräumen statt und das ganze Haus lebte fortwährend in Angst vor irgend einem Verbrechen, so daß bei dem geringsten Geräusch die Mieter im zweiten Stock auf den Beinen waren. Martha suchte jeder Anspielung darauf aus dem Wege zu gehen und wollte durchaus nicht zugeben, daß Rosa für Mouret in dessen Bureau ein Gurtbett aufschlage. Der Anbruch des Tages schien selbst die Erinnerung an das Drama der Nacht zu verwischen.

Unterdessen verbreitete sich im Viertel allmählich das Gerücht, daß bei Mourets ganz sonderbare Dinge passierten, und man erzählte, der Mann schlüge alle Nächte seine Frau mit einem Knüttel halb tot. Rosa hatte zwar sowohl der Frau Faujas als auch Olympia das feierliche Versprechen abgenommen, nichts zu sagen, da es den Anschein habe, als wolle ihre Herrin von der Sache nichts

verlauten lassen; aber gerade sie selbst hatte durch ihre Jammermiene und ihre Anspielungen allermeist dazu beigetragen, bei den Lieferanten die in Umlauf befindliche Fabel zu veranlassen. Der Fleischer, ein Spaßvogel, behauptete, Mouret klopfe seiner Frau den Buckel aus, weil er dieselbe in einem Dächtelmächtel mit dem Pfarrer ertappt habe; allein die Obsthändlerin nahm die „arme Dame“ in Schutz; während die Bäckerin in dem Gatten einen jener Männer erblickte, „welche ihre Frauen zu ihrem bloßen Vergnügen mißhandeln“. Auf dem Markt erwähnte man den Namen Marthas nur noch unter frömmlerhaftem Augenverdrehen und mit allerhand Schmeichelworten, als handle es sich um ein krankes Kind. Wenn Olympia ein Maß Kirschen oder einen Topf Erdbeeren einkaufte, fiel das Gespräch unvermeidlich auf Mourets und oft wurde dann viertelstundenlang mit der größten Teilnahme geklatscht.

„Nun! wie geht es zu Hause?“ war die allgemeine Frage.

„Sprechen Sie lieber gar nicht davon. Sie weint sich fast die Augen aus dem Kopfe ... Es ist wirklich bejammernswert und man möchte fast wünschen, daß der Tod sie erlöste.“

„Neulich hat sie bei mir Artischoken gekauft und da war ihre eine Wange ganz zerfleischt.“

„Wahrhaftig! der bringt sie noch um ... Sie sollten nur einmal ihren Körper sehen, wie ich ihn gesehen habe! ... Alles eine Wunde ... Er tritt sie sogar mit Füßen, wenn sie auf dem Boden liegt. Ich fürchte stets,

sie einst noch mit zerschmettertem Kopf zu finden, wenn wir des Nachts herunterkommen."

„Dann muß es aber auch für Sie gar nicht angenehm sein, in einem solchen Hause zu wohnen. Ich würde ausziehen; denn das hielte ich nicht aus, jede Nacht solche schreckliche Szenen mit anzusehen."

„Aber was sollte denn dann aus der Unglücklichen werden? Sie ist so anständig, so liebenswürdig! Wir bleiben nur um ihretwillen ... Nicht wahr, fünf Sous kostet das Maß Kirschen?"

„Ja, fünf Sous ... Aber Sie sind doch wirklich eine gute Seele."

Die Geschichte von dem Ehemanne, welcher regelmäßig bis Mitternacht wartete, um dann mit einem Knüttel über seine Frau herzufallen, war besonders geeignet, die klatschsüchtigen Marktweiber aufzuregen, und von Tag zu Tag wurden immer schrecklichere Einzelheiten berichtet. Eine Betschwester versicherte, Mouret sei vom Teufel besessen, er packe seine Frau mit den Zähnen im Genick und zwar so ungestüm, daß der Abbé Faujas mit dem linken Daumen drei Kreuze in die Luft schlagen müsse, um ihn zu nötigen, seine Beute fahren zu lassen. Hierauf falle Mouret wie eine träge Masse zu Boden, aus seinem Munde schlüpfe eine große schwarze Ratte und verschwinde, ohne daß man ahne, wohin. Der Kaldaunenhändler an der Rue Teravelle setzte das ganze Viertel dadurch in Schrecken, daß er behauptete, „jener Kerl sei wahrscheinlich von einem tollen Hunde gebissen worden". Aber unter den gebildeten Leuten von Plassans fand diese Geschichte doch wenig Glauben und besonders

wurde sie von den Rentiers verlacht, welche auf der Promenade Sauveire zu lustwandeln pflegten.

„Mouret bringt es gar nicht fertig, seine Frau zu prügeln,“ sagte der ehemalige Mandelhändler; „er sieht ja aus als bekomme er täglich die Knute und jetzt macht er nicht einmal seinen Spaziergang mehr . . . Seine Frau muß ihm doch geradezu nur trockenes Brot zu essen geben.“

„Man kann das nicht wissen,“ erwiderte ein verabschiedeter Hauptmann. „Ich habe einen Offizier in meinem Regimente gekannt, welchen seine Frau auf ein einfaches Ja oder Nein hin ohrfeigte. Das dauerte schon zehn Jahre lang; als sie aber eines Tages es sich einfallen ließ, ihm einen Fußtritt zu versetzen, ward er wütend und hätte sie beinahe erdrosselt . . . Vielleicht läßt Mouret sich auch nicht mehr mit Füßen treten.“

„Ohne Zweifel kann er die Pfaffen noch weniger leiden,“ bemerkte eine höhnische Stimme.

Frau Rougon schien von dem Skandal, welcher die ganze Stadt in Aufregung erhielt, gar nichts zu wissen und lächelnd vermied sie es, die Andeutungen zu verstehen, welche man in ihrer Gegenwart machte. Aber nachdem ihr eines Tages Herr Delangre einen langen Besuch abgestattet hatte, kam sie mit thränenden Augen und bestürzter Miene zu ihrer Tochter.

„Ach! meine Liebe,“ sagte sie, Martha beim Arme nehmend, „was habe ich denn soeben hören müssen? Dein Mann vergißt sich so weit, gegen Dich aufzutreten! . . . Es sind Lügen, nicht wahr? . . . Ich habe sofort

dir Sache als unwahr erklärt; denn ich kenne Mouret. Er ist zwar ungebildet, aber boshaft ist er nicht."

Martha errötete; es kam jene Verlegenheit, jene Scham über sie, welche sie jedesmal empfand, sobald man auf diesen Gegenstand zu sprechen kam.

„Jawohl, Madame beklagt sich überhaupt nie!" rief Rosa mit ihrer gewohnten Unverfrorenheit. „Ich würde Sie schon längst davon in Kenntnis gesetzt haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, deshalb von Madame gescholten zu werden."

Die alte Dame ließ die Hände in den Schooß sinken, und ihr Gesicht zeigte den Ausdruck tiefsten Schmerzes.

„Es ist also doch wahr," murmelte sie, „er schlägt Dich! . . . O! der Unglückliche!"

Die Thränen stürzten ihr hierbei aus den Augen und sie fuhr fort:

„In meinem Alter muß ich noch solche Dinge erleben! . . . So ein Mann, den wir beim Tode seines Vaters mit Wohlthaten überhäuft haben, als er noch untergeordneter Beamter bei uns war! . . . Rougon hat eure Heirat gewünscht; obwohl ich ihm immer sagte, daß dem Mouret nicht zu trauen sei. Uebrigens hat er sich uns gegenüber niemals dankbar gezeigt und sich nur deshalb nach Plassans zurückgezogen, um uns mit seinen ärmlichen Ersparnissen zu höhnen. Aber Gott sei Dank! wir brauchten ihn nicht, wir waren reicher als er und gerade das wird ihn besonders geärgert haben. Das Pulver hat er auch nicht erfunden und dabei ist er doch so eifersüchtig, daß er sich wie ein dummer Tölpel stets

wurde sie von den Rentiers verlacht, welche auf der Promenade Sauveire zu lustwandeln pflegten.

„Mouret bringt es gar nicht fertig, seine Frau zu prügeln," sagte der ehemalige Mandelhändler; „er sieht ja aus als bekomme er täglich die Knute und jetzt macht er nicht einmal seinen Spaziergang mehr . . . Seine Frau muß ihm doch geradezu nur trockenes Brot zu essen geben."

„Man kann das nicht wissen," erwiderte ein verabschiedeter Hauptmann. „Ich habe einen Offizier in meinem Regimente gekannt, welchen seine Frau auf ein einfaches Ja oder Nein hin ohrfeigte. Das dauerte schon zehn Jahre lang; als sie aber eines Tages es sich einfallen ließ, ihm einen Fußtritt zu versetzen, ward er wütend und hätte sie beinahe erdrosselt . . . Vielleicht läßt Mouret sich auch nicht mehr mit Füßen treten."

„Ohne Zweifel kann er die Pfaffen noch weniger leiden," bemerkte eine höhnische Stimme.

Frau Rougon schien von dem Skandal, welcher die ganze Stadt in Aufregung erhielt, gar nichts zu wissen und lächelnd vermied sie es, die Andeutungen zu verstehen, welche man in ihrer Gegenwart machte. Aber nachdem ihr eines Tages Herr Delangre einen langen Besuch abgestattet hatte, kam sie mit thränenden Augen und bestürzter Miene zu ihrer Tochter.

„Ach! meine Liebe," sagte sie, Martha beim Arme nehmend, „was habe ich denn soeben hören müssen? Dein Mann vergißt sich so weit, gegen Dich aufzutreten! . . . Es sind Lügen, nicht wahr? . . . Ich habe sofort

dir Sache als unwahr erklärt; denn ich kenne Mouret. Er ist zwar ungebildet, aber boshaft ist er nicht."

Martha errötete; es kam jene Verlegenheit, jene Scham über sie, welche sie jedesmal empfand, sobald man auf diesen Gegenstand zu sprechen kam.

„Jawohl, Madame beklagt sich überhaupt nie!" rief Rosa mit ihrer gewohnten Unverfrorenheit. „Ich würde Sie schon längst davon in Kenntnis gesetzt haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, deshalb von Madame gescholten zu werden."

Die alte Dame ließ die Hände in den Schooß sinken, und ihr Gesicht zeigte den Ausdruck tiefsten Schmerzes.

„Es ist also doch wahr," murmelte sie, „er schlägt Dich! . . . O! der Unglückliche!"

Die Thränen stürzten ihr hierbei aus den Augen und sie fuhr fort:

„In meinem Alter muß ich noch solche Dinge erleben! . . . So ein Mann, den wir beim Tode seines Vaters mit Wohlthaten überhäuft haben, als er noch untergeordneter Beamter bei uns war! . . . Rougon hat eure Heirat gewünscht; obwohl ich ihm immer sagte, daß dem Mouret nicht zu trauen sei. Uebrigens hat er sich uns gegenüber niemals dankbar gezeigt und sich nur deshalb nach Plassans zurückgezogen, um uns mit seinen ärmlichen Ersparnissen zu höhnen. Aber Gott sei Dank! wir brauchten ihn nicht, wir waren reicher als er und gerade das wird ihn besonders geärgert haben. Das Pulver hat er auch nicht erfunden und dabei ist er doch so eifersüchtig, daß er sich wie ein dummer Tölpel stets

geweigert hat, meinen Salon zu betreten; er wäre darin sicher vor Neid zerplatzt ... Mit einem solchen Ungeheuer darf ich Dich nicht länger zusammen lassen, meine Tochter! und glücklicherweise giebt es Gesetze."

„Beruhige Dich; ich sage Dir, die Sache wird übertrieben," flüsterte Martha verlegen.

„Sehen Sie, wie sie ihn vertheidigt!" sagte die Köchin.

In diesem Augenblicke traten der Abbé Faujas und Trouche, welche im Garten eine wichtige Unterhaltung gehabt hatten, durch das Geräusch herbeigelockt, vor.

„Herr Pfarrer, Sie sehen in mir eine unglückliche Mutter," versetzte Frau Rougon mit kläglicher Stimme; „jetzt erfahre ich eben, wie traurig es meiner einzigen Tochter geht ... Ich bitte Sie, Sie, die Sie hier im Hause sind, trösten Sie meine Tochter, schützen Sie dieselbe!"

Der Abbé schaute sie mit forschenden Blicken an.

„Soeben habe ich eine Person getroffen, die ich nicht nennen will," fuhr sie fort. „Diese Person hat mich mit tiefem Schrecken erfüllt ... Gott weiß, daß ich meinem Schwiegersohne nichts zu leide thue! Aber nicht wahr, ebenso gut ist es meine Pflicht, die Interessen meiner Tochter zu wahren? ... Nun wohl, mein Schwiegersohn mißhandelt seine Frau, er schändet die ganze Stadt und mischt sich in allerhand unsaubere Angelegenheiten. Bei den nächsten Wahlen werden Sie sehen, daß er auch stark an politischen Umtrieben beteiligt ist. Das letzte Mal war er Führer des Vorstadtgesindels ... Es ist schrecklich, Herr Pfarrer."

„Herr Mouret würde nicht gestatten, daß man ihm Vorstellungen darüber macht," bemerkte der Geistliche.

„Ich kann aber doch meine Tochter nicht einem solchen Menschen preisgeben! rief Frau Rougon aus. „Ich werde die Schande unsrer Familie nicht dulden ... Für Hunde ist die Gerechtigkeit nicht gemacht."

Trouche, welcher sich behaglich hin- und herwiegte, benutzte das eingetretene Schweigen, um rundweg die Worte zu äußern:

„Herr Mouret ist verrückt."

Diese Bemerkung wirkte auf alle Gemüter wie ein Keulenschlag.

„Oder, um mich anders auszudrücken, in seinem Kopfe ist es nicht ganz richtig," fuhr Trouche fort. „Sie brauchen nur seine Augen zu betrachten ... Ich muß Ihnen die Versicherung geben, daß mir die Sache große Unruhe bereitet. In Besançon lebte ein Mann, der seine Tochter wie einen Engel liebte und sie dennoch in einer Nacht ermordete, ohne zu wissen, was er that."

„Aber das ist doch entsetzlich!" seufzte Frau Rougon. „Sie haben recht, als ich ihn das letzte Mal sah, ist er mir auch ganz sonderbar vorgekommen. Von jeher ist es ja mit seinem Verstande nicht weit her gewesen ... Ach! meine arme Teure, versprich mir, daß Du ganz auf mich vertrauen willst, sonst kann ich fortan keine Nacht mehr ruhig schlafen. Hörst Du, bei der ersten besten Ausschreitung seitens Deines Mannes zögere nicht, setze Dich keiner weiteren Gefahr aus ... Verrückte sperrt man ein!"

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und als Trouche mit dem Abbé allein war, bemerkte er höhnisch:

„Ich müßte weiter nichts zu thun haben, wenn ich für meine Hauswirtin meine Lichter verbrennen sollte. Die mag meinetwegen in der Nacht zappeln so viel sie will."

Der Priester stand mit seinem erdfahlen Gesicht und zu Boden gesenkten Blicken da, ohne zu antworten. Er zuckte nur die Achseln, nahm sein Brevier zur Hand und wandelte langsam unter der Laube auf und ab.

Achtzehntes Kapitel.

Sonntags unternahm Mouret seiner Gewohnheit gemäß regelmäßig einen Spaziergang durch die Stadt und gegenwärtig sah man ihn nur an diesem Tage aus seiner Einsamkeit, in der er sich mit einer gewissen Scham verborgen hielt, hervorkommen. Schon frühzeitig rasierte er sich, zog ein reines sauberes Hemd an und bürstete Hut und Ueberzieher aus; sobald aber das Frühstück vorbei war, befand er sich, oft ohne zu wissen wie, auf der Straße, wo er langsam, die Hände auf dem Rücken, dahinschritt.

Bei einem dieser Spaziergänge bemerkte er auf dem Trottoir der Rue Balande Rosa, in ein lebhaftes Gespräch mit dem Dienstmädchen des Herrn Rastoil vertieft. Als die beiden ihn bemerkten, schwiegen sie und betrachteten ihn mit so sonderbarer Miene, daß er unwillkürlich sich überzeugte, ob nicht etwa ein Zipfel seines Taschentuches aus einer seiner linken Rocktaschen hervorschaue. Auf dem Präfekturplatze angelangt, drehte er sich um und sah die beiden noch an derselben Stelle stehen: Rosa *ahmte gerade* das Taumeln eines Betrunkenen nach, wo-

rüber das Dienstmädchen des Präsidenten sich vor Lachen fast ausschütten wollte.

„Ich gehe wahrscheinlich zu schnell, daß sie sich über mich lustig machen," dachte Mouret.

Er verzögerte deshalb seine Schritte noch mehr. Als er aber durch die Rue de la Bonne dem Markte zuschritt, eilten alle Ladeninhaber an die Thüren und verfolgten ihn mit neugierigen Blicken. Dem Fleischer nickte er freundlich zu; dieser jedoch blieb bestürzt stehen, ohne den Gruß zu erwidern. Die Bäckerin, vor welcher er höflich den Hut zog, prallte ganz entsetzt zurück; die Obsthändlerin, der Gewürzkrämer und der Konditor machten einander auf ihn aufmerksam, indem sie mit Fingern nach ihm wiesen. So machte sich überall, wo er vorbeikam, eine sonderbare Aufregung geltend; die Leute blieben stehen und allerhand höhnische Bemerkungen fielen.

„Haben Sie gesehen, wie steif er geht?" sagte der eine.

„Jawohl," entgegnete ein anderer. „Als er über den Rinnstein steigen wollte, hätte er beinahe einen Purzelbaum geschlagen."

„Derartige Leute sollen es, glaube ich, immer so machen."

„Gleichviel; aber ich war doch in großer Angst ... Warum läßt man ihn denn überhaupt aus dem Hause? das sollte verboten sein."

Mouret war dadurch ganz ängstlich geworden und wagte gar nicht mehr, sich umzudrehen; eine eigentümliche Besorgnis hatte sich seiner bemächtigt, obwohl er eigentlich noch nicht recht begreifen konnte, daß man wirk-

lich von ihm sprach. Er ging jetzt wieder schneller und bedauerte, daß er seinen alten Ueberzieher angezogen hatte, weil derselbe nicht mehr ganz modern war. Au dem Markte angekommen, zögerte er einige Augenblicke und drängte sich alsdann, kurz entschlossen, mitten unter die Gemüsefrauen. Hier aber brachte seine Anwesenheit eine wahre Revolution hervor.

Wo er ging und stand, bildeten die Hausfrauen von Plassans Spalier; die Händlerinnen dagegen standen trotzig hinter ihren Ständen und musterten ihn mit frechen Blicken. Ein allgemeines Drängen entstand und einige besonders neugierige Weiber stiegen sogar auf die Eckteine der Getreidehalle. Er aber suchte mit eiligen Schritten vorwärts zu kommen, da er noch immer nicht glauben konnte, daß er selbst die Ursache dieses Lärmes sei.

„Wahrhaftig! er schlenkert seine Arme wie ein Paar Windmühlenflügel,“ sagte eine Bauerfrau, die Obst verkaufte.

„Er rennt gerade wie ein Scheerenschleifer und hätte mir beinahe mein ganzes Gemüse umgestoßen,“ setzte eine Salatverkäuferin hinzu.

„Halt auf! halt auf!“ riefen scherzend die Müller.

Mouret blieb neugierig stehen und stellte sich in seiner Unbefangenheit sogar auf die Zehenspitzen, um zu sehen, was los sei: er glaubte, man habe einen Dieb ertappt. Da erscholl ein ungeheures Gelächter in der Menge, ein wildes Johlen und Pfeifen erfüllte die Luft, während der oder jener Spaßvogel irgend einen Tierlaut nachahmte.

„Er ist fromm wie ein Lamm, thut ihm nichts,“ ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Ach! ich würde ihm aber doch nicht trauen ... Er steht in der Nacht auf und würgt die Leute ab.“

„Seine Blicke sind allerdings verdächtig.“

„Der Rappel ist also ganz plötzlich über ihn gekommen?“

„Jawohl, auf einmal ... Und was war das sonst für ein ruhiger Mann! ... Ich gehe fort, das thut mir zu sehr leid ... Hier sind drei Sous für die Rüben.“

Soeben hatte Mouret mitten unter einer Gruppe von Weibern Olympia erkannt, welche in einem feinen Arbeitskörbchen prächtige Pfirsichen trug. Sie schien irgend eine schöne Geschichte zu erzählen, denn die sie umringenden Klatschbasen stießen leise Klagetöne aus und schlugen mitleidsvoll die Hände zusammen.

„Hierauf,“ fuhr sie fort, „hat er sie an den Haaren gepackt und würde ihr mit einem auf der Kommode liegenden Rasirmesser die Kehle durchgeschnitten haben, wenn wir nicht noch zur rechten Zeit gekommen wären und das Verbrechen verhindert hätten ... Sagen Sie ihm aber nichts, es könute leicht ein Unglück geben.“

„Nun, was denn für ein Unglück?“ frug Mouret plötzlich erstaunt.

Die Weiber waren zurückgetreten und auch Olympia wich vorsichtig zur Seite, indem sie murmelte:

„Seien Sie nicht böse, Herr Mouret ... Sie würden besser thun, wieder nach Hause zu gehen.“

Da flüchtete Mouret in ein Gäßchen, das nach der

Promenade Sauvaire führte, während hinter ihm her das wilde Geschrei der Menge scholl.

„Was haben die denn nur heute? murmelte er vor sich hin. „Vielleicht galt es gar mir selbst; obwohl ich meinen Namen nicht gehört habe . . . Es muß irgend etwas vorgefallen sein."

Er nahm seinen Hut ab und betrachtete denselben von allen Seiten, da er fürchtete, ein Gassenbube werde ihm eine Hand voll Kalk daran geworfen haben; ebenso wenig hing ihm ein Papierdrache oder ein Grashalm auf dem Rücken. Hierdurch beruhigt, setzte er seinen Weg in dem stillen Gäßchen fort und gelangte unbehelligt auf die Promenade Sauveire, wo die Rentiers auf ihrer Bank behaglich im Sonnenschein saßen.

„Ach! da kommt ja Mouret," rief der pensionierte Hauptmann erstaunt.

Lebhafte Neugier malte sich auf allen Gesichtern und prüfend betrachtete man Mouret vom Kopfe bis zum Fuße.

„Nun, Sie machen wohl einen kleinen Spaziergang?" fuhr der Hauptmann fort, welcher am verwegensten schien.

„Allerdings, einen kleinen Spaziergang," bestätigte Mouret zerstreut; „das Wetter ist so schön."

Ein bedeutsames Lächeln war die Antwort seiner Freunde; denn sie froren und der Himmel hatte sich ganz mit Wolken bedeckt.

„Jawohl, reizend," brummte der ehemalige Gerber, „Sie scheinen gar nicht empfindlich zu sein . . . Allerdings

sind, Sie auch schon wintermäßig gekleidet. Was tragen Sie denn da für einen komischen Ueberzieher?"

Ein höhnisches Gelächter erscholl und schien in Mouret plötzlich eine Vermutung wach zu rufen. Rasch drehte er sich um und sagte:

„Sehen Sie doch einmal nach, ob mir jemand eine Sonne auf den Rücken gemalt hat."

Noch toller ward das Lachen und der Hauptmann, zugleich der Spaßvogel der Gesellschaft, entgegnete:

„Wo denn eine Sonne? Ich sehe nur einen Mond."

Diese Bemerkung erregte allgemeine Heiterkeit und wurde für ungeheuer geistreich erachtet.

„Einen Mond?" versetzte Mouret. „Dann thun Sie mir den Gefallen, denselben wegzuwischen; er hat mir schon viel Aerger verursacht."

Der Hauptmann klopfte ihn mehrmal tüchtig auf den Rücken und fügte hinzu:

„So! mein Guter, nun sind Sie das Ding los! Es muß wahrlich nicht angenehm sein, einen Mond auf dem Rücken zu haben ... Ich dächte, Sie sähen auch etwas leidend aus."

„Allerdings bin ich nicht recht wohl," antwortete er in gleichgültigem Tone, und da er jetzt ein sonderbares Zischeln auf der Bank zu vernehmen glaubte, fuhr er hastig fort:

„Oh! zu Hause habe ich es ganz gut. Meine Frau ist sehr liebenswürdig, ja, sie verzärtelt mich fast ... Aber ich brauche viel Ruhe und deshalb gehe ich jetzt

nur ganz selten aus. Wenn ich geheilt bin, werde ich meine Geschäfte wieder in die Hand nehmen."

„Ach!" unterbrach ihn barsch der ehemalige Gerbermeister, „aber es wird doch behauptet, daß Ihre Frau nicht wohl sei."

„Meine Frau ... Die ist nicht krank, das sind Lügen!" rief er erregt aus. „Ihr fehlt gar nichts ... Man ist nur ärgerlich auf uns, weil wir so ruhig leben ... Wie? meine Frau krank? Nicht einmal Kopfschmerzen hat sie."

So fuhr er in kurzen abgebrochenen Sätzen fort; aber seine unstäten Blicke verrieten, daß er eine Lüge sagte. Seine Freunde schüttelten mitleidig den Kopf, während der Hauptmann sich mit dem Zeigefinger an die Stirn klopfte. Ein früherer Hutmacher aus der Vorstadt, welcher Mouret von seiner Kravatte an bis zum letzten Knopfe seines Ueberziehers gemustert hatte, war jetzt völlig in den Anblick seiner Schuhe vertieft. Der Schnürsenkel des linken Schuhes war nämlich nicht gebunden, was dem Hutmacher als etwas ganz Unerhörtes erschien; er stieß seine Nachbarn mit dem Ellbogen und zeigte ihnen mit verächtlichem Augenzwinkern die herabhängenden Enden dieses Schnürsenkels. Bald waren aller Blicke nach dieser Stelle gerichtet, und man zuckte die Achseln, als wolle man damit andeuten, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei.

„Mouret," sagte der Hauptmann in väterlichem Tone, „bringen Sie doch Ihre Schuhriemen in Ordnung."

Mouret schaute auf seine Füße; aber er schien die Bemerkung nicht zu verstehen und fuhr fort zu reden.

Da man ihm aber keine Antwort mehr gab, schwieg er, blieb noch einige Augenblicke stehen und setzte dann langsam seinen Weg fort.

„Gebt Acht, der wird wohl noch fallen," erklärte der Gerbermeister, indem er aufstand und dem Dahinwandelnden mit den Blicken folgte.

„Nun, ist das nicht drollig?"

Als Mouret am Ende der Promenade am Jugendklub vorbeikam, vernahm er jenes leise Kichern wieder, das ihn schon von Anfang an begleitete. An der Thür des Klublokals sah er Severin Rastoil, der eine Gruppe junger Leute auf ihn aufmerksam machte. Jetzt wurde es ihm allmählich klar, daß man über ihn lachte; eine Art Furcht erfaßte ihn und gesenkten Hauptes schlich er an den Häusern hin, ohne sich den Grund einer solchen Erbitterung erklären zu können. Als er aber in die Rue Canquoin einbiegen wollte, hörte er hinter sich ein Geräusch und bemerkte, daß ihm drei Gassenbuben folgten; zwei größere mit frechen Gesichtern und ein ganz kleiner, der eine aus dem Rinnstein aufgelesene faule Orange in der Hand hielt. Hierauf schritt er der Rue Canquoin entlang, quer über den Platz des Récollets und gelangte so in die Rue de la Bonne. Die Gassenbuben folgten ihm immer noch.

„Ich soll euch wohl bei den Ohren nehmen?" rief er ihnen zu, indem er rasch auf sie zuging.

Sie aber sprangen auf die Seite, lachten, heulten und krochen auf allen Vieren davon. Mouret errötete; allein er suchte seine Aufregung zu bezähmen und setzte seinen Weg fort. Am schrecklichsten war ihm der Ge-

danke, mit diesem Gefolge von Taugenichtsen über den Präfekturplatz und an den Fenstern von Rougons vorbei zu müssen. In der That sah er sich zu einem Umwege genötigt, um nicht seiner Schwiegermutter zu begegnen, welche eben mit Frau von Condamine aus dem Vespergottesdienste kam.

„Halt auf! der Wolf ist los!“ schrieen die Jöhren.

Dann hörte Mouret, der mit kaltem Angstschweiß auf der Stirn vorwärtseilte, wie die alte Frau Rougon zu der Frau des Provinzialinspektors sagte:

„O! sehen Sie nur den Unglücklichen! Es ist eine wahre Schande; das können wir nicht länger dulden.“

Nun ließ Mouret sich nicht länger halten; so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, eilte er nach der Rue Balande, hinter ihm her ein Schwarm von zehn bis zwölf Gassenbuben. Es kam ihm vor, als ob die Ladeninhaber der Rue de la Bonne, die Marktweiber, die Spaziergänger der Promenade, die jungen Herrn aus dem Klub, die Rougon, die Condamine, kurz, ganz Plassans hohnlachend sich hinter ihm her drängte.

„Halt auf!“ heulten die Gassenbuben.

„Hoppla! hoppla! der sieht zu drollig aus mit seinem Ueberzieher.“

„Heda! ihr müßt durch die Taravelle rennen!“

„Na, immer trab!“

Mouret nahm einen verzweifelten Anlauf, um seine Hausthür zu erreichen; allein er glitt aus und rollte längslang auf das Trottoir, wo er einige Sekunden regungslos liegen blieb. Mit lautem Triumphgeschrei um-

ringten ihn die Gassenbuben; jener kleine indeß trat mit ernster Miene vor und warf ihm die faule Orange ins Gesicht. Mühsam erhob sich Mouret endlich und eilte, ohne sich abzuwischen, ins Haus, während Rosa die nichtsnutzigen Jöhren mit dem Besen vertreiben mußte.

Seit diesem Sonntag war ganz Plassans davon überzeugt, daß Mouret verrückt sei, und die erstaunlichsten Dinge wurden berichtet.

Unter anderm hieß es, er schließe sich tagelang in ein Zimmer ein, welches seit Jahr und Tag nicht mehr ausgefegt worden sei, und diese Geschichte war auch nicht etwa aus Spaß erfunden, denn die Personen, welche sie erzählten, hatten sie aus dem eigenen Munde der Köchin erfahren.

Was mochte er nun wohl in diesem Zimmer anfangen? Die Meinungen waren geteilt; die Köchin behauptete, er stelle sich tot, und auf dem Markte glaubte man steif und fest, er habe daselbst einen Sarg versteckt, in welchem er sich von früh bis abends mit offenen Augen und über der Brust gekreuzten Händen auszustrecken pflege.

„Schon lange drohte ihm diese Krisis,“ wiederholte Olympia in allen Läden. „Wissen Sie, er wurde von Tag zu Tag trauriger und verbarg sich gerade wie ein Tier, wenn es krank wird. Schon an dem Tage, wo ich in das Haus gezogen bin, habe ich zu meinem Manne gesagt: „Unser Wirt scheint auch bald auf dem letzten Loche zu pfeifen.“ Seine Blicke waren matt, sein Benehmen unstät und seitdem hat es in dem Hause stets wacklig gestanden ... Er zeigte die sonderlichsten Grillen,

zählte die Zuckerstückchen und schloß sogar das Brot ein; ja, er war so geizig, daß seine arme Frau in der letzten Zeit keine Schuhe mehr anzuziehen hatte ... Ich bedaure die Unglückliche von ganzem Herzen! Stellen Sie sich nur einmal das Leben mit so einem Hanswurst vor, der sich nicht einmal bei Tische zu benehmen weiß, der mitten in der Mahlzeit seine Serviette bei Seite wirft und stumpfsinnig sich entfernt, nachdem er in seinem Teller umhergepatscht hat ... Und dabei war er so eigensinnig, daß er wegen einer lumpigen Büchse Senf den größten Skandal machte. Jetzt sagt er gar nichts mehr; wie ein wildes Tier starrt er vor sich hin und springt den Leuten an den Hals, ohne auch nur einen Ton von sich zu geben ... Da könnte ich sonderbare Dinge erzählen, wenn ich reden wollte ..."

Wenn sie nun bei allen die brennendste Neugierde wachgerufen hatte und man sie mit Fragen bestürmte, murmelte sie:

„Nein, nein, das geht mich nichts an ... Frau Mouret ist eine fromme Dame, welche wie eine wahre Christin duldet; sie hat ihre eigenen Ideen darüber und die muß man respektieren ... Denken Sie nur, er hat ihr sogar mit einem Rasiermesser den Hals durchschneiden wollen!"

Obwohl sie immer eine und dieselbe Geschichte erzählte, so erzielte sie doch die eine Wirkung, daß die Frommen wütend die Fäuste ballten und den Mouret am liebsten erwürgt hätten. Wenn ein Ungläubiger den Kopf schüttelte, so wußte man ihn einfach damit in Verlegenheit zu bringen, daß man von ihm eine Erklärung jener

verächtlichen schrecklichen Szene verlangte; denn nur ein Verrückter kann es fertig bringen, seine Frau, sobald dieselbe im Bett liegt, an der Gurgel zu packen. Gerade hierin lag etwas Geheimnisvolles, das viel dazu beitrug, die Geschichte in der Stadt zu verbreiten. Fast einen Monat lang nahm die Aufregung immer mehr zu; allein trotz der von Olympia ausgesprengten tragischen Klatschgeschichten vergingen in der Rue Balande die Nächte jetzt ganz ruhig. Martha wurde jedesmal von einer nervösen Ungeduld ergriffen, wenn ihre intimen Freundinnen ihr zur größten Vorsicht rieten, ohne sich weiter deutlich auszusprechen.

„Sie wollen wohl durchaus nach ihrem Kopfe handeln, nicht wahr?“ sagte Rosa. „Geben Sie nur Acht, er wird schon wieder anfangen und eines schönen Morgens werden wir Sie vielleicht gar ermordet finden.“

Sonderbarer Weise kam Frau Rougon jetzt fast alle zwei Tage herbei und mit angsterfüllten Blicken richtete sie im Vorzimmer an Rosa die Frage:

„Nun? heute kein Unglücksfall?“

Darauf umarmte sie ihre Tochter mit zärtlicher Glut, als hätte sie befürchtet, dieselbe nicht mehr am Leben zu finden. Sie verbringe schreckliche Nächte, pflegte sie zu sagen; sie zittere bei jedem Klingeltone und denke immer, man werde ihr irgend ein Unglück melden.

Und wenn dann Martha ihr die Versicherung gab, sie laufe gar keine Gefahr, rief sie erstaunt:

„Du bist ein wahrer Engel! Ich glaube, wenn ich nicht da wäre, würdest Du Dich hinmorden lassen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Aber sei nur ruhig, ich

wache über Dich, und sobald Dein Mann auch nur einen Finger wider Dich erhebt, hat er es mit mir zu thun."

Deutlicher sprach sie sich nicht aus. In Wahrheit aber lief sie bei allen maßgebenden Personen Plassans' umher; sie hatte das Unglück ihrer Tochter dem Maire, dem Unterpräfekten, sowie dem Gerichtspräsidenten erzählt und sich dabei unbedingtes Schweigen versichern lassen.

„Eine verzweifelte Mutter wendet sich an Sie," flüsterte sie mit thränendem Auge; „ich vertraue Ihnen die Ehre, den guten Ruf meiner Tochter an. Mein Mann würde krank werden, wenn es zu einem öffentlichen Skandal käme, und ich kann doch nicht warten, bis eine verhängnisvolle Katastrophe eintritt . . . Helfen Sie mir, sagen Sie mir, was ich thun soll."

Die Herren suchten sie auf die liebenswürdigste Weise zu beruhigen und versprachen ihr, sie würden im Stillen über Marthas Wohl wachen und bei der geringsten Gefahr einschreiten. Besonders dringend gestaltete sie ihre Bitten bei Herrn Pequeur von Saulaies und Herrn Rastoil, den Nachbarn ihres Schwiegersohnes, die ja als solche im Stande waren, bei irgend einem Unglück sofort zur Hand zu sein.

Die Geschichte von dem sonderbaren Narren, welcher regelmäßig punkt Mitternacht seinen Anfall bekam, fand besonders reges Interesse unter den beiden Gesellschaften, welche im Garten Mourets zusammenzukommen pflegten. Der Abbé Faujas, welcher jetzt bereits um vier Uhr herunterkam und mit Grazie die Honneurs machte, wurde mit ganz besonderer Zuvorkommenheit begrüßt; während

er selbst in seiner zurückhaltenden Stellung verharrte In den ersten Tagen erlaubte man sich nur unbestimmte Anspielungen auf die traurigen Vorgänge im Hause; aber eines Dienstags frug Herr Maffre, indem er mit ängstlichen Blicken nach einem Fenster des ersten Stockes deutete:

„Das ist das Zimmer, nicht wahr?"

Nun wurde von den beiden Gesellschaften in geheimnisvoller Weise über das sonderbare Abenteuer gesprochen, welches das ganze Viertel in Aufregung erhielt; allein der Priester gab nur ganz unbestimmte Andeutungen.

„Nun, Herr Doktor," frug Frau von Condamine Herrn Porquier, „was denken Sie als Hausarzt denn über die ganze Sache?"

Der Doktor Porquier schüttelte lange schweigend mit dem Kopfe; endlich murmelte er:

„Das ist eine äußerst kritische Sache. Frau Mourets Gesundheitszustand ist äußerst bedenklich und was Herrn Mouret anbetrifft ..."

„Ich habe Frau Rougon getroffen," unterbrach ihn der Unterpräfekt; „die arme Dame lebt in großer Besorgnis."

„Ihr Schwiegersohn ist ihr von jeher ein großer Dorn im Auge gewesen," bemerkte Herr von Condamine unsanft. „Neulich habe ich Mouret im Club getroffen, da hat er mir eine Partie Piquet abgenommen und ist mir dabei eben so klug wie gewöhnlich erschienen ... Ein großes Talent ist ja der gute Mann überhaupt nie gewesen."

„Ich habe ja nicht, wie der gemeine Mann, behauptet, daß er verrückt sei," entgegnete der Doktor, welcher sich beleidigt fühlte; „nur halte ich es auch nicht für klug, ihn frei umhergehen zu lassen."

Diese Worte riefen eine gewisse Aufregung hervor; Herr Rastoil betrachtete unwillkürlich die Mauer, welche die beiden Gärten trennte und aller Blicke lenkten sich auf den Doktor.

„Ich kannte," fuhr dieser fort, „eine reizende Dame, welche großen Aufwand machte, Diners gab, die angesehensten Personen bei sich empfing und sogar sich sehr geistreich unterhalten konnte. Nun, sobald diese Dame sich in ihrem Zimmer befand, schloß sie sich ein und verbrachte einen Teil der Nacht damit, auf allen Vieren im Zimmer umherzulaufen und wie ein Hund zu bellen. Ihre Leute glaubten lange Zeit, sie halte einen Hund in ihrem Zimmer verborgen . . . Diese Dame lieferte ein vortreffliches Beispiel für das, was wir Aerzte chronischen Wahnsinn nennen."

Der Abbé Surin konnte kaum das Lachen unterdrücken, als er die Damen Rastoil ansah, welchen diese Geschichte ungeheuren Spaß zu machen schien; der Doktor Porquier aber schneuzte sich und fügte mit ernster Miene hinzu:

„Ich könnte noch zahlreiche Geschichten derart berichten, von Leuten, welche bei voller Vernunft zu sein scheinen und dennoch die erstaunlichsten Extravaganzen begehen, sobald sie sich allein wissen. So hat Herr von Bourdeu in Valence einen Marquis sehr gut gekannt, den ich aber nicht nennen will . . ."

„Es war mein intimster Freund," bemerkte Herr von Bourdeu; „er speiste oft in der Präfektur. Seine Geschichte hat ein ungemeines Aufsehen erregt."

„Was für eine Geschichte denn?" frug Frau von Condamine, als sie sah, daß der Doktor und der ehemalige Präfekt schwiegen.

„Die Geschichte ist allerdings nicht besonders delikat," versetzte Herr von Bourdeu lachend; „der Marquis brachte oft tagelang in seinem Kabinet zu und behauptete, er sei mit einem großen nationalökonomischen Werke beschäftigt . . . Nach Verlauf von zehn Jahren endlich entdeckte man, daß er darin von früh bis abends kleine Kugeln aus . . ."

„Aus seinem eigenen Kot machte," fiel der Doktor ihm mit so ernster Miene ins Wort, daß die Bemerkung durchging, ohne daß selbst die Damen erröteten.

„Ich," sagte der Abbé Bourrette, welchen diese Anekdoten wie Feengeschichten ergötzten, „habe auch ein recht sonderbares Beichtkind gehabt . . . Ihre Leidenschaft war es, Fliegen zu töten; kaum sah sie ein solches Insekt, als sie auch schon einen unwiderstehlichen Drang verspürte, dasselbe zu fangen. Zu Hause spießte sie ihre Opfer auf Stricknadeln. Kam sie aber dann zur Beichte, so weinte sie bitterlich, klagte sich des Todes dieser armen Tierchen an und glaubte, der Verdammnis anheimzufallen . . . Es ist mir auch nie gelungen, sie von diesem Wahn zu befreien."

Diese Geschichte erntete einen so bedeutenden Erfolg, daß selbst Herr Pequeur von Saulaies und Herr Rastoil zu lächeln geruhten.

„Das ist nun nicht besonders schlimm, Fliegen zu töten," antwortete der Doktor. „Aber nicht alle chronisch Verrückten sind so harmlos. Manche peinigen ihre Familie, die einen trinken, die andern ergeben sich geheimen Ausschweifungen, noch andere stehlen aus Begierde, oder ihr Stolz, ihre Eifersucht, ihr Ehrgeiz kennt kein Ziel. Dabei verstehen sie oft so meisterlich zu heucheln, daß sie sich schließlich selbst beobachten, die verwickeltsten Projekte ausführen; ganz vernünftige Antworten geben, ohne daß jemand ihre Geistesstörung ahnen könne; sobald sie aber vertraut werden oder mit ihrem Opfer allein sind, überlassen sie sich ganz ihren verrückten grausamen Einfällen ... Wenn sie nicht gerade sichtbar morden, so würgen sie ihre Opfer mit der Zeit ab."

„Wie steht es denn da mit Herrn Mouret?" frug Frau von Condamine.

„Herr Mouret ist von jeher zänkisch, unruhig und herrschsüchtig gewesen. Bei ihm scheint sich die Störung mit dem Alter verschlimmert zu haben. Heutzutage zögere ich gar nicht, ihn unter die bösartigen Wahnsinnigen zu rechnen ... Ich habe eine Patientin gehabt, welche sich genau wie er in ein entlegenes Zimmer einschloß und darin ganze Tage lang die scheußlichsten Pläne aussann."

„Aber, Herr Doktor, wenn das Ihre Ansicht ist, so müssen wir doch Anzeige erstatten!" rief Herr Rastoil aus. „Sie sollten deshalb an eine Rechtsperson einen Rapport schreiben."

Der Doktor Porquier konnte hier eine gewisse Verlegenheit nicht unterdrücken und erwiderte:

„Sobald ich verlangt werde und die Dinge einen ernsten Charakter annehmen, werde ich meine Pflicht thun.“

„Ach was!“ bemerkte Herr von Condamine boshaft, „das sind noch lange nicht die schlimmsten Narren, von denen man es denkt ... Für einen Irrenarzt giebt es überhaupt kein gesundes Gehirn ... Der Doktor hat uns soeben eine Seite aus einem Buche citiert, das über den chronischen Wahnsinn handelt und das ich bei der Lektüre gerade so interessant gefunden habe, wie einen Roman.“

Der Abbé Faujas hatte neugierig zugehört, ohne sich an der Unterhaltung selbst zu beteiligen und da jetzt allgemeines Schweigen eingetreten war, gab er zu verstehen, daß solche Tollhäuslergeschichten die Damen nur unnötig aufregten und man deshalb lieber von etwas anderem sprechen solle. Allein die Neugierde war einmal wach gerufen und so begann man jetzt jede Bewegung Mourets zu belauschen. Dieser kam täglich nur noch eine Stunde lang in den Garten und zwar nach dem Frühstück, während die beiden Faujas mit seiner Frau bei Tische sitzen blieben. Kaum hatte er aber die Schwelle überschritten, als er auch schon von beiden Nachbargärten beobachtet wurde. Blieb er einmal bei einem Gemüsebeet stehen, interessierte er sich an einer besonders üppigen Salatpflanze oder machte er irgend eine Handbewegung, so war dies genügend, um rechts und links von ihm die wunderlichsten Vermutungen wachzurufen. Alle Welt stand gegen ihn, und nur Herr von Condamine suchte ihn noch in Schutz zu nehmen. Aber

eines Tages sagte zu diesem die schöne Octavia beim Frühstück:

„Was kann es Dich nur eigentlich kümmern, ob dieser Mouret verrückt ist oder nicht?“

„Durchaus nichts, liebe Freundin,“ antwortete er erstaunt.

„Nun also, dann laß den Narren gehen, wenn alle behaupten, er sei verrückt ... Ich begreife nicht, weshalb Du immer anderer Meinung sein willst, als Deine Frau. Das wird Dir kein Glück bringen, mein Lieber ... Sei doch wenigstens so vernünftig, in Plassans nicht geistreich sein zu wollen.“

Herr von Condamine erwiderte lächelnd:

„Du hast ja immer recht und weißt, daß ich Dir mein Glück anvertraut habe ... Heute brauchst Du mich nicht zum Essen zu erwarten; denn ich reite nach Eutrope, um einen Holzschlag zu besichtigen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Frau von Condamine wußte recht wohl, daß er in Saint-Eutrope ein Verhältnis mit einem hübschen jungen Mädchen unterhielt. Allein sie war in dieser Beziehung sehr duldsam und hatte ihn schon zweimal von den Folgen sehr undelikater Geschichten gerettet. Was ihn anbetraf, so war er über die Tugendhaftigkeit seiner Frau ganz unbesorgt; denn er wußte, daß sie viel zu schlau war, um in Plassans irgend eine Intrigue zu spinnen.

„Wissen Sie denn eigentlich, womit Mouret sich in seinem Zimmer die Zeit vertreibt?“ sagte eines Tages der Provinzialinspekter in der Unterpräfektur. „Nun, er [illegible]hlt nach, wie oft der Buchstabe S in der Bibel vor-

kommt; dabei fürchtet er aber immer, sich verrechnet zu haben und hat deshalb seine Zählung schon drei mal wieder angefangen . . . Meiner Treu! Sie hatten recht, dieser Kauz ist verrückt!“

Seit dieser Zeit zog Herr von Condamiue in geradezu schrecklicher Weise über Mouret her. Er trieb sogar die Sache etwas zu weit, indem er seine ganze Erfindungsgabe daran setzte, um durch allerhand anstößige Berichte die Familie Rastoil zu erschrecken. Eines Tages erzählte er, er habe Mouret ganz nackt und nur mit einer Haube auf dem Kopfe am Fenster stehen und die tollsten Verbeugungen machen sehen. Ein anderes Mal wieder versicherte er, drei Meilen von der Stadt entfernt beobachtet zu haben, wie Mouret in einem kleinen Gehölz umhergesprungen sei, und als der Friedensrichter Zweifel zu hegen schien, erklärte er entrüstet, daß Mouret recht wohl, ohne daß man es merke, an der Dachrinne herabklettern könne. Alle lachten; aber schon am nächsten Tage verbreitete das Dienstmädchen Rastoils diese außergewöhnlichen Berichte in der ganzen Stadt.

Eines Nachmittags erzählte das ältere Fräulein Rastoil, Aurelie, unter tiefem Erröten, daß sie am Abend zuvor gegen Mitternacht am Fenster gestanden und den Nachbar mit einer großen Kerze in der Hand im Garten haben umhergehen sehen. Herr von Condamine glaubte anfangs, die junge Dame wolle sich über ihn lustig machen, allein sie führte ganz genaue Einzelheiten an.

„Er hielt die Kerze in der Hand, kniete nieder und kroch schluchzend auf dem Boden hin.“

„Vielleicht hat er einen Mord begangen und den Leichnam in seinem Garten vergraben,“ bemerkte Herr Maffre erbleichend.

Nun kamen beide Gesellschaften dahin überein, eines Abends, nötigenfalls bis Mitternacht Wache zu halten, um sich über dieses Abenteuer Aufklärung zu schaffen. Bereits in der folgenden Nacht standen sie auf der Lauer; aber Mouret erschien nicht. So vergingen drei Abende resultatlos und die Gesellschaft der Unterpräfektur wollte schon den Plan aufgeben; Frau von Condamine weigerte sich, unter den Kastanienbäumen stehen zu bleiben, wo es stockfinster war, als in der vierten Nacht bei Mourets im Erdgeschoß ein Lichtschimmer sichtbar ward. Herr Pequeur von Saulaies hiervon in Kenntnis gesetzt, schlich selbst in das Chevillottengäßchen, um die Familie Rastoil einzuladen, auf die Terrasse seines Hauses zu kommen, von wo aus man den ganzen Nachbargarten übersehen konnte. Der Präsident, welcher gerade mit seinen Fräuleins hinter der Kaskade auf der Lauer lag, zögerte anfangs und überlegte, daß er in politischer Hinsicht eigentlich sich eine Blöße gab, wenn er zu dem Unterpräfekten ging; allein die Nacht war so finster und seine Tochter hielt soviel darauf, die Wahrheit ihrer Erzählung zu beweisen, daß er Herrn Pequeur ganz leise folgte. Bei dieser Gelegenheit überschritt in Plassans zum ersten Male ein Legitimist die Schwelle eines bonapartistischen Beamten.

„Machen Sie ja kein Geräusch,“ warnte der Unterpräfekt; „ducken Sie sich lieber auf der Terrasse nieder.“

Herr Rastoil und seine Töchter trafen hier mit dem Doktor Porquier, Frau von Condamine und deren Mann zusammen. Es herrschte eine so dichte Finsternis, daß keines das andere sehen konnte, und atemlos lauschten alle. Mouret hatte sich soeben auf der Freitreppe gezeigt und trug einen großen Küchenleuchter mit einer Kerze in der Hand.

„Sie sehen also, daß er eine Kerze trägt,“ flüsterte Aurelie.

Langsam stieg Mouret die Treppe hinab, wandte sich links und blieb unbeweglich vor einem Salatbeet stehen. Hier hob er die Kerze hoch empor, um die Pflanze zu beleuchten, wobei sein Gesicht sich ganz gelb von dem nächtlichen Hintergrunde abhob.

„Welch ein Gesicht,“ sagte Frau von Condamine; „das sehe ich im Traume wieder, so viel ist sicher ... Wandelt denn der im Mann Schlaf, Herr Doktor?“

„O nein,“ versetzte Herr Porquier;“ er ist kein Schlafwandler, er ist ganz munter ... Sie können ganz deutlich seine starren Blicke unterscheiden; eben so bitte ich Sie, die Steifheit seiner Bewegungen zu beobachten.“

„Seien Sie doch ruhig, wir wollen jetzt keine großen Auseinandersetzungen hören,“ unterbrach ihn Herr Pequeur von Saulaies.

Hierauf herrschte wieder tiefstes Schweigen. Mouret war über die Hecken hinweggestiegen und kniete jetzt inmitten der Salatpflanzen. Er senkte das Licht und schien unter den Blättern etwas zu suchen. Von Zeit zu Zeit ließ er ein leises Brummen hören und es hatte den

Anschein, als zerdrücke er dabei etwas am Boden. Das dauerte fast eine halbe Stunde.

„Sehen Sie, er weint, ich sagte es gleich," lispelte Aurelie in selbstgefälligem Tone.

„Es ist wirklich schrecklich," stammelte Frau von Condamine. „Wir wollen umkehren, ich bitte Sie."

In diesem Augenblicke ließ Mouret seine Kerze fallen und diese erlosch, worauf man ihn wieder die Treppe hinaufstolpern hörte. Beide Fräuleins Rastoil waren zu Tode erschrocken und beruhigten sich erst, als Herr Pequeur von Saulaies in seinem kleinen hellerleuchteten Salon die ganze Gesellschaft mit Thee und Biscuits regalierte. Frau von Condamine, noch immer am ganzen Leibe zitternd, setzte sich in die Ecke einer Causeuse und versicherte lächelnd, daß sie noch nie einen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüt empfunden habe, selbst damals nicht, als sie eines Morgens, ihrer Neugierde folgend, einer Hinrichtung zugesehen habe.

„Es ist doch sonderbar," sagte Herr Rastoil, der seit einigen Augenblicken in tiefes Nachdenken versunken war, „es sah aus, als suche Mouret Schnecken unter seinem Salat. Diese Tiere bringen den Gärten großen Schaden und es ist mir erzählt worden, daß man dieselben am besten in der Nacht tötet."

„Ja wohl, Schnecken!" rief Herr von Condamine; „der wird sich gerade um die Schnecken kümmern! Oder sucht man etwa die Schnecken mit einem Lichte? Ich glaube vielmehr, wie Herr Maffre, daß irgend ein Verbrechen dahinter steckt ... Hat dieser Mouret nicht früher

einmal ein Dienstmädchen gehabt, das plötzlich verschwunden ist? Man sollte eine Nachforschung anstellen."

Herr Pequeur von Saulaies merkte jetzt, daß sein Freund der Provinzialinspektor etwas zu weit gehe und deshalb murmelte er, indem er einen Schluck Thee nahm:

„Nein, nein, mein Lieber. Er ist einfach verrückt und hat solche sonderbare Einfälle ... Das ist schon schrecklich genug."

Hierbei nahm er den Biscuitteller, präsentierte denselben den Fräuleins Rastoil mit einer graziösen Verbeugung, stellte ihn wieder an seinen Platz und fuhr fort:

„Wenn man nun gar noch bedenkt, daß dieser Unglückliche sich mit Politik beschäftigt hat! Ich will Ihnen deshalb keineswegs Ihre Beziehungen zu den Republikanern zum Vorwurfe machen, Herr Präsident; aber das müssen Sie doch zugeben, daß der Marquis von Lagrifoul in jenem einen sonderbaren Parteigänger gehabt hat."

Herr Rastoil war sehr ernst geworden, sagte aber kein Wort, sondern machte nur eine bedeutsame Handbewegung.

„Und er beschäftigt sich noch immer damit; vielleicht hat ihm gar die Politik den Kopf verdreht," sagte die schöne Octavie, indem sie sich zierlich den Mund abwischte. „Er soll sich sehr eifrig für die nächsten Wahlen interessieren, nicht wahr, mein Freund?"

„Aber er wird daran zu Grunde gehen!" rief Herr von Condamine; „überall schreit er aus, er habe über

die Wahlen zu verfügen und könne, wenn er wolle, selbst einen Schuster durchbringen."

„Sie übertreiben es," warf der Herr Porquier ein; „er hat lange nicht mehr so viel Einfluß, die ganze Stadt macht sich über ihn lustig."

„Gerade da sind Sie auf dem Holzwege. Wenn er will, so hat er das ganze alte Viertel und eine große Anzahl Dörfer für sich ... Zwar ist er verrückt, aber das empfiehlt ihn erst recht.... Für einen Republikaner finde ich ihn noch ganz vernünftig."

Dieser sehr mittelmäßige Witz erntete lebhaften Beifall und selbst die Fräuleins Rastoil kicherten wie ein Paar Backfischchen. Der Präsident nickte beifällig und erklärte, indem er den Blicken des Unterpräfekten auswich:

„Lagrifoul hat uns doch wahrlich auch nicht die Dienste geleistet, welche wir zu erwarten berechtigt waren; aber ein Schuster, das wäre zu viel Schmach für Plassans!"

Und rasch, als wolle er die soeben gegebene Erklärung bemänteln, setzte er hinzu:

„Es ist bereits ein halb zwei Uhr ... Unsern verbindlichsten Dank, Herr Unterpräfekt."

„Kurz und gut," bemerkte Frau von Condamine, ein Shawltuch um die Schultern werfend, „man kann die Wahlen nicht durch einen Mann leiten lassen, der mitten in der Nacht auf seine Salatpflanzen niederkniet."

Bald war diese Nachtszene allgemein bekannt und Herr von Condamine hatte leichtes Spiel, als er das Abenteuer Herrn von Bourdeu, Herrn Maffre und dem

Abbé erzählte, welche den Nachbar mit der Kerze nicht gesehen hatten. Drei Tage später ging im Viertel das Gerücht, man habe den Verrückten gesehen, wie er, den Kopf mit seinem Bettuche verhüllt, umhergegangen sei. Bei den Nachmittagszusammenkünften unter der Laube beschäftigte man sich vorzugsweise damit, ob die Wahl von Mourets Schuster möglich sei oder nicht. Es war dies zugleich eine Gelegenheit, einander in politischer Hinsicht auf den Zahn zu fühlen. Herr von Bourdeu glaubte an gewissen vertraulichen Bemerkungen des Präsidenten zu merken, daß ein stillschweigendes Einvernehmen zwischen der Unterpräfektur und der gemäßigten Opposition möglich sei und man auf diese Weise die Republikaner aufs Haupt schlagen könne. Ebenso zeigte er sich mehr und mehr sarkastisch gegen den Marquis v. Lagrifoul, dessen geringfügigste Versehen in der Kammer er mit ziemlicher Genauigkeit an die große Glocke hing. Herr Delangre, welcher sich nur von Zeit zu Zeit sehen ließ, indem er die Sorgen in seiner Stadtverwaltung zum Vorwande nahm, lächelte verstohlen, sobald der ehemalige Präfekt wieder seinen Spott losließ.

„So kann man den Marquis nur gleich begraben, Herr Pfarrer,“ flüsterte er eines Tages dem Abbé Faujas ins Ohr.

Frau von Condamine, welche diese Worte hörte, drehte sich um und legte den Finger an die Lippen.

Der Abbé Faujas ließ jetzt ruhig in seiner Gegenwart von Politik sprechen; zuweilen gab er sogar selbst eine Meinung ab und entschied sich für die Einigung der ehrbar und religiös gesinnten Elemente. Nun suchten

alle ihn in dieser Hinsicht zu überbieten, Herr Pequeur von Saulaies, Herr Rastoil, Herr von Bourdeu, ja sogar Herr Maffre. Es müsse, hieß es, für die Gutgesinnten ein Leichtes sein, sich zu verständigen und gemeinsam für die Festigung der großen Prinzipien zu arbeiten, ohne welche eine Gesellschaft überhaupt nicht denkbar sei. Besonders drehte sich dabei die Unterhaltung um das Eigentum, die Familie und die Religion und wenn bisweilen der Name Mouret erwähnt ward, murmelte Herr von Condamine:

„Es ist mir jedesmal bange, wenn meine Frau hinterherkommt. Ja du lieber Gott, ich fürchte mich! . . . Geben Sie nur Acht; wenn jener bei den Wahlen noch in Freiheit ist, werden wir merkwürdige Dinge erleben!“

Unterdessen suchte Trouche jeden Morgen, wenn er mit Faujas sprach, diesen zu erschrecken. Er brachte ihm die beunruhigendsten Nachrichten, indem er erzählte, daß die Arbeiter im alten Viertel sich viel zu sehr mit dem Hause Mouret beschäftigten, daß sie beabsichtigten, den Mann zu besuchen, seinen Zustand zu prüfen und seine Meinung zu hören.

Gewöhnlich zuckte der Priester nur mit den Achseln. Aber eines Tages kam Trouche jubelnd aus seinem Zimmer gestürzt, umarmte Olympia und rief:

„Diesmal, meine Liebe, ist es erreicht.“

„Er erlaubt Dir also, zu handeln?“ frug sie.

„Ja wohl, volle Freiheit läßt er mir . . . Nun werden wir wohl endlich Ruhe haben, wenn der andere uns nicht mehr im Wege ist.“

Olympia, welche noch im Bett lag, wand sich vor Uebermut unter der Decke hin und her, schnellte sich empor wie ein Karpfen und lachte wie besessen.

„Ausgezeichnet!" rief sie; „alles wird unser, nicht wahr? . . . Ich werde dann ein anderes Zimmer nehmen, ungestört in den Garten gehen und unten kochen . . . Siehst Du! mein Bruder ist uns das alles schuldig; denn Du hast ihm dann einen wichtigen Dienst geleistet."

An diesem Abend kam Trouche erst gegen zehn Uhr in jenes verdächtige Kaffeelokal, wo er gewöhnlich mit Guillaume Porquier und den übrigen anständigen jungen Leuten der Stadt zusammen kam. Man spottete über seine Verspätung und sagte, er sei wahrscheinjich mit den jungen Dirnen des Jungfrauenstiftes ein Stündchen draußen hinter den Wällen spazieren gegangen. Sonst fühlte er sich durch einen solchen Witz geschmeichelt; diesmal jedoch blieb er ernst und erklärte, er habe sehr wichtige Angelegenheiten zu erledigen gehabt. Erst gegen Mitternacht, nachdem er alle auf der Ladentafel stehenden Schnapsfläschchen geleert hatte, wurde er zärtlich und mitteilsam. Er duzte sogar Guillaume und indem er, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, alle Augenblicke sein Pfeifchen von neuem anzündete, lallte er:

„Heute Abend habe ich Deinen Vater besucht. Es ist ein recht braver Mann . . . Ich brauchte nämlich eine Bescheinigung. Ach! er war so höflich und gab mir es. Ich habe es hier in der Tasche . . . Ja! anfangs wollte er allerdings nicht, aber ich sagte: „Ich komme im Auftrage der Familie, ich habe Befehl von der Mutter

. . ." Du kennst die Mutter auch; denn Du besuchst sie ja oft. Eine recht nette Frau! Sie war sehr zufrieden gewesen, als ich ihr vorher die Sache auseinandersetzte . . . Also, er hat mir das Papier gegeben. Du kannst es hier in der Tasche fühlen . . ."

Guillaume schaute ihm scharf ins Gesicht nnd verbarg seine lebhafte Neugierde unter einem zweifelnden Lächeln.

„Ich lüge nicht." fuhr der Trunkenbold fort; „das Papier steckt in meiner Tasche . . . Hast Du es gemerkt?"

„Eine Zeitung ist's," entgegnete der junge Mann.

Trouche zog hohnlachend ein großes Kouvert aus seinem Ueberzieher, welches er mitten unter die Tassen und Gläser auf den Tisch legte. Einige Augenblicke lang suchte er Guillaume abzuwehren, welcher die Hand danach ausgestreckt hatte; dann aber ließ er ihn ruhig dasselbe wegnehmen, wobei er noch stärker lachte, als habe man ihn gekitzelt. Das Kouvert enthielt ein schriftliches Gutachten des Doktor Porquier über den Geisteszustand des Herrn François Mouret, Hausbesitzers in Plassans.

„Also will man ihn einsperren?" frug Guillaume indem er das Papier zurückgab.

„Das geht Dich nichts an, Kleiner," entgegnete Trouche, der wieder mißtrauisch geworden war. „Dieses Papier ist für seine Frau; ich leiste als Freund nur gern einen Liebesdienst. Sie mag thun, was sie will . . . Sie kann sich auch wirklich nicht länger mißhandeln lassen, die arme Dame."

Er war so betrunken, daß, als man schließlich die

ganze Gesellschaft zur Thür hinauswarf, Guillaume ihn bis in die Rue Balande begleiten mußte. Auf jeder Bank der Promenade Sauvaire wollte er sich niederlegen und auf dem Präfekturplatze angelangt, stammelte er schluchzend:

„Ich habe keine Freunde mehr; weil ich arm bin, verachtet man mich . . . Du bist ein guter Kerl und sollst bei uns auch immer Kaffee trinken, wenn wir einst die Herren sind. Wenn der Abbé uns im Wege ist, so sperren wir ihn einfach zu dem andern . . . Der Abbé ist gar nicht besonders schlau, trotz seiner stolzen Miene; dem kann ich leicht ein X für ein U machen . . . Du bist mein guter Freund, nicht wahr? Mouret ist hinter Schloß und Riegel, nun können wir seinen Wein trinken."

Nachdem Guillaume Trouche bis an seine Thür gebracht hatte, begab er sich vor das Haus des Friedensrichters und ließ hier einen leisen Pfiff ertönen. Es war dies ein Signal, auf welches hin die beiden Söhne des Herrn Maffre, welche von ihrem Vater stets eigenhändig in ihr Zimmer eingeschlossen wurden, im ersten Stock ein Fenster öffneten und herabkletterten. So gingen sie in Gesellschaft des jungen Porquier jede Nacht ihren lasterhaften Streichen nach.

„Ach was!" rief dieser, als sie in eines der stillen Gäßchen draußen am Wall gelangt waren, „wir sollten uns eigentlich gar nicht genieren . . . Wenn mein Vater mich noch einmal zwingen will, zu büßen, so weiß ich schon, was ich ihm dann zur Antwort gebe . . . Wettet ihr mit, daß ich, wenn ich will, mich in den Jugendklub kann aufnehmen lassen?"

Die beiden Maffre nahmen die Wette an und nun schlichen sich alle drei in ein gelb angestrichenes Haus mit grünen Jalousien, das im Hintergrunde einer Sackgasse an einer Ecke des Walles lehnte.

In der folgenden Nacht trat bei Martha wieder eine schreckliche Krisis ein. Sie hatte am Morgen einer langen religiösen Ceremonie beigewohnt und war durch Olympia veranlaßt worden, bis zu Ende zu warten. Als Rosa und die Mieter auf ihr gellendes Geschrei herbeieilten, fanden sie dieselbe am Fußende des Bettes mit einer klaffenden Stirnwunde liegen. Mouret kniete zitternd mitten im Bett.

„Diesmal hat er sie totgeschlagen!“ schrie die Köchin.

Und obwohl er nur mit dem Hemd bekleidet war, packte sie ihn und schob ihn durch das Zimmer bis in sein Bureau, dessen Thür sich auf der andern Seite des Korridors befand; darauf kehrte sie zurück, um ihm einen Mantel und einige Betten zur Deckung seiner Blöße zu holen. Trouche hatte unterdessen schleunigst den Doktor Porquier herbeigeholt und dieser verband Marthas Wunde, wobei er bemerkte, daß, wenn der Schlag zwei Linien tiefer gesessen hätte, derselbe tödlich gewesen wäre. Unten im Vorzimmer erklärte er vor allen Leuten, daß man jetzt einschreiten müsse und nicht länger das Leben der Frau Mouret der Gnade eines wütenden Narren preisgeben könne.

Martha mußte am nächsten Tage das Bett hüten. Das Fieber hatte sie noch nicht verlassen und in ihrer erhitzten Phantasie sah sie immer eine eiserne Hand, welche ein feuriges Schwert auf ihr Haupt niedersenkte. Rosa

ließ es durchaus nicht zu, daß Mouret das Krankenzimmer betrat und sie brachte ihm deshalb das Frühstück in sein Bureau. Anstatt aber zu essen, starrte er stumpfsinnig auf seinen Teller, als hinter Rosa drei schwarzgekleidete Herren ins Zimmer traten.

„Sie sind wohl die Ärzte?“ frug er. „Wie geht es ihr denn?“

„Etwas besser,“ antwortete einer der Herren.

Ganz mechanisch schnitt sich Mouret Brot ab, als wolle er zu essen beginnen.

„Die Kinder sollten hier sein,“ murmelte er; „die würden sie pflegen und wir nicht so einsam sein ... Seitdem die Kinder fort sind, ist sie krank ... Ich bin auch nicht mehr recht wohl.“

Hierbei hatte er ein Stück Brot in den Mund geschoben und große Thränen rollten über seine Wangen herab. Da frug die Person, welche vorher schon auf seine Frage geantwortet hatte, indem sie einen Blick auf ihre Begleiter warf:

„Sollen wir Ihre Kinder holen?“

„Ja, ja!“ rief Mouret aus und stand auf. „Wir wollen sofort gehen.“

Auf der Treppe sah er gar nicht, daß Trouche und dessen Frau, über das Geländer im zweiten Stock gebeugt, ihn mit flammenden Blicken verfolgten. Olympia eilte schnell hinter ihm hinab in die Küche, wo Rosa in tiefer Erregung am Fenster lauschte, und als ein vor der Thür haltender Wagen Mouret fortgeführt hatte, stürmte sie die Treppe empor, faßte Trouche an den Schultern und jubelte entzückt:

„Er ist fort! er ist fort!“

Martha mußte acht Tage lang im Bett liegen bleiben; ihre Mutter besuchte sie jeden Nachmittag und behandelte sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Auch Faujas, seine Mutter, Trouche und Olympia waren abwechselnd an ihrem Krankenlager; sogar Frau von Condamine stattete ihr mehrere Besuche ab. Von Mouret war kaum mehr die Rede und Rosa erwiderte ihrer Herrin auf deren Befragen, der Herr müsse nach Marseille gereist sein; aber als Martha zum ersten Male wieder im Speisezimmer bei Tische saß, verlangte sie halb erstaunt, halb ängstlich nach ihrem Gatten.

„Aber, beste Dame, regen Sie sich doch nicht unnötig auf,“ bat Frau Faujas; „Sie werden sonst wieder bettlägrig. Wir mußten endlich einen Entschluß fassen und so haben denn Ihre Freunde sich beraten und in Ihrem Interesse gehandelt.“

„Sie brauchen ihn nicht zu bedauern,“ rief Rosa in unverschämtem Tone, „nachdem er Sie mit dem Knüttel über den Kopf geschlagen hat. Das ganze Viertel atmet auf, seitdem er nicht mehr da ist; denn man fürchtete immer, er könne einmal Feuer anlegen oder mit einer Waffe auf der Straße umherlaufen. Ich hielt in der letzten Zeit alle Küchenmesser verborgen; das Dienstmädchen des Herrn Rastoil auch ... Ach, und Ihre arme Mutter erst, die war mehr tot als lebendig! ... Sehen Sie, alle Leute, welche Sie während Ihrer Krankheit besuchten, Damen wie Herren, sagten mir, wenn ich sie zurückbegleitete: „Das ist eine wahre Wohlthat für Plassans. Eine Stadt

ist niemals ja sicher, so lange ein solcher Mensch darin umhergeht."

Bei diesem Wortschwall entfärbten sich Marthas Wangen, eine schreckliche Blässe bedeckte sie; sie hatte ihren Löffel zu Boden fallen lassen und starrte gerade vor sich hin zu dem offenstehenden Fenster hinaus, als steige irgend ein Schreckbild hinter den Obstbäumen des Gartens empor.

„Das Irrenhaus, das Irrenhaus!" stammelte sie und bedeckte die Augen mit ihren zitternden Händen.

Sie wäre umgesunken, wenn der Abbé Faujas, der eben mit seiner Suppe fertig war, nicht ihre Hände ergriffen und mit seiner geschmeidigen Schmeichelstimme gelispelt hätte:

„Sie müssen stark sein in dieser Heimsuchung Gottes. Er wird Ihnen Trost spenden, wenn Sie geduldig sind; er wird Ihnen das Glück verschaffen können, welches Sie verdienen."

Unter dem Händedruck des Pfaffen, unter dem Schmeichelton seiner Worte faßte sich Martha wieder und stammelte schluchzend:

„Ach ja! ich bedarf des Glückes; versprechen Sie mir recht viel Glück."

Neunzehntes Kapitel.

Im Oktober sollten die Wahlen stattfinden. Gegen Mitte des September reiste der Bischof Rousselot plötzlich nach Paris ab, nachdem er mit dem Abbé Faujas eine lange Unterredung gehabt hatte. Man sprach von der schweren Erkrankung einer in Versailles wohnenden Schwester von ihm. Fünf Tage später war er bereits wieder zurück und ließ sich vom Abbé Surin in seinem Kabinet etwas vorlesen. In einem Lehnstuhle sitzend und trotz der warmen Jahreszeit fröstelnd in einen wattierten seidenen Überzieher gehüllt, hörte er lächelnd zu, wie der junge Abbé mit verliebter Stimme die Strophen aus Anakreon sekundierte.

„Sehr gut," murmelte er, „Sie verstehen sich meisterlich auf den melodischen Ton jener schönen Sprache."

Darauf sah er nach der Uhr und fuhr in ängstlichem Tone fort:

„Ist der Abbé Faujas heute früh schon hier gewesen? ... Ach! ich sage Ihnen, mein Sohn, so eine Schererei! Mir summen noch jetzt die Ohren von dem abscheulichen Lärm auf der Eisenbahn ... In Paris hat es die ganze

Zeit über geregnet und dabei mußte ich in der ganzen Stadt umhereilen!"

Der Abbé Surin legte sein Buch bei Seite und frug mit kindlicher Vertraulichkeit:

„Sind Hochwürden mit dem Resultate der Reise zufrieden?"

„Ich weiß, was ich wissen wollte," erwiderte der Bischof lächelnd. „Ich hätte Sie mitnehmen sollen, denn Sie hätten dabei so manches lernen können, was von großem Vorteil für einen Mann Ihres Alters ist, besonders für Sie, der Sie sowohl infolge Ihrer Geburt als Ihrer Verwandtschaft zum Bischof bestimmt sind."

„Ich bin ganz Ohr, Hochwürden," sagte der junge Geistliche mit flehender Miene.

Allein der Prälat zuckte die Achseln und entgegnete:

„Nein, nein; so etwas kann man nicht erzählen ... Verderben Sie es nur mit dem Abbé Faujas nicht, er kann einst vielleicht noch viel für Sie thun. Ich bin darüber ganz genau unterrichtet."

Der Abbé Surin faltete die Hände und schaute ihn mit so neugierigen und schmeichelnden Blicken an, daß Rousselot fortfuhr:

„In Besançon hat er große Schwierigkeiten gehabt... Früher lebte er sehr ärmlich in einem Hotel garni zu Paris und hat sich angeboten, als der Minister Priester brauchte, die der Regierung ergeben waren. Ich habe erfahren, daß Faujas ihm zuerst durch seine finstere Miene und seinen abgetragenen Chorrock Schrecken eingeflößt hat und ganz zufällig hat er ihn hierher versetzt ... Mir gegenüber zeigte sich der Minister sehr liebenswürdig."

Einen jeden seiner Sätze vollendete der Bischof mit einem leisen Achselzucken und war sehr wählerisch in den Ausdrücken, da er fürchtete, zu viel zu sagen. Aber die Zuneigung, welche er seinem Sekretär gegenüber empfand, ließ ihm keine Ruhe und so fügte er hinzu:

„Kurzum, glauben Sie mir und suchen Sie dem Pfarrer von Saint-Saturnin zu nützen; er wird noch mancher Hülfe bedürfen und ich halte ihn für einen Mann, der weder eine Beleidigung noch eine Wohlthat vergißt. Aber schließen Sie sich ja nicht zu eng an ihn an; denn mit ihm wird es ein schlechtes Ende nehmen: das ist meine persönliche Vermutung.“

„Er soll ein schlechtes Ende nehmen?“ wiederholte der junge Abbé erstaunt.

„O! gegenwärtig triumphiert er noch ... Aber sein Ernst beunruhigt mich, mein Sohn; seine Züge sind geradezu unheimlich. Dieser Mann wird nicht in seinem Bette sterben ... Verraten Sie mich aber ja nicht; ich will mich nicht hineinmischen, ich will Ruhe haben.“

Der Abbé Surin wollte eben sein Buch wieder zur Hand nehmen, als der Abbé Faujas sich anmelden ließ. Lachend ging der Bischof ihm entgegen und nannte ihn bei der Begrüßung sogar „mein lieber Pfarrer“.

„Lassen Sie uns allein, mein Sohn,“ sagte er zu seinem Sekretär und dieser entfernte sich.

Nun erzählte er von seiner Reise, ferner daß es seiner Schwester besser gehe und daß er auch einige alte Freunde habe besuchen können.

„Haben Sie den Minister gesehen?“ frug der Abbé Faujas, ihn scharf ins Auge fassend.

„Allerdings, ich habe es für meine Pflicht gehalten ihn zu besuchen," erwiderte der Bischof errötend. „Er hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt."

„Also Sie zweifeln nicht mehr, Sie vertrauen auf mich?"

„Vollkommen, mein lieber Pfarrer. Uebrigens verstehe ich nichts von Politik und lasse Sie vollständig nach Ihrem Ermessen handeln."

So plauderten sie den ganzen Vormittag zusammen. Der Abbé erhielt sogar vom Bischof die Zusicherung, mit ihm eine Rundreise in der Diözese unternehmen zu wollen, wobei er ihm seine Ratschläge mitteilen solle. Es sei ja, meinte er, notwendig, alte Dekane ins Vertrauen zu ziehen, damit selbst die Pfarrer der kleinsten Gemeinden Instruktion erhalten könnten. Das sei gar nicht schwer; denn die Geistlichkeit werde schon gehorchen. Am kritischsten war die ganze Sache in Plassans selbst und insbesondere im Viertel Saint-Marc. Die Noblesse, welche abgeschlossen in ihren Privathäusern lebte, entzog sich völlig den Agitationen des Priesters; dieser hatte bis jetzt nur seinen Einfluß auf die ehrgeizigen Royalisten geübt, wie Rastoil Maffre und Bourdeu. Der Bischof versprach ihm nun in gewissen Familien des Saint-Marc-Viertels nachzuforschen bei denen er eingeführt war. Uebrigens war er der Ansicht, daß, selbst wenn die Noblesse ungünstig stimmte, sie doch nur eine lächerliche kleine Minorität zusammenbringen werde, sobald die klerikale Bürgerschaft sie im Stiche lasse.

„Jetzt," sagte Rousselot, indem er aufstand, „wär es vielleicht gut, wenn ich den Namen Ihres Kandidaten

wüßte, um denselben in allen Briefen empfehlen zu können."

Der Abbé Faujas lächelte und erwiderte:

„Ein Name ist ein gefährliches Ding. In acht Tagen würde unser Kandidat zunichte sein, wenn wir heute seinen Namen kundgeben wollten . . . Der Marquis von Lagrifoul hat sich unmöglich gemacht und Herr von Bourdeu, welcher sich emporzuschwingen gedacht, ist noch viel unmöglicher. So lassen wir denn die beiden einander vernichten, um dann im letzten Augenblicke einzugreifen. Sagen Sie einfach, eine rein politische Wahl sei sehr bedauerlich, man brauche vielmehr im Interesse von Plassans einen Mann, der zu keiner Partei in Beziehung stehe und ein gründlicher Kenner sowohl der Bedürfnisse der Stadt, als auch der des ganzen Departements sei. Geben Sie meinetwegen sogar zu verstehen, daß dieser Mann gefunden sei, mehr aber nicht!"

Auch der Bischof lächelte jetzt, und als der Priester sich verabschieden wollte, hielt er denselben noch einmal zurück:

„Nun, und der Abbé Fenil?" frug er leise. „Fürchten Sie nicht, daß dieser Ihren Plänen hinderlich sein wird?"

„Er hat sich bis jetzt nicht mehr gerührt," entgegnete Faujas achselzuckend.

„Ja, aber gerade diese Ruhe macht mich bange," versetzte der Prälat. „Ich kenne Fenil, er ist der gehässigste Priester meiner Diözese. Er hat vielleicht den Plan aufgegeben, Sie auf dem politischen Gebiete zu schlagen; aber glauben Sie mir, er wird sich zu rühren wissen . . .

Er scheint Sie aus seinem Hinterhalte nur zu belauschen."

„Ah, bah!" rief Faujas lachend, „den Kopf wird er mir wohl nicht abreißen."

In diesem Augenblicke erschien der Abbé Surin wieder, und als der Pfarrer von Saint-Saturnin sich entfernt hatte, erheiterte er den Bischof im höchsten Grade durch die Bemerknng:

„Ich glaube, wenn die beiden könnten, würden sie einander auffressen wie jene zwei Löwen, von denen zuletzt nur noch die Schwänze übrig blieben."

Die Wahlperiode kam heran und Plassans, welches sich sonst gewöhnlich in politischen Fragen sehr ruhig verhielt, zeigte diesmal eine fieberhafte Aufregung. Es war als ob eine unsichtbare Macht einen Krieg in seinen friedlichen Straßen heraufbeschwören wolle. Der Marquis von Lagrifoul, welcher in Palut, einem benachbarten Marktflecken, wohnte, weilte seit vierzehn Tagen als Besuch bei einem seiner Verwandten, dem Grafen von Valoquebres, dessen Grundstück eine ganze Ecke des Viertels Saint-Marc einnahm. Er zeigte sich sehr oft, ging auf der Promenade Sauvaire spazieren, begab sich nach Saint-Saturnin und grüßte die einflußreichen Personen, ohne dabei indes seine vornehme Zurückhaltung aufzugeben. Aber alle diese Bemühungen, liebenswürdig zu erscheinen, welche ein erstes Mal genügt hatten, schienen jetzt gar keinen großen Erfolg zu ernten. Anschuldigungen verschiedenster Art waren im Umlaufe: der Marquis, hieß es, sei ein ganz unfähiger Mann; ein anderer würde schon lange darauf hingewirkt haben, daß Plassans durch eine

Zweigbahn mit Nizza verbunden sei; schließlich, wenn ein Landsmann den Marquis in Paris aufsuchen wolle, so müsse er meistens drei- oder viermal wiederkommen, ehe er auch nur die geringste Hilfeleistung erhalte. Obwohl nun durch alle diese Vorwürfe die Wahlberechtigung des scheidenden Abgeordneten sehr stark kompromittiert war, so hatte sich doch noch kein anderer Kandidat deutlich gezeigt. Man sprach zwar von Herrn von Bourdeu, obwohl es zugleich allgemeine Ansicht war, daß es sehr schwer halten werde, eine Majorität für diesen ehemaligen Präfekten unter Ludwig-Philipp zu erlangen, der keinerlei soliden Anhang habe. In Wirklichkeit hatte ein unbekannter Einfluß in Plassans die Chancen der verschiedenen Kandidaten dadurch unwiderruflich gebrochen, daß er den Zusammenhang zwischen Legitimisten und Republikanern aufhob. Ueberall herrschte jetzt Bestürzung, ärgerliche Beklommenheit, ein Bedürfnis, die Wahl sich möglichst schnell vom Halse zu schaffen.

„Die Majorität ist aus dem Felde geschlagen," bemerkten die feinen Politiker der Promenade Sauvaire. „Es fragt sich nun, wie sie sich wieder befestigen wird."

Mitten in dieser Aufregung verlangten auch die Republikaner ihren eigenen Kandidaten und wählten einen Hutmachermeister, einen gewissen Maurin, der unter den Arbeitern große Achtung genoß. Wenn Trouche den Mourin abends in einem Kaffeehause traf, so machte er ihm stets bitteren Kummer, indem er einen Geächteten aus den Dezembertagen vorschlug, einen Stellmacher aus Tulettes, welcher stark oppositionell war. Ueberhaupt gab sich Trouche für einen der eifrigsten Republikaner aus

und behauptete, er würde sich selbst an die Spitze der Partei gestellt haben, wenn sein Schwager nicht die Priesterkutte trüge; zu seinem größten Bedauern sah er sich aber gezwungen, den Stillen zu spielen. Er war einer der ersten, welche die abscheulichen Gerüchte über den Marquis von Lagrifoul verbreiteten; ebenso riet er zu dem Bruche mit den Legitimisten. Aber der eigentliche Triumph Trouches bestand darin, daß er die beiden Gesellschaften der Unterpräfektur und des Herrn Rastoil beschuldigte, den armen Mouret auf die Seite gebracht zu haben, nur um die demokratische Partei eines ihrer ehrenwertesten Führer zu berauben. An dem Abend, wo er diese Anschuldigung in einem Schnapsladen der Rue Canquoin aussprach, schauten die anwesenden Gäste einander mit ganz sonderbaren Blicken an und die Klatschonkels des alten Viertels erzählten jetzt, der Abbé Faujas habe Mouret nur einsperren lassen, um sich seiner als eines unbequemen Ehemanns zu entledigen. Da erzählte Trouche jeden Abend seine Geschichte und schlug dabei so entschieden mit der Faust auf den Tisch, daß es ihm schließlich gelang, eine Fabel zu verbreiten, in welcher Herr Pequeur von Saulaies die sonderbarste Rolle von der Welt spielte. Alle Meinungen lauteten fortan zu Gunsten Mourets, so daß dieser gleichsam als politischer Märtyrer dastand, als ein Mann, dessen Einfluß man so sehr gefürchtet hatte, daß man ihn sogar ins Irrenhaus sperren ließ.

„Lassen Sie mich nur das Ding einrichten,“ pflegte Trouche in zutraulichem Tone zu sagen. „Ich werde allen den verdammten Betschwestern ein Schnippchen

schlagen; denn ich kann gar manches Geschichtchen von ihrem Jungfrauenstift erzählen . . . Ein nettes Haus, wo bald dieses, bald jenes Dämchen ein Stelldichein hat!"

Unterdessen ließ sich auch der Abbé Faujas weit mehr sehen, als sonst; er hielt mehr auf sein Aeußeres und gab sich alle mögliche Mühe, beständig ein liebenswürdiges Lächeln zu zeigen. Zuweilen mußte er die Augen niederschlagen, um seine unheimlich flammenden Blicke zu verbergen und oft, wenn seine Geduld erschöpft und er dieser ewigen Heucheleien überdrüssig war, kehrte er unmutsvoll auf sein Zimmer zurück, sein Inneres erfüllte ein unwiderstehlicher Drang, als müsse er ein Ungeheuer erwägen, um sich Erleichterung zu schaffen.

Die alte Frau Rougon, welche er noch immer insgeheim besuchte, war gewissermaßen sein guter Genius; sie wußte ihn zu beherrschen und wiederholte ihm fast täglich, er müsse zu gefallen suchen und werde alles verderben, sobald er sich ungestüm zeige. Später, wenn er einmal der Herr sei, könne er ja Plassans an der Gurgel fassen und es erwürgen, wenn ihm das Befriedigung gewähre. Das konnte man allerdings behaupten, daß sie ihrem Plassans nicht besonders hold war, sondern einen bitteren Groll gegen die Stadt hegte.

„Da könnte ich eher den Priesterrock tragen," sagte sie oft lächelnd zu ihm; „Sie kommen mir immer vor wie ein Gendarm, lieber Pfarrer."

Besonders thätig zeigte sich der Priester im Lesekabinet des Jugendklubs. Hier hörte er ruhig den politischen Gesprächen der jungen Leute zu, nickte nur dann

und wann bestimmend mit dem Kopfe und wiederholte, daß die rechtschaffene Gesinnung vollkommen genüge, wodurch seine Popularität sich bedeutend vergrößerte. Eines Abends hatte er sogar eingewilligt, eine Partie Billard zu spielen, und dabei eine bedeutende Fertigkeit an den Tag gelegt; während er im engeren Kreise seiner jungen Freunde auch Zigarretten annahm. So kam es, daß allmählich der Jugendklub sich völlig seiner Meinung anschloß; was ihn aber besonders als duldsamen Mann erscheinen ließ, war die liebenswürdige Art und Weise, mit welcher er die Aufnahme Guillaume Porquiers befürwortete, welcher sein Gesuch erneuert hatte.

„Ich habe den jungen Mann neulich gesehen," sagte er; „er hat bei mir gebeichtet und wahrhaftig! ich habe ihm Absolution erteilt. Jede Sünde muß Vergebung finden . . . Weil er in Plassans einige Aushängeschilder heruntergerissen hat und in Paris Schulden macht, deshalb darf man ihn noch nicht verdammen."

Nachdem Guillaume aufgenommen war, bemerkte er höhnisch zu den beiden Söhnen des Herrn Maffre:

„Nun also, ihr seid mir zwei Flaschen Champagner schuldig . . . Ihr seht nun, daß der Pfarrer alles thut, was ich will. Ich besitze eben ein Mittelchen, um ihn am wunden Fleckchen zu fassen und dann schlägt er mir nichts mehr aus."

„Es scheint aber wahrlich nicht, als ob er Dich besonders lieb hätte," erwiderte Alphons; „er schaut Dich recht verdächtig von der Seite an."

„Bah! dann werde ich ihn wahrscheinlich zu em

pfindlich getroffen haben . . . Ihr sollt sehen, daß wir bald die besten Freunde von der Welt sind."

In der That schien der Abbé Faujas sich ganz besonders für den Sohn des Doktors zu interessieren und er behauptete, dieser arme junge Mann bedürfe einer sehr milden Leitung. In kurzer Zeit wurde Guillaume der Spaßvogel des Klubs; er sann die mannigfaltigsten Spiele aus, gab das Rezept eines vortrefflichen Kirschpunsches zum besten und wußte in liebenswürdigster Weise die jüngsten, kaum dem Gymnasium entronnenen Mitglieder zu verführen. Während über dem Billardsalon die Orgeln brausten, trank er, umgeben von den vornehmsten jungen Leuten von Plassans, ruhig seinen Schoppen und erzählte dabei zum allgemeinen Gaudium die größten Ungezogenheiten. Der Abbé Faujas indes, welcher von alledem nichts zu hören schien, schilderte Guillaume als einen „überaus schlauen Kopf," der mit allerhand großen Ideen umgehe.

„Wenn der Abbé will, so kann er sogar Bischof werden," berichtete er. „In Paris ist ihm schon eine Pfarrstelle angeboten worden; aber er will lieber in Plassans bleiben . . . Ich würde ihn sicher zum Abgeordneten wählen, denn der Mann vertritt dann auch unsere Sache in der Kammer. Aber er ist zu bescheiden, er würde es nicht annehmen . . . Wenn die Wahlperiode kommt, können wir ihn ja einmal fragen. Der Mann betrügt niemanden!"

Die ernste Person des Klubs war stets Lucian Delangre. Dieser bekundete eine große Ehrerbietung vor dem Abbé Faujas und suchte die Gruppe der studieren-

den Jugend für ihn zu gewinnen. Oft konnte man bemerken, wie er, mit dem Abbé in ein lebhaftes Gespräch vertieft, den Klub betrat, aber sofort schwieg, sobald sie in den großen Salon gelangten.

Von dem Kaffee unter der Paulinerkirche begab sich der Abbé regelmäßig nach dem Jungfrauenstift Meistens kam er hier gerade um die Zeit der Erholungspausen an und erschien dann lächelnd auf der nach dem Hofe führenden Freitreppe. Sofort stürzten die losen Dirnen herbei und rissen sich fast um seine Taschen, in welchen beständig eine Menge Heiligenbildchen, Rosenkränze und geweihte Medaillen zu finden waren. Besonders beliebt hatte er sich bei den größeren Mädchen gemacht, indem er ihre Wangen streichelte und ihnen empfahl, recht artig zu sein, was stets ein verstohlenes Lächeln auf ihren frechen Gesichtern hervorrief. Oft beschwerten sich die frommen Schwestern bei ihm über die Unarten der ihrer Obhut anvertrauten Mädchen; er aber betrachtete alles nur als geringfügige Vergehen und nur den unbändigsten hielt er in der Kapelle eine Strafpredigt, die auch sofort wirkte. Bisweilen nahm er einen ernsteren Fehler zum Vorwande, um die Eltern herbeikommen zu lassen und diese kehrten stets tiefgerührt durch seine Gutmütigkeit wieder heim. Auf diese Weise hatten die lockeren Zöglinge des Jungfrauenstiftes ihm die Herzen der armen Familien von Plassans gewonnen. Wenn sie abermals nach Hause kamen, erzählten sie Wunderdinge von dem Herrn Pfarrer, und nicht selten konnte man es treffen, daß zwei von ihnen in irgend einer dunkeln Ecke des Walles einander ohrfeigen wollten, weil

sie sich über die Frage nicht einigen konnten, welche von ihnen dem Herrn Pfarrer am besten gefalle.

„Diese kleinen losen Dinger repräsentieren auch schon zwei- bis dreitausend Stimmen," murmelte Trouche wenn er vom Fenster seines Büreaus aus die Liebenswürdigkeiten des Abbé Faujas beobachtete.

Er hatte sich zwar erboten, die „kleinen Herzen", wie er die jungen Mädchen nannte, zu gewinnen; allein der Priester, durch seine unheimlich funkelnden Blicke beunruhigt, hatte ihm ausdrücklich verboten, den Hof zu betreten. Nun begnügte er sich damit, sobald die frommen Schwestern den Rücken wandten, den „kleinen Herzen" allerhand Leckereien zuzuwerfen, gerade wie man den Sperlingen Brotkrümchen streut. Besonders beherzigte er in dieser Hinsicht eine lange Blondine, die Tochter eines Gerbers, welche, obwohl erst dreizehn Jahre alt, doch schon die üppigen Formen eines ausgebildeten Weibes zeigte.

Damit war aber das Tagewerk des Abbé Faujas nicht beendet; denn nun hatte er noch bei den vornehmen Damen seine Besuche zu machen. Frau Rastoil und Frau Delangre empfingen ihn hocherfreut; sie wiederholten seine geringfügigsten Worte und seine Unterhaltung gab ihnen Stoff für eine ganze Woche. Aber seine besondere Freundin war Frau von Condamine. Diese bekundete in ihrem Lächeln eine zarte Vertraulichkeit, zugleich fühlte sie sich aber auch durch ihre Reize überlegen, ihre geheimnisvolle Unterhaltung, ihre bedeutungsvollen Blicke und ihr eigentümliches Lächeln bekundeten ein ganz geheimes Einvernehmen. Jedesmal, wenn

der Priester sich bei ihr vorstellte, gab sie ihrem Manne einen Wink, das Zimmer zu verlassen. „Die Regierungspartei hält Sitzung“, pflegte dann der Provinzialinspektor zu sagen und stieg mit philosophischer Ruhe zu Pferde. Diese Beziehungen zwischen Frau von Condamine und dem Priester waren durch Frau Rougon veranlaßt worden.

„Sie ist noch keineswegs ganz gewonnen,“ erklärte sie ihm gegenüber; „bei aller ihrer Koketterie ist sie doch eine sehr schlaue Frau. Sie können sich ihr vollständig anvertrauen; sie wird in Ihrem Triumph zugleich ihren Vorteil erblicken und wird Ihnen nach Kräften nützen, wenn Sie Stellen und Orden zu verteilen haben ... In Paris lebt ein sehr guter Freund von ihr, der ihr so viel rotes Band schickt, wie sie haben will.“

Da Frau Rougon noch immer eine kluge Zurückhaltung an den Tag legte, so war die schöne Octavia die thätigste Verbündete des Abbé Faujas geworden, und sie gewann ihm sowohl ihre Freunde als auch deren Vertraute. Jeden Morgen zog sie auf Beute aus und wußte durch ihr graziöses Benehmen vortrefflich Propaganda zu machen. Besonders agitierte sie unter dem Bürgerstande und entwickelte hier den weiblichen Einfluß, dessen Notwendigkeit der Priester von vornherein empfunden hatte. Sie war es auch, welche den beiden Paloques den Mund stopfte und diesen zwei Ungeheuern gleichsam einen Honigkuchen vorwarf.

„Sie sind doch nicht etwa böse, liebe Dame?“ sagte sie eines Tages zu der Frau des Richters, als sie dieselbe traf. „Das ist nicht recht von Ihnen; denn Ihre Freunde

vergessen Sie nicht, sie beschäftigen sich stets mit Ihnen und wollen Ihnen nur eine kleine Überraschung bereiten."

„Wird eine nette Überraschung sein! wahrscheinlich irgend eine Ente!" rief Frau Paloque erbittert. „Man soll sich nicht länger über uns lustig machen; ich habe geschworen, mich mit nichts wieder zu befassen."

Frau von Condamine lächelte.

„Ws würden Sie denn dazu sagen," frug sie, „wenn Herr Paloque einen Orden bekäme?"

Die Frau des Richters war ganz starr vor Erstaunen, das Blut schoß ihr in das häßliche Gesicht und sie stammelte:

„Sie scherzen; damit will man nur einen neuen Streich gegen uns führen ... Wenn das nicht wahr ist, wahrlich! ich könnte es Ihnen im ganzen Leben nicht vergessen."

So mußte denn die schöne Octavie ihr die heilige Versicherung geben, daß die Sache auf Wahrheit beruhe. Die Ernennung, erklärte sie, sei ganz sicher; nur werde sie erst nach den Wahlen im Moniteur bekannt gemacht, weil die Regierung nicht den Schein erwecken wolle, als kaufe sie auf diese Weise Stimmen. Zugleich ließ sie durchblicken, daß der Abbé Faujas dieser schon längst erwarteten Belohnung auch nicht ganz fern stehe, indem er mit dem Unterpräfekten darüber gesprochen habe.

„Also hatte mein Mann doch recht," entgegnete Frau Paloque. „Schon lange zankt er sich mit mir herum und sucht mich zu bewegen, daß ich den Abbé Faujas um Entschuldigung bitte. Ich dagegen, hartnäckig wie ich bin, würde mich lieber haben totschlagen lassen ... Aber sobald

der Abbé den ersten Schritt zur Versöhnung thun will... Gewiß, wir verlangen ja weiter nichts, als mit jedermann in Frieden leben zu können. Morgen werden wir nach der Unterpräfektur gehen."

Am folgenden Tage erschienen beide Paloques äußerst duckmäuserig und die Frau des Richters wußte allerhand Übles von dem Abbé Fenil zu berichten. Mit vollendeter Unverschämtheit erzählte sie sogar, daß sie ihn eines Tages besucht und er in ihrer Gegenwart geäußert habe „das ganze Gelichter des Abbé Faujas aus Plassans hinaus zu jagen."

„Wenn Si wünschen," raunte sie dem Priester zu, indem sie ihn bei Seite nahm, „will ich Ihnen eine vom Großvikar herrührende schriftliche Notiz überreichen. Es ist darin von Ihnen die Rede und ich glaube, es handelt sich um allerlei abscheuliche Geschichten, welche er im Amtsblatte von Plassans zu veröffentlichen suchte"

„Wie ist denn dieses Schreiben in Ihre Hände gelangt?" frug der Abbé.

„Ich besitze es, damit gut," entgegnete sie, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, und lächelnd fuhr sie fort:

„Ich habe es gefunden und erinnere mich jetzt, daß über einer durchstrichenen Stelle zwei oder drei Worte von dem Großvikar eigenhändig hinzugefügt sind... Ich werde Ihnen dies alles anvertrauen, nicht wahr? Wir sind ehrliche Leute und wollen nicht durch solche Dinge kompromittiert werden."

Ehe sie die Schrift brachte, stellte sie sich noch drei Tage lang, als hege sie Bedenken. Schließlich mußte Frau

von Condamine ihr die ganz spezielle Versicherung geben, daß der Abschied des Herrn Rastoil in allernächster Zeit beschlossen werde und auf diese Weise Herr Paloque die Präsidentschaft erben könne. Da endlich lieferte sie das Papier aus. Der Abbé Faujas aber wollte es nicht behalten; er brachte es der Frau Rougon und riet dieser, daraus insgeheim Nutzen zu ziehen, sobald der Großvikar sich auch nur im geringsten in die Wahlen mischen sollte.

Zugleich ließ Frau von Condamine Herrn Maffre gegenüber durchblicken, daß der Kaiser beabsichtige, ihm einen Orden zu verleihen, und gab dem Doktor Porquier das feste Versprechen, sie werde für seinen leichtfertigen Sohn eine Stelle finden. Besonders machte sie ihre Zuvorkommenheit bei Gelegenheit der intimen Nachmittagszusammenkünfte in den Gärten geltend. Der Sommer ging bereits seinem Ende entgegen; aber noch immer erschien sie in ganz leichter Toilette und holte sich oft einen tüchtigen Schnupfen nur dadurch, daß sie ihre reizenden Arme zeigen und die letzten Bedenken der Gesellschaft Rastoil überwinden wollte. So wurde in der That unter der Laube Mourets die Wahl entschieden.

„Nun, Herr Unterpräfekt,“ sagte eines Tages der Abbé Faujas lächelnd, als beide Gesellschaften versammelt waren, „jetzt kommt bald die große Schlacht heran.“

In vertrautem Kreise war man sogar dahin gekommen, über die politischen Kämpfe zu lachen. Hinten im Garten drückte man einander die Hand, während vor dem Hause eins das andere verschlingen zu wollen schien. Frau von Condamine warf jetzt einen vielsagenden Blick auf Herrn

Pequeur von Saulaies und dieser erklärte, ohne zu stocken, indem er sich zugleich höflich verbeugte:

„Ich werde meiner Fahne getreu bleiben, Herr Pfarrer. Es war mir schon Glück genug, Se. Excellenz wissen zu lassen, daß im unmittelbaren Interesse der Stadt Plassans die Regierung sich passiv verhalten müsse; von dieser Seite aus wird ihr kein Kandidat aufgestellt werden."

Herr von Bourdeu erbleichte; seine Blicke senkten sich zu Boden und seine Hände zitterten vor Freude.

„Es wird also öffentlich kein Kandidat aufgestellt werden!" wiederholte Herr Rastoil, durch diese unerwartete Nachricht tief betroffen.

„Nein," versetzte Herr Pequeur von Saulaies, „unsere Stadt zählt genug ehrenwerte Leute und sie ist auch groß genug, um selbst die Wahl ihres Vertreters betreiben zu können."

Diese Bemerkung begleitete er durch eine flüchtige graziöse Verbeugung nach Herrn von Bourdeu, welcher aufstand und vor Bestürzung nur die Worte stammelte:

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel."

Unterdessen hatte der Abbé Surin eine Partie „Es brennt" arrangiert. Die Fräuleins Rastoil, die beiden jungen Herren Maffre und Severin waren eben im Begriff, den Gegenstand zu suchen, welchen er versteckt hatte und welcher in dem zu einem Knäuel zusammengewundenen Taschentuche des Abbé bestand. So wilderte die Jugend neben den in ernste Unterhaltung vertieften älteren Personen, während der Priester mit seiner Fistelstimme rief:

„Es brennt! es brennt!“

Angeline fand das Tuch in der Tasche des Doktor Porquier, wo der Abbé Surin es geschickt verborgen hatte. Die Wahl des Versteckes erregte allgemeine Heiterkeit und wurde als ein sehr geistreicher Scherz betrachtet.

„Bourdeu hat jetzt viel Chancen,“ sagte Herr Rastoil, den Abbé Faujas bei Seite nehmend. „Das ist sehr ärgerlich. Ich kann es ihm zwar nicht sagen, aber wir werden nicht für ihn stimmen; denn er ist als Orleanist zu sehr kompromittiert.“

„Sehen Sie nur einmal Ihren Sohn Severin,“ rief Frau von Condamine, das Gespräch unterbrechend. „So ein großes Kind! er hatte sogar das Taschentuch unter den Hut des Abbé Bourrette gesteckt.“

Darauf fuhr sie mit leiser Stimme fort:

„Apropos, ich gratuliere Ihnen, Herr Rastoil. Ich habe aus Paris einen Brief erhalten, worin man mir die Versicherung giebt, den Namen Ihres Sohnes auf einer Liste des Justizministers gelesen zu haben; er soll, glaube ich, zum Amtsvertreter in Faverolles ernannt werden.“

Der Präsident, dem eine tiefe Röte ins Gesicht gestiegen war, verneigte sich. Der Minister schien ihm die Wahl des Marquis von Lagrifoul nicht verzeihen zu können, und seit dieser Zeit hatte über ihm eine Art Verhängnis gewaltet, indem er weder seinen Sohn unterbringen noch seine Töchter verheiraten konnte. Er beklagte sich zwar nicht, allein der eigentümliche Zug seiner Lippen sagte genug.

„Ich gab Ihnen doch zu verstehen,“ versetzte er, um seine Aufregung zu verbergen, „daß Bourdeu gefährlich

ist; anderseits stammt er auch nicht aus Plassans und kennt folglich unsere Bedürfnisse gar nicht. Ebensogut könnte man dann den Marquis wieder wählen."

„Wenn Herr von Bourdeu seine Kandidatur behauptet," erklärte der Abbé Faujas, „so werden die Republikaner eine entschiedene Minorität repräsentieren, was sicher einen ganz verächtlichen Eindruck macht."

Frau von Condamine entgegnete lächelnd, sie verstehe sich nicht auf Politik, und entfernte sich, während der Abbé den Präsidenten unter die Laube führte, wo er die Unterhaltung leise fortsetzte. Als sie langsam zurückkamen, antwortete Herr Rastoil:

„Sie haben Recht, das wäre ein passender Kandidat; er gehört keiner Partei an und somit würde über seinen Namen sehr bald Einverständnis herrschen ... Ich kann ja das Kaiserreich ebensowenig leiden wie Sie, nicht wahr? Allein es ist schließlich doch kindisch, nur solche Abgeordnete in die Kammer zu schicken, deren Mandat nur darauf gerichtet ist, die Regierung zu ärgern. Plassans braucht eine thatkräftige Persönlichkeit, einen Landmann, der im Stande ist, seine Interessen zu verteidigen."

„Es brennt! es brennt!" rief Aurelie mit flötender Stimme.

Der Abbé Surin, welcher die Schaar anführte, schritt jetzt mitten durch die Laube.

„Ins Wasser! ins Wasser!" rief das Fräulein wieder, erfreut über die fruchtlosen Bemühungen.

Da hob der junge Maffre einen Blumentopf empor und entdeckte darunter das zusammengefaltete Taschentuch.

„Dieses lange Gespenst, die Aurelie, hätte es lieber

gleich sich in den Mund stecken sollen," sagte Frau Paloque höhnisch; „da hat es Platz drin und es wäre keinem Menschen eingefallen, es hier zu suchen."

Ein wütender Blick ihres Mannes brachte sie zum Schweigen; denn dieser duldete jetzt nicht ein einziges bitteres Wort mehr in ihrem Munde. Da er fürchtete, Herr von Condamine möge etwas gehört haben, so murmelte er beschwichtigend:

„Wie schön ist doch die Jugend!"

„Lieber Herr," bemerkte jetzt der Provinzialinspektor zu Herrn von Bourdeu, „Ihr Erfolg ist sicher; nur seien Sie vorsichtig, sobald Sie in Paris sind. Ich weiß aus guter Quelle, daß die Regierungspartei ganz fest zu einem Gewaltstreiche entschlossen ist, wenn die Opposition ihr störend wird."

Besorgt schaute der ehemalige Präfekt ihn an, als sei er sich nicht recht klar darüber, ob jener sich nur über ihn lustig machen wolle. Herr Pequeur von Saulaies dagegen strich lächelnd seinen Schnurrbart. Darauf nahm die Unterhaltung einen allgemeinen Charakter an, und Herr von Bourdeu glaubte zu bemerken, daß alle ihn mit taktvoller Diskretion zu seinem künftigen Triumphe beglückwünschten; es kam ihm vor als genieße er in dieser Stunde eine ganz besondere Popularität.

„Es ist doch erstaunlich, wie viel schneller der Wein in der Sonne reift," bemerkte der Abbé Bourrette, der sich nicht von seinem Stuhle gerührt hatte und seine Blicke nach der Laube richtete.

„Oben im Norden," erklärte der Doktor Porquier,

„reift die eine Traube oft nur auf Kosten der sie umgebenden.“

Man war eben im Begriff, über diesen Punkt eine längere Besprechung anzuknüpfen, als Severin rief:

„Es brennt! es brennt!“

Allein er hatte das Taschentuch in so naiver ungeschickter Weise hinter die Gartenthür gehängt, daß der Abbé Surin es sofort fand. Als dieser nun an die Reihe des Versteckens kam, suchte die Gesellschaft beinahe eine halbe Stunde lang im Garten umher, bis endlich der Abbé ihnen das Taschentuch zeigte, welches mitten auf einem Beet lag und so geschickt zusammengerollt war, daß es einem weißen Steine täuschend ähnlich sah.

Die Nachricht, daß die Regierung darauf verzichte, einen Kandidaten aufzustellen, verbreitete sich rasch in der ganzen Stadt und brachte große Aufregung hervor. Die ganz natürliche Folge war, daß die verschiedenen politischen Parteien, welche sämmtlich auf die Aufstellung eines öffentlichen Kandidaten rechneten, um den Sieg für sich davon zu tragen, in arge Besorgnis gerieten. Es hatte allen Anschein, als würden der Marquis von Lagrifoul, Herr von Bourdeu und der Hutmacher Maurin beinahe gleichviel Stimmen bekommen; es mußte also notwendiger Weise zu einer Stichwahl kommen und Gott weiß, wer dann Sieger bleiben würde! Zwar sprach man bereits von einem vierten Kandidaten, über dessen Namen jedoch niemand genau unterrichtet war, einen wohlgesinnten Mann, der sich vielleicht dazu verstehen werde, alles ins Gleichgewicht zu bringen. Die Wähler von Plassans, welche stets in Angst gerieten, sobald es darauf ankam,

eigenmächtig zu handeln, strebten am liebsten, wenn sie dadurch allgemeines Einvernehmen herbeiführen konnten, daß sie einen ihrer Mitbürger wählten, welcher den verschiedenen Parteien angenehm war.

„Die Regierung hat Unrecht, uns so stiefmütterlich zu behandeln,“ bemerkten ärgerlich die feinen Politiker im Handelsklub. „Man könnte fast meinen, unsere Stadt sei ein Heerd der Revolution! Wenn die Regierung so viel Takt besessen hätte, einen einigermaßen passenden Kandidaten aufzustellen, würden wir alle für ihn gestimmt haben . . . Der Unterpräfekt hat behauptet, es solle uns dies als gute Lehre dienen. Nun wohl, damit sind wir nicht zufrieden. Wir werden schon unsere Kandidaten finden können und zeigen, daß in Plassans noch gesunder Menschenverstand und wahre Freiheitsliebe herrscht.“

So begann man denn zu suchen; allein alle Namen welche entweder von Freunden oder besonders dabei Interessierten vorgeschlagen wurden, machten die Verwirrung nur noch größer. Binnen einer Woche gab es in Plassans mehr als zwanzig Kandidaten. Frau Rougon, in arge Bestürzung versetzt, eilte zum Abbé Faujas, wütend über den Unterpräfekt. Dieser Pequeur, polterte sie hervor, sei ein Esel, ein Schönthuer, ein Hanswurst, der nur als Zierpuppe in einen Salon etwas tauge; er habe der Regierungspartei schon einmal das Spiel verdorben und werde dieselbe durch seine lächerliche Gleichgültigkeit wohl vollends kompromittieren.

„Beruhigen Sie sich,“ versetzte der Priester lächelnd; „diesmal wird Herr Pequeur von Saulaies ganz ruhig gehorchen . . . Der Sieg ist gewiß.“

„Aber Sie haben doch gar keinen Kandidaten!“ rief sie. „Wer ist denn Ihr Kandidat?“

Da enthüllte er ihr seinen ganzen Plan, den sie auch billigte; allein, als er ihr den Namen anvertraute, entgegnete sie hocherstaunt:

„Wie! den haben Sie gewählt ... Ich versichere Sie, an den hat noch kein Mensch gedacht.“

„Das hoffe ich auch,“ erklärte der Abbé, von neuem lächelnd. „Wir brauchen gerade einen Kandidaten, an den niemand dachte, damit jedermann denselben wählen könne, ohne sich für kompromittiert zu halten.“

Darauf fuhr er fort mit der Ungezwungenheit eines klugen Mannes, der sich endlich einer andern Person offenbart:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig; Sie haben mich vor so manchem Fehler bewahrt. Ich war von vornherein nur auf mein Ziel bedacht, sah aber dabei nicht jene feinen Netze, welche meine Feinde um mich spannen und die vielleicht mir zum Verderben gereicht hätten ... Gott sei Dank! dieser kleinliche Kampf ist nun zu Ende und ich kann mich wieder ungehindert bewegen ... Meine Wahl ist gut, dessen können Sie sicher sein. Schon seit meiner Ankunft in Plassans habe ich nach einem passenden Manne gesucht und nur diesen gefunden. Er ist gefügig, schlau, thatkräftig und hat sich bis jetzt mit noch niemandem verfeindet, was gewiß von einem ungewöhnlichen Ehrgeize zeugt. Ich weiß recht wohl, daß Sie nicht zu seinen Freunden zählen, und eben deshalb habe ich Sie auch nicht ins Vertrauen gezogen. Aber Sie thun daran unrecht, Sie sollen sehen, was dieser Mann

für Karriere macht, wenn er einmal im Sattel sitzt; mindestens stirbt er als Senator . . . Besonders haben mich auch noch die Berichte entschieden, welche man über sein Vermögen liefert. Er soll sich dreimal von seiner Frau getrennt und dieselbe wieder geheiratet haben, weil er sie mit irgend einem Liebhaber auf frischer That ertappte, und als Sühngeld soll er sich jedesmal von seinem Schwiegervater hunderttausend Frank haben auszahlen lassen. Wenn er auf diese Weise es verstanden hat, zu Gelde zu kommen, so wird er auch in Paris für gewisse Geschäfte sehr nützlich sein ... O! so einen sollen Sie mir suchen! Außer ihm haben Sie in ganz Plassans nichts als Dummköpfe."

„Also, dann wollen Sie in ihm der Regierung ein Geschenk machen," bemerkte Felicité lachend.

Sie ließ sich überreden, und bereits am nächsten Tage ging der Name Delangre von Mund zu Mund. Es wurde behauptet, auf dringendes Bitten seiner Freunde habe er sich endlich entschieden, die Kandidatur anzunehmen. Er habe sich lange dagegen gesträubt, seine Unwürdigkeit erwähnt und wiederholt geäußert, er sei kein Politiker, dagegen hätten die Herren von Lagrifoul und von Bourdeu eine langjährige Erfahrung in öffentlichen Angelegenheiten. als man ihm hierauf die feste Versicherung gab, daß Plassans gerade einen Abgeordneten brauche, der unabhängig von allen Parteien dastehe, ließ er sich endlich erweichen, indem er aber zugleich die unverbrüchlichste Treue versprach. Es war selbstverständlich, daß er in die Kammer treten werde, weder um die Regierung zu ärgern, noch dieselbe irgend wie zu unterstützen; daß er sich einzig und allein als Vertreter der städtischen Interessen betrach-

ten und stets sowohl für die Freiheit in der Ordnung als auch auf die Ordnung in der Freiheit stimmen werde; schließlich daß er Maire von Plassans bleiben müsse, um die von ihm übernommene Rolle als eine rein versöhnliche, rein administrative bekunden zu können. Derartige Reden galten als ganz besonders klug und noch an demselben Abend wiederholten die feinen Politiker des Handelsklubs um die Wette:

„Ich habe es immer gesagt, Delangre ist ein Mann, wie wir ihn brauchen können ... Ich möchte nur wissen, was der Unterpräfekt sagen wird, wenn der Name des Maire siegreich die Wahlurne verläßt. Man wird uns doch nicht etwa beschuldigen können, als Mißvergnügte gestimmt zu haben, ebensowenig, wie man uns vorwerfen kann, uns vor der Regierung gedemütigt zu haben ... Wenn das Kaisertum mehrere solcher guten Lehren erhielt, würden die Dinge besser stehen.“

Blitzschnell, wie ein Lauffeuer, verbreitete sich die Botschaft. Die Mine war gelegt, und dieser eine Funken hatte genügt, sie zu entzünden. Überall, in jedem Hause, in jeder Familie, wurde Delangres Name lobend erwähnt. Er wurde gleichsam der längst erwartete Messias, der am vorhergehenden Tage noch unbekannte Retter, der, obwohl erst am Morge entdeckt, am Abend bereits angebetet ward.

In den Sakristeien, in den Beichtstühlen lispelte man den Namen des Herrn Delangre; das weithallende Echo der Kirchengewölbe tönte ihn wieder, von den Kanzeln der umliegenden Ortschaften ward er gepredigt, und scholl wie ein Sakrament von Ohr zu Ohr. Die Pfaffen trugen ihn gleichsam in den Falten ihrer Kutten; der

Abbé Bourrette verlieh ihm die respektable Behäbigkeit seines Schmerbauches, der Abbé Surin sein anmutiges Lächeln, der Bischof Rousselot den schüchternen Reiz seines Hirtensegens. Die vornehmen Damen sprachen jetzt fast nur noch von Herrn Delangre; er besaß ja einen so ausgezeichneten Charakter, ein so feines Gesicht, ein so geistreiches Gemüt! Frau Rastoil errötete noch immer; Frau Paloque war in ihrer Begeisterung beinahe schön; was Frau von Condamine betraf, so hätte sie sich für ihn auf Fächer geschlagen, sie gewann ihm aller Herzen durch die liebenswürdige Art und Weise, mit welcher sie denjenigen Wählern, welche ihre Stimmen versprachen, die Hand drückte. Schließlich begeisterte sich auch der Jugendklub für Herrn Delangre, während Guillaume und die Söhne des Herrn Maffre in den zweideutigen Spelunken der Stadt für ihn Sympathien erweckten. Sogar die jungen Dirnen des Jungfrauenstiftes feierten die Verdienste des Herrn Delangre dadurch, daß sie in den einsamen Gäßchen draußen am Wall mit den Gerberlehrbuben um Geld würfelten.

Am Tage der Wahl war die entscheidende Majorität für ihn; der Marquis von Lagrifoul und nach ihm Herr von Bourdeu hatten entrüstet ihre Kandidaturen aufgegeben, und so stand Herr Delangre nur noch dem Hutmacher Mourin gegenüber. Letzterer erhielt die Stimmen der fünfzehnhundert unversöhnlichen Republikaner der Vorstädte; der Maire dagegen hatte die Dörfer, die bonapartistische Kolonie, die klerikale Bürgerschaft der neuen Stadt für sich, ja sogar einige naive Royalisten des Viertels Saint-Marc, dessen vornehme Einwohner sich meist jeder

Kundgebung enthielten. So brachte er dreiunddreißigtausend Stimmen zusammen und die Sache wurde so glatt abgewickelt, der Erfolg mit solcher Entschiedenheit errungen, daß am Abend des Wahltages Plassans ganz überrascht war, so einstimmig gehandelt zu haben. Es war, als habe ein Zauberheld diese Armee von dreiunddreißigtausend Wählern aus dem Boden gestampft, eine ganz respektable Anzahl, deren Stärke bisher niemand geahnt hatte. Die Politiker des Handelsklubs schauten einander verblüfft an, als hätten sie durch diesen Sieg alle Fassung verloren.

Am Abend vereinigte sich die Gesellschaft des Herrn Rastoil mit der des Herrn Pequeur von Saulaies, um sich heimlich in einem kleinen nach dem Garten zu gelegenen Salon der Unterpräfektur zu ergötzen. Es wurde viel Thee getrunken und der große Triumph des Tages vollendete die vollständige Verschmelzung in beiden Gruppen.

„Ich habe eigentlich zu keiner Regierungsform in wirklicher Opposition gestanden,“ erklärte schließlich Herr Rastoil, indem er das ihm von Herrn Pequeur von Saulaies gereichte Konfekt annahm.

„Die Obrigkeit soll sich überhaupt von politischen Kämpfen fern halten. Ich gebe sogar gern zu, daß das Kaiserreich nicht nur schon große Dinge geschaffen hat, sondern auch berufen ist, noch Größeres zu leisten, wenn es nicht von dem Pfade der Gerechtigkeit und Freiheit abweicht.

Der Unterpräfekt verneigte sich, als ob diese Lobreden ihm persönlich gälten. Am Tage zuvor hatte Herr

Rastoil im „Moniteur“ das Dekret gelesen, welches seinen Sohn Severin zum Amtsvertreter in Faverolles ernannte. Ebenso wurde viel von der Heirat gesprochen, welche zwischen Lucian Delangre und dem ältern Fräulein Rastoil stattfinden sollte.

„Jawohl, das ist eine ausgemachte Sache,“ antwortete ganz leise Herr von Condamine auf die diesbezügliche Frage der Frau Paloque. „Er hat Angeline gewählt. Ich glaube allerdings, Aurelie wäre ihm lieber gewesen; jedoch man wird ihm wohl begreiflich gemacht haben, daß es sich anstandshalber nicht schicke, die jünger vor der älteren zu verheiraten.“

„Angeline, sind Sie dessen sicher?“ flüsterte Frau Paloque boshaft; „ich glaubte immer, Angeline habe eine gewisse Aehnlichkeit mit . . .“

Lächelnd legte hier der Provinzialinspektor den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens.

„Nun, es ist doch nur auf gut Glück geschehen, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „So werden die Bande zwischen den beiden Familien geschlossen sein . . . Alle sind jetzt gute Freunde. Paloque erwartet einen Orden und ich finde alles vortrefflich.“

Herr Delangre erschien erst spät, und ein wahrer Beifallssturm empfing ihn. Frau von Condamine hatte soeben dem Doktor Porquier mitgeteilt, daß sein Sohn zum Oberpostsekretär ernannt worden sei. Ueberhaupt war sie unerschöpflich in guten Botschaften: so erklärte sie ferner, der Abbé Bourrette werde im nächsten Jahre Großvikar Sr. Hochwürden sein, der Abbé Surin werde eine

Bischofsstelle und Herr Maffre das Verdienstkreuz erhalten.

„Der arme Bourdeu!“ bemerkte Herr Rastoil mitleidig.

„Ach was! er ist gar nicht zu beklagen,“ rief jene heiter aus. „Ich werde ihn schon trösten. Die Kammer war überhaupt nicht seine Sache; er braucht eine Präfektur . . . Sagen Sie ihm nur, man werde schon noch eine Präfekturstelle für ihn finden.“

Die Stimmung ward immer lustiger. Der liebenswürdige Humor der schönen Octavie., die Sorgfalt, mit welcher sie jedermann zu befriedigen suchte, entzückte die ganze Gesellschaft. Sie war es, welche scherzend Herrn Delangre die praktischen Ratschläge über die Stelle erteilte, die er in der gesetzgebenden Versammlug einnehmen solle; sie nahm ihn sogar bei Seite und machte ihm den Vorschlag, sie wolle ihn bei verschiedenen einflußreichen Persönlichkeiten einführen, ein Vorschlag, den er dankend annahm. Gegen elf Uhr sprach Herr von Condamine noch den Wunsch aus, den Garten zu illuminieren; sie aber beschwichtigte den Enthusiasmus der Herren, indem sie erklärte, es sei dies nicht schicklich und man dürfe sich nicht den Anschein geben, als wolle man sich über die Stadt lustig machen.

„Nun, wie stehts denn mit dem Abbé Fenil?“ frug sie plötzlich den Abbé Faujas, indem sie denselben in eine Fensternische führte. „Ich denke jetzt gerade an ihn . . . Er hat sich also nicht gerührt?

„Der Abbé Fenil ist ein kluger Mann,“ entgegnete der Priester mit feinem Lächeln. „Man hat ihm zu ver-

stehen gegeben, daß es unrecht von ihm sei, sich künftighin mit Politik zu beschäftigen.“

Mitten in der allgemeinen Siegesfreude bewahrte der Abbé Faujas doch seinen Ernst; das Geschwätz der Frau von Condamine ermüdete ihn und das Triumphgeschrei dieses gemeinen Ehrgeizes erfüllte ihn mit Verachtung. An den Kamin gelehnt, stand er da und seine träumerischen Blicke schweiften in die Ferne. War er doch jetzt der Herr; er brauchte sich nicht mehr zu verleugnen, er konnte die Stadt unter seiner Eisenfaust zittern lassen. Allmählich wurden die Lehnstühle um ihn zusammengerückt; die Männer erwarteten ein Wort der Genugthuung aus seinem Munde und die Frauen hingen als ergebene Sklavinnen an seinen Blicken. Er aber blieb starr und nach einigen kurzen Abschiedsworten war er der erste, welcher sich entfernte.

Als er vom Garten aus Mourets Haus betrat, fand er Martha ganz allein im Speisezimmer, wo sie in Gedanken versunken mit bleichen Zügen auf einem Stuhle saß und ihre starren Blicke nach der halbverlöschenden Lampe richtete. Oben hatte Trouche Besuch und sang gerade ein verliebtes Zotenlied, welches Olympia und die übrigen Gäste dadurch begleiteten, daß sie taktmäßig mit den Messergriffen an die Gläser schlugen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Abbé Faujas legte sanft seine Hand auf Marthas Schulter.

„Was machen Sie denn hier?“ frug er. „Warum sind Sie noch nicht zu Bett? . . . Ich hatte Ihnen doch verboten, auf mich zu warten.“

Wie aus einem Traume schrak sie auf und stotterte:

„Ich glaubte, Sie würden früher nach Hause kommen und bin hier eingeschlafen . . . Rosa hat Thee kochen müssen.“

Da rief der Priester die Köchin herbei und schalt sie in gebieterischem Tone, daß sie ihre Herrin nicht gezwungen hatte, sich zu Ruhe zu begeben.

„Rosa, bringen Sie dem Herrn Pfarrer den Thee,“ rief Martha.

„Ach! ich brauche keinen Thee!“ entgegnete er ärgerlich. „Ich will, daß Sie sofort zu Bett gehen. Es ist geradezu lächerlich, ich bin nicht einmal mehr mein eigner Herr . . . Rosa, leuchten Sie mir.“

Während die Köchin ihn bis an die Treppe begleitete, suchte sie sich zu rechtfertigen.

„Der Herr Pfarrer wissen recht wohl, daß es nicht meine Schuld ist," sagte sie. „Madame hat ganz sonderbare Launen. So krank sie auch ist, so kann sie doch nicht eine Stunde lang in ihrem Zimmer bleiben. Sie scheint ein Vergnügen daran zu finden, hin und her zu rennen, bis sie ganz außer Atem ist . . . Sehen Sie, ich habe am meisten darunter zu leiden; denn mir läuft sie fortwährend im Wege herum . . . Wenn sie aber dann einmal in einem Stuhle sitzt, so ist sie gegen alle Bitten taub; sie starrt nur ängstlich vor sich hin, als suche sie die fürchterlichsten Dinge . . . Ich habe es ihr heute abend schon mehr als zehnmal gesagt, daß Sie böse sein würden, wenn sie nicht zu Bett gehe; allein Sie hat nicht einmal gethan, als höre sie es."

Ohne zu antworten, stieg der Priester die Treppe hinauf. Oben vor Trouches Zimmer streckte er unwillkürlich den Arm aus, als wolle er mit der Faust an die Thür donnern. Allein das Singen hatte aufgehört und an dem Hin- und Herrücken der Stühle merkte er, daß Gäste im Begriff waren, zu gehen und deshalb huschte er schleunigst in sein Zimmer. In der That erschien fast in demselben Augenblicke Trouche mit zwei Kameraden, welche er in irgend einem verdächtigen Kaffeelokal aufgelesen hatte; als er mit ihnen die Treppe hinunterpolterte, rief er, er sei ein anständiger Mann und als solcher wolle er auch seine Gäste nach Hause begleiten. Olympia beugte sich über das Geländer und schaute ihnen nach.

„Sie können wieder zuschließen," sagte sie zu Rosa. „Der kommt vor morgen früh doch nicht wieder."

Rosa, welcher schon längst das Betragen Trouches

bekannt war, beklagte Olympia lebhaft, und indem sie die Riegel zuschob, brummte sie:

„Jawohl, nur heiraten! Entweder prügeln einen die Männer oder sie lumpen ... Da will ich doch lieber ledig bleiben.“

Als sie zurückkam, fand sie ihre Herrin wieder auf dem Stuhle sitzend, in eine Art schmerzlichen Stumpfsinns verfallen, die Blicke starr auf die Lampe gerichtet. Sie mußte Gewalt anwenden, um dieselbe zu Bett zu bringen. Martha war seit einiger Zeit ängstlich geworden; während der Nacht behauptete sie große Lichter an den Wänden ihres Zimmers zu sehen und heftige Stöße an dem Kopfende ihres Bettes zu vernehmen. Rosa schlief dicht neben ihr in einem kleinen Kabinett und eilte herbei, sobald sie ihre Herrin stöhnen hörte. In dieser Nacht hatte sie sich noch nicht einmal ganz ausgekleidet, als sie ein ängstliches Röcheln vernahm; sie fand ihre Herrin mitten unter den zerzausten Betten liegen, mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen und fest auf den Mund gepreßten Händen. Wie mit einem Kinde mußte sie mit ihr sprechen, die Vorhänge bei Seite schieben, unter die Möbel schauen und ihr schließlich die feierliche Versicherung geben, daß sie sich getäuscht habe und niemand da sei. Auf diese Anfälle folgte meistens ein Zustand, wo sie mit geschlossenen Augen wie tot auf den Kissen lag.

„Wahrscheinlich geht ihr der Herr im Kopfe herum,“ brummte die Köchin, als sie sich endlich auch zur Ruhe begeben konnte.

Am nächsten Tage erschien der Doktor Porquier, der Frau Mouret regelmäßig zweimal in der Woche besuchte.

Liebkosend klopfte er ihr auf die Hände und erklärte lächelnd:

„Nun, liebe Dame, das ist gar nicht so gefährlich... Sie husten immer ein wenig, nicht wahr? Einfach ein vernachlässigter Schnupfen, den wir mit Syrup sehr bald heilen werden."

Jetzt klagte sie auch über unerträgliche Schmerzen im Rücken und in der Brust, wobei sie ihn unablässig ansah und in seinem Gesicht, an seiner ganzen Person das zu lesen schien, was er nicht sagen wollte.

„Ich habe immer Angst, wahnsinnig zu werden!" seufzte sie, während er sie lächelnd zu beruhigen suchte.

Der Anblick des Doktors rief in ihr stets eine lebhafte Angst hervor; sie empfand ein gewisses Grausen vor diesem so höflichen und so milden Manne. Oft verbot sie Rosa, ihn hereinzulassen, indem sie vorgab, sie sei gar nicht krank und brauche nicht fortwährend einen Arzt um sich herum zu sehen. Rosa aber zuckte die Achseln und ließ den Doktor trotzdem herein. Übrigens erwähnte er schließlich ihre Krankheit gar nicht mehr, und es schien, als mache er nur noch Anstandsbesuche bei ihr.

Als er fortging, traf er den Abbé Faujas, welcher sich gerade nach Saint-Saturnin begeben wollte. Auf dessen Frage nach dem Befinden der Frau Mouret, antwortete er in ernstem Tone:

„In manchen Fällen ist die Wissenschaft machtlos; aber die gütige Vorsehung vermag Wunderdinge... Die arme Dame ist tief erschüttert; trotzdem gebe ich sie noch nicht vollständig auf. Die Brust ist bis jetzt nur schwach angegriffen, und das Klima hier ist vortrefflich."

Nun erging er sich in einer langen Auseinandersetzung über die Behandlung der Brustkrankheiten im Arrondissement von Plassans. Er arbeitete an einer Brochüre über diesen Gegenstand, aber nicht, um dieselbe zu veröffentlichen, dazu war er viel zu schlau, sondern nur, um dieselbe einigen vertrauten Freunden vorzulesen.

Der Priester, welcher ihm ernst und schweigend zugehört hatte, erwiderte jetzt mit sonderbarem Nachdruck:

„Sie sind im Unrechte. Frau Mouret fühlt sich in Plassans sehr unwohl ... Weshalb schicken Sie denn dieselbe nicht während des Winters nach Nizza?"

„Nach Nizza!" wiederholte der Doktor ängstlich.

Einige Sekunden lang schaute er dem Priester scharf ins Auge; dann fuhr er mit seiner gewohnten Zuvorkommenheit fort:

„Allerdings wäre Nizza für sie sehr vorteilhaft; denn in dem Zustande nervöser Überreizung, in welchem sie sich befindet, würde ein Wechsel des Aufenthaltsortes günstige Resultate liefern. Ich muß ihr zu dieser Reise raten ... das ist wirklich ein vortrefflicher Gedanke von Ihnen, Herr Pfarrer."

Hier verabschiedete er sich und eilte zu Frau von Condamine; denn wenn diese einmal über Kopfschmerzen klagte, war er stets ungemein besorgt. Am folgenden Tage sprach sich Martha bei Tische sehr ungehalten über den Doktor aus und versicherte, denselben nicht wieder zu sich zu lassen.

„Der macht mich erst krank," erklärte sie. „Hat er mir doch heute nachmittag gar geraten, ich solle eine Reise machen!"

„Und das billige ich vollkommen,“ entgegnete der Abbé Faujas, indem er seine Serviette faltete.

Starr sah sie ihn an und flüsterte mit schwacher Stimme:

„Also auch Sie wollen mich aus Plassans vertreiben? Ich soll in ein unbekanntes Land, fern von meinen Gewohnheiten, fern von meinen Lieben? Das wäre mein Tod!“

Der Priester, welcher bereits aufgestanden war und eben das Speisezimmer verlassen wollte, trat jetzt zu ihr heran und sagte lächelnd:

„Ihre Freunde wünschen nur Ihre Gesundheit. Weshalb sträuben Sie sich denn so sehr?“

„Ich will aber nicht, ich will nicht, merken Sie sich das!“ rief sie und wich zurück.

Dem Abbé war das Blut ins Gesicht geschossen und er hatte die Arme gekreuzt, als wolle er der Versuchung widerstehen, sie zu schlagen. Martha lehnte an der Wand und stumme Verzweiflung malte sich auf ihren Zügen; lange aber konnte sie ihre Aufregung nicht dämpfen, sie streckte flehend die Arme aus und stammelte schluchzend:

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich hier ... Ich will Ihnen ja gern gehorchen.“

Da entfernte sich der Priester achselzuckend und auch Frau Faujas, welche während der ganzen Szene ruhig weitergegessen hatte, überließ Martha ihrem Schmerze.

„Sie sind gar nicht klug, liebes Kind,“ sagte sie, indem sie einige Konfitüren nahm. „Sie werden schließlich noch Ovid gegen sich erzürnen; denn Sie verstehen ihn nicht zu beurteilen ... Warum weigern Sie sich denn,

zu reisen, wenn das gut für Sie ist? Wir würden schon einstweilen Ihr Haus hüten, und Sie sollten bei Ihrer Rückkehr alles in Ordnung finden."

Martha schluchzte noch immer und schien nichts von alledem zu hören.

„Ovid hat so schon Sorgen genug," fuhr die Alte fort. „Wenn Sie nur wüßten, daß er oft bis vier Uhr morgens arbeitet ... Wenn Sie nun die ganze Nacht husten, so stört das ihn und er kann keinen richtigen Gedanken fassen. Er ist nicht mehr im Stande, zu arbeiten, er leidet viel mehr als Sie selbst ... Thun Sie es wenigstens Ovid zuliebe, bestes Kind; gehen Sie jetzt und kommen Sie gesund wieder."

Da erhob Martha ihr thränengerötetes Gesicht und rief in verzweifeltem Schmerze aus:

„Ach! also auch der Himmel lügt!"

An dem folgenden Tage wurde nicht mehr von der Reise nach Nizza gesprochen, denn bei der leisesten Anspielung darauf geriet Frau Mouret in den äußersten Zorn. Mit so verzweifelter Energie weigerte sie sich, Plassans zu verlassen, daß selbst der Priester einsah, wie gefährlich es sei, auf diesem Plane zu bestehen. Sie ward jetzt ein arges Hindernis für seinen Triumph, so daß Trouche sogar die höhnische Bemerkung machte, man hätte sie zuerst sollen ins Tollhaus schicken. Seit Mourets Entfernung vertiefte sie sich in die strengsten Religionsübungen, vermied es sorgfältig ihren Gatten zu erwähnen und suchte im Gebet ihr ganzes Wesen zu fesseln. Aber trotzdem zeigte sie jedesmal, wenn sie aus Saint-Saturnin zurück-

kam, eine fieberhafte Angst und ein Bedürfnis nach der Einsamkeit.

„Die Wirtin wird's wohl nicht lange mehr treiben," erzählte Olympia jeden Abend ihrem Manne. „Heute habe ich sie in die Kirche begleitet und dort mußte ich sie sogar vom Boden aufheben . . . Du würdest lachen, wenn ich Dir sagte, wie sie auf Ovid schimpft; sie ist außer sich vor Wut, nennt ihn einen herzlosen Menschen über den andern, der sie mit seinen tröstlichen Versprechen nur betrogen habe. Sogar gegen unsern Herrgott selbst! Ich glaube, in ganz Plassans kann nur sie so auf die Religion schimpfen. Gerade als ob der liebe Gott sie um ihr Geld gebracht hätte . . ."

Trouche, der sich über diese Geschichte höchlichst amüsierte, erwiderte:

„Um so schlimmer für sie; denn sie ist doch eigentlich schuld daran, daß der komische Kauz, der Mouret, da drin steckt. An Faujas' Stelle wüßte ich, wie ich die Sache einzurichten hätte, um jene lammfromm zu machen. Aber Faujas ist ein Thor; gieb Acht, man wird ihm schon noch das Fell über die Ohren ziehen . . . Dein Bruder ist uns gegenüber nicht willig genug, als daß er verdiente, aus der Verlegenheit gezogen zu werden. Wahrlich, ich müßte lachen, wenn eines schönen Tages die Partie verdirbt. Zum Teufel, ein Mann wie er sollte doch wirklich kein Frauenzimmer in seine Karten schauen lassen!"

„Allerdings, Ovid verachtet uns zu sehr," murmelte Olympia.

Da bemerkte Trouche geheimnisvoll:

„Höre, wenn nun die Wirtin sich mit Deinem albernen Bruder etwa in einen Brunnen stürzte, so wären wir ja dann die Herren im Hause und könnten ruhig unser Schäfchen scheeren ... Wahrhaftig, das wäre wenigstens ein Erfolg.“

Uebrigens hatten seit Mourets Abwesenheit die beiden Trouches schon das ganze Erdgeschoß in Besitz genommen. Olympia hatte sich bitter beklagt, daß im oberen Stockwerke die Kamine ganz unerträglich rauchten und schließlich Martha überredet, der Salon, welcher ohnedies nicht bewohnt werde, sei das gesündeste Zimmer im ganzen Hause. Nachdem nun Rosa auf Befehl Marthas hier tüchtig eingeheizt hatte, verbrachten die beiden Frauen oft tagelang ihre Zeit damit, daß sie vor dem Holzfeuer des Kamins saßen und plauderten. Olympias Wunsch war es längst gewesen, in dieser angenehmen Weise, fein gekleidet, auf einem Sopha ausgestreckt, im Luxus einer schönen Wohnung leben zu können. Sie wußte Martha zu bewegen, daß die Tapeten des Salons geändert, sowie neue Möbel und ein Teppich angeschafft wurden. Nun spielte sie die feine Dame, kam in Pantoffeln und Schlafrock herab und sprach mit einer Unverschämtheit, als sei sie die Herrin des Hauses.

„Diese arme Frau Mouret ist so sehr mit Sorgen belastet,“ war ihre gewöhnliche Rede, „daß sie mich gebeten hat, ihr beizustehen, und so muß ich zuweilen ihre Geschäfte leiten. Du lieber Gott! es ist ja nur ein gutes Werk!“

In der That hatte sie sich das volle Vertrauen Marthas zu erwerben verstanden, da diese aus Trägheit ihr

selbst die geringsten Sorgen des Hauswesens überließ. Sie hatte nicht nur die Schlüssel zu Keller und Schränken, sondern bezahlte auch die Lieferanten. Lange sann sie über ein Mittel nach, um sich in gleicher Weise des Speisezimmers vollständig bemächtigen zu können; allein Trouche redete ihr davon ab, indem er erklärte, sie könnten dann nicht mehr nach ihrem Belieben essen und trinken, sie könnten nicht nur nicht wagen, ihren feinen Wein zu trinken, sondern auch nicht einmal einen Freund zum Kaffee einladen. Nun gab Olympia ihrem Manne das Versprechen, ihm einen Teil vom Dessert hinaufzubringen. Sie füllte ihre Taschen mit Zuckerstückchen und entblödete sich sogar nicht, Kerzenstumpfe mitgehen zu heißen. Zu diesem Zwecke hatte sie sich große Leinwandtaschen gefertigt, welche sie unter ihrem Rocke befestigte und deren Leerung jeden Abend eine reichliche Viertelstunde in Anspruch nahm.

„Siehst Du, hier ist auch eine Birne für den Durst," brummte sie, indem sie die Vorräte bunt durcheinander in einen Koffer schüttete und diesen hierauf unter ihr Bett schob. „Wenn wir ja einmal mit der Wirtin auseinandergeraten sollten, so können wir uns damit wenigstens eine gerame Zeit lang behelfen ... Ich muß auch noch einige Töpfe Eingemachtes und etwas Pöckelfleisch heraufholen."

„Du bist noch viel zu gutmütig, so heimlich zu thun," entgegnete Trouche. „An Deiner Stelle, da Du ja einmal die Herrin bist, würde ich mir das alles von Rosa heraufbringen lassen."

Trouche hatte sich über den Garten hergemacht. Schon lange war er über Mouret ärgerlich ...

denselben seine Bäume beschneiden, die Gänge mit Sand bestreuen und den Salat begießen sah; sein Lieblingswunsch war, auch ein Fleckchen Land zu besitzen, wo er nach Belieben graben und pflanzen könne. Da nun Mouret fort war, brachte er seine Umsturzpläne im Garten zur Geltung. Zuerst verbannte er alles Gemüse, indem er vorgab, sein zarter Sinn liebe nur die Blumen. Allein die Arbeit mit Karst und Spaten ermüdete ihn schon am zweiten Tage dermaßen, daß er einen Gärtner kommen ließ, welcher nach seinem Befehl die Beete umarbeitete, den Salat in die Düngergrube warf, den Boden in den Stand setzte, daß derselbe im Frühjahr Päonien, Rosen, Lilien, Nelken, Geranium, sowie Samen von Lerchensporn und Winden aufnehmen konnte Plötzlich brach sich ein neuer Gedanke in ihm Bahn: er glaubte nämlich, das düstre traurige Aussehen der Beete rühre von den sie umsäumenden hohen Sträuchern her, und lange ging er mit dem Plane um; dieselben zu beseitigen.

„Da hast Du ganz recht," erklärte Olympia, als er sie um ihre Meinung frug; „das sieht aus wie ein Kirchhof. Ich hätte am liebsten als Einfriedigung gußeiserne Geländer mit holzfarbenem Anstrich . . . Ich werde schon die Wirtin zu überreden suchen; lasse Du also ruhig die Sträucher ausreißen."

Dies geschah denn auch, und acht Tage darauf sah man bereits die gewünschten Geländer. Außerdem versetzte Trouche noch einige Obstbäume, welche die Aussicht störten, ließ die Lauben frisch anstreichen und schmückte die Wasserkunst mit Felspartien. Zwar hätte er gar zu gern auch eine Kaskade gehabt, wie Herr Rastoil; allein

vorläufig begnügte er sich noch damit, den Platz auszusuchen, wo er eine solche errichten wollte, „wenn das Geschäft blühte".

„Nun sollen die Nachbarn aber die Augen aufreißen!" sagte er abends zu seiner Frau. „Sie sehen jetzt, daß ein Mann von Geschmack hier schaltet ... Wenn wir uns künftigen Sommer ans Fenster stellen, so haben wir wenigstens einen angenehmen Geruch und eine schöne Aussicht vor uns."

Martha ließ alles ruhig geschehen und billigte die Pläne, welche man ihr vorlegte, so daß man sie schließlich gar nicht mehr frug. Die beiden Trouches hatten nur noch gegen Frau Faujas zu kämpfen, welche ihnen fortan Schritt für Schritt das Haus streitig machte und als Olympia von dem Speisezimmer Besitz ergreifen wollte, hatte sie ihrer Mutter gleichsam eine regelrechte Schlacht liefern müssen, wobei letztere sicher den Sieg davongetragen hätte, wenn der Priester nicht eingeschritten wäre.

„Deine nichtsnutzige Schwester schwärzt uns bei der Wirtin an, als ob wir die größten Hallunken wären," klagte unausgesetzt Frau Faujas. „Ich sehe es schon kommen, sie will uns nur bei Seite drängen, um alle Annehmlichkeiten für sich zu haben ... Macht sich doch gar schon dieses nichtswürdige Frauenzimmer im Salon breit, als sei sie die feinste Dame!"

Lange Zeit stellte sich der Priester, als höre er dieses Geschwätz nicht; aber eines Tages rief er doch ärgerlich:

„Ich bitte Dich, Mutter, laß mich endlich in Ruhe. Sage mir kein Wort mehr weder von Olympia noch von

Trouche . . . Die mögen sich meinetwegen hängen lassen, wenn sie wollen.“

„Die nehmen aber noch Besitz von dem ganzen Hause, Ovid. Sie sind gefräßig wie die Ratten, und wenn Du einst Deinen Anteil haben willst, so werden sie schon alles aufgefressen haben . . . Nur Du kannst sie noch im Zaume halten.“

Lächelnd schaute er seine Mutter an und murmelte:

„Mutter, Du meinst es gut mit mir . . . Ich verzeihe Dir . . . Sei nur ruhig, ich strebe nach etwas ganz anderem als nach dem Besitze dieses Hauses; denn das gehört nicht mir und ich beanspruche nur das, was ich verdiene. Du sollst entzückt sein, wenn Du mein Anteil sehen wirst . . . Trouche ist mir in mancher Beziehung nützlich gewesen, und da muß man schon ein Auge zudrücken.“

So mußte denn Frau Faujas den Rückzug antreten, was sie allerdings sehr ungern that, während Olympia sie mit höhnischem Triumphgelächter verfolgte. Diese absolute Interesselosigkeit ihres Sohnes war ein verzweifeltes Hindernis für ihre rohen Begierden und ihre kluge Sparsamkeit. Gar zu gern hätte sie das Haus sich gesichert, damit Ovid es einst in Besitz nehmen könne, wenn er es brauche. Es schien ihr, als ob die beiden Trouche sie ihres Eigentums beraubten und an ihrem eigenen Blute saugten, um schließlich sie und ihren lieben Sohn ins Elend zu stoßen. Als nun der Abbé ihr verboten hatte, sich dem Vorgehen Olympias zu widersetzen, beschloß sie, wenigstens soviel wie möglich von der allgemeinen Plünderung zu retten. Deshalb begann sie, gerade wie

Olympia, in allen Schränken zu stehlen; sie befestigte eben so große Taschen unter ihren Röcken und füllte ihren Koffer gleichfalls mit allem, was sie erwischte.

„Was versteckst Du denn da, Mutter?“ frug der Abbé eines Abends, als er in ihr Zimmer trat und sie gerade den Koffer bei Seite schob.

Sie wollte eine Lüge sagen; allein er begriff sofort den Zusammenhang und schrie in schrecklichem Zorne:

„Welch' eine Schmach! Also auch Du legst Dich jetzt aufs Stehlen! Was soll denn aus uns werden, wenn man Dich einmal ertappt? Man würde ja in der ganzen Stadt mit Fingern auf mich deuten.“

„Es ist ja für Dich, Ovid,“ flüsterte sie.

„O Gott! meine Mutter eine Diebin! Du glaubtest wohl gar, daß ich auch stehle, daß ich nur hierher gekommen bin, um lange Finger zu machen? daß mein einziger Ehrgeiz darauf zielt, andere Leute um ihr Eigentum zu bringen! Was denkst Du denn von mir? . . . Mutter, wir müssen uns trennen, wenn wir einander nicht besser verstehen.“

Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag auf die alte Frau. Bleich und mit starren Blicken kniete sie vor dem Koffer und stotterte die Worte:

„Es ist für Dich, mein Sohn, bei Gott, für Dich allein . . . Ich habe Dir immer gesagt, die nehmen noch alles, jenes Weib schleppt alles in ihren Taschen fort und Dir bleibt dann nichts, nicht ein Stückchen Zucker . . . Nein, nein, ich werde nichts mehr nehmen, wenn es Dich ärgert; aber Du behältst mich bei Dir, nicht wahr, Du behältst mich . . .“

Der Abbé Faujas aber wollte ihr eher nichts versprechen, als bis sie alles, was sie gestohlen, wieder an seinen Platz gestellt habe. Beinahe eine Woche lang wohnte er selbst der Entleerung des Koffers bei; er sah zu, wie sie ihre Taschen füllte und wartete, bis sie leer wieder heraufkam. Aus Vorsicht ließ er sie jeden Abend nur zweimal den Weg machen. Bei jedem Gegenstande, den sie wieder herausgeben mußte, brach der Alten fast das Herz; sie wagte zwar nicht zu weinen, allein die Thränen standen ihr doch in den Augen und ihre Hände zitterten viel heftiger, als damals, wo sie ihren Raub stahl. Besonders unerträglich war ihr der Umstand, daß schon am zweiten Tage ihre Tochter Olympia hinter ihrem Rücken sich aller Gegenstände bemächtigte, welche sie wieder zurückgab. So wanderten diese eigentlich aus einer Tasche in die andere.

„Nein, wahrlich, ich trage nichts mehr hinunter,“ sagte sie einmal zu ihrem Sohne, über diesen unerwarteten Streich empört. „Es ist doch ganz unnütz, denn kaum habe ich den Rücken gewendet, so kommt Deine Schwester und rafft alles wieder weg. Dieses miserable Geschöpf! hätte ich ihr doch lieber gleich den ganzen Koffer gegeben . . . Die muß oben schon ein nettes Schätzchen beisammen haben . . . Ich bitte Dich, Ovid, lasse mir doch das, was ich noch habe. Die Wirtin büßt dabei nichts ein, denn es ist doch ein für allemal für sie verloren.“

„Von meiner Schwester kann man es nicht anders verlangen,“ entgegnete der Priester mit der größten Ruhe; „aber ich will, daß meine Mutter eine ehrliche Frau sei.

Du kannst mir wahrhaftig viel mehr nützen, wenn Du derartige Dinge unterläßt.“

So mußte sie alles herausgeben, und seitdem erfüllte sie ein bitterer Groll gegen die beiden Trouches, gegen Martha, kurz gegen das ganze Haus. Sie behauptete dabei, es werde schon noch der Tag kommen, wo sie Ovid gegen diese Gesellschaft zu verteidigen habe.

Die beiden Trouches indeß herrschten fortan als unumschränkte Herren und ergriffen von jedem Winkel des Hauses Besitz. Nur die Wohnung des Abbé blieb verschont, denn vor ihm zitterten sie. Das hinderte sie aber keineswegs, ihre Freunde einzuladen und mit diesen Zechgelage zu feiern, welche oft bis zwei Uhr morgens dauerten. Sogar Guillaume Porquier erschien mit einer Schaar grüner Bürschlein; denn trotz ihrer vierzig Jahre spielte Olympia noch die Verliebte, und wenn sie so ein entlaufener Student etwas zu zärtlich drückte, brach sie in ein wieherndes Gelächter aus. Das Haus war für sie gleichsam ein Paradies. Trouche jedoch, sobald er mit ihr allein war, pflegte seine höhnischen Witze schießen zu lassen und einmal behauptete er sogar, eine Schulmappe unter ihren Röcken gefunden zu haben.

„Nun! was ist denn weiter dabei?“ entgegnete sie, ohne sich zu ärgern, „amüsierst Du Dich denn nicht auch auf Deine Weise? . . . Du weißt doch, daß wir unbeschränkt sind.“

Zwar hatte Trouche dieses Schlaraffenleben beinahe durch eine zu starke Ausartung bloßgestellt. Eine fromme Schwester nämlich hatte ihn in Gesellschaft der Tochter eines Gerbers überrascht, jener großen Blondine, auf die

er schon lange ein Auge hatte. Bei dieser Gelegenheit berichtete das Mädchen, daß auch andere außer ihr Bonbons von ihm erhalten hätten. Die Schwester, welcher die Verwandtschaft zwischen Trouche und dem Pfarrer von Saint-Saturnin bekannt war, besaß Klugheit genug, das Abenteuer nicht öffentlich bekannt zu geben, bevor sie mit letzterem gesprochen habe. Faujas sprach ihr zwar seinen Dank aus, ließ aber zugleich durchblicken, daß man hie und da einen derartigen Skandal nicht vermeiden könne. So ward die Sache verduscht und die Patronatsdamen des Jungfrauenstiftes erfuhren nichts davon. Jedoch zu Hause kam es zwischen dem Abbé und seinem Schwager zu einer heftigen Auseinandersetzung und zwar absichtlich in Gegenwart der Olympia, damit diese eine Waffe gegen ihren Mann in der Hand habe. Und wirklich, jedesmal wenn Trouche seine Frau künftighin ärgerte, sagte diese ihm ganz trocken:

„Gehe doch wieder zu Deinen kleinen Mädchen und füttere sie mit Bonbons!“

Lange Zeit quälte die beiden aber noch eine andere Sorge. Trotz des üppigen Lebens, welches sie führten, trotzdem daß sie aus Kisten und Kasten ihrer Wirtin mit allem versorgt waren, so waren sie doch im Viertel mit Schulden überladen. Trouche verbrauchte sein Gehalt im Kaffeehause und Olympia verwandte das Geld, welches sie durch allerhand Schwindelgeschichten Martha aus der Tasche lockte, zu ihrem Putz; die nötigsten Lebensbedürfnisse aber wurden in unverfrorenster Weise auf Kredit genommen. Besonders beunruhigte sie die Rechnung des Bäckers — sie betrug mehr als hundert Frank —

umsomehr als dieser Bäcker ein rücksichtsloser Mann war und ihnen damit drohte, er werde alles dem Abbé Faujas mitteilen. Die beiden Trouches lebten in großer Angst und fürchteten einen schrecklichen Auftritt; allein als schließlich die Rechnung dem Abbé vorgelegt ward, zahlte dieser ohne Widerrede und vergaß sogar, ihnen Vorwürfe zu machen. Der Priester schien über solche Kleinigkeiten erhaben zu sein; er änderte keinen Deut an seiner ernsten strengen Lebensweise mitten in diesem dem Untergange geweihten Hause, ohne die gierigen Zeichen zu bemerken, welche an den Wänden nagten, den langsamen Ruin, welcher allmählich die Grundfesten erschütterte. Alles um ihn her sank langsam in den Abgrund des Verderbens, während er selbst gerade auf das Ziel seiner ehrgeizigen Träume zuschritt. Ruhelos wie der Soldat im Felde kampierte er in seinem schmucklosen Zimmer, gönnte sich keine Bequemlichkeit und ärgerte sich, wenn man ihn verweichlichen wollte. Seitdem er der Herr in Plassans war, ward er wieder schlicht: sein Hut war verschossen und sein Chorrock, welcher alle Morgen von seiner Mutter ausgebessert wurde, ähnelte täuschend wieder jenem jammervollen abgenutzten Fetzen, den er in der ersten Zeit trug.

„Ach was! der ist noch gut," gab er zur Antwort, wenn in seiner Nähe einige schüchterne Bemerkungen gemacht wurden.

Stolz schritt er in dieser elenden Kleidung durch die Straßen, ohne sich durch die befremdenden Blicke beunruhigen zu lassen, welche man ihm zuwarf. Es war dies aber weniger Trotz bei ihm als vielmehr natürlicher Hang;

jetzt, wo er nicht mehr das Bedürfnis empfand, den Leuten zu gefallen, machte sich bei ihm wieder seine ehemalige Verachtung alles äußeren Glanzes geltend. Sein Triumph bestand darin, sich so wie er war, mit seinem breitschultrigem Körper, seinen rohen Manieren und seinen zerrissenen Kleidern mitten in dem eroberten Plassans niederzulassen.

Frau von Condamine, durch einen unangenehmen Geruch verletzt, der seinem Priestermantel entströmte, wollte ihn eines Tages in mütterlichem Tone zurechtweisen.

„Wissen Sie denn schon, daß die anderen Damen Ihnen nicht mehr so gewogen sind?“ sagte sie lächelnd zu ihm. „Dieselben beschuldigen Sie, daß Sie nicht den geringsten Aufwand auf Ihre Kleidung machen . . . Wenn Sie früher Ihr Taschentuch hervorzogen, so schien es, als ob ein Chorknabe ein Weihrauchbecken hinter Ihnen schwänge.“

Diese Worte versetzten ihn in Erstaunen; denn er glaubte, sich nicht verändert zu haben. Allein schnell sich verbessernd, fuhr sie in freundschaftlicher Weise fort:

„Nun, lieber Pfarrer, erlauben Sie mir wohl auch, einmal offen mit Ihnen zu reden . . . Wahrlich, es ist unrecht von Ihnen, sich so zu vernachlässigen. Sie scheinen sich nicht einmal rasiert zu haben, Sie kämmen sich nicht mehr und Ihr Haar ist so verwildert, als hätten Sie eine Prügelei durchgemacht. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß dies einen sehr schlechten Eindruck macht . . . Frau Rastoil und Frau Delangre sagten mir gestern, Sie seien kaum wiederzuerkennen. Auf diese Weise schädigen Sie nur Ihre Erfolge.“

Ein verächtliches Lächeln malte sich auf seinen Zügen und er entgegnete kopfschüttelnd:

„Jetzt stehen die Dinge anders und jene müssen mich auch so annehmen.“

In der That mußte Plassans ihn nehmen wie er war. Aus dem gefügigen Priester entpuppte sich eine düstere despotische Gestalt, welche alles unter ihrem eisernen Willen beugte; in seinem erdfahlen Gesicht funkelten wieder jene Adleraugen und seine groben Hände erhoben sich bald drohend bald züchtigend. Die Stadt erzitterte beim Anblick dieses Menschen, dessen Macht sie selbst so maßlos hatte emporwachsen lassen, und durch die düstere Furcht der Weiber wurde sein Einfluß noch bestärkt. Er war grausam gegen seine Beichtkinder und dennoch wagte niemand ihn zu verlassen; alle kamen mit fieberhafter Angst zu ihm.

„Meine Liebe,“ erklärte jetzt Frau von Condamine Martha gegenüber, „ich hatte unrecht zu wünschen, daß er mehr Sorgfalt auf seine Toilette verwenden solle; ich habe mich jetzt ganz gut an ihn gewöhnt und finde ihn sogar viel besser ... So sieht man doch wenigstens den Mann!“

Besonders machte der Abbé Faujas seine Herrschaft bei dem Bischof Rousselot geltend, der seit den Wahlen eine ganz nebensächliche Rolle spielte. Er lebte nur seinen Büchern in seinem Kabinett, wo der Abbé, welcher von dem Nebenzimmer aus die Diözese regierte, ihn thatsächlich eingeschlossen hielt und nur die Personen zu ihm ließ, denen er traute. Die gesammte Geistlichkeit zitterte vor diesem unumschränkten Herrn, und alte ergraute Priester

beugten sich mit ihrer kirchlichen Demut, mit ihrer absoluten Willensentäußerung. Oft geschah es, daß Herr Rousselot, wenn er mit dem Abbé Surin eingeschlossen war, bittere Thränen weinte; er bedauerte die Entfernung des Abbé Fenil, bei dem er doch hin und wieder eine behagliche Stunde gehabt hatte, während jetzt ein unerbittlicher, unausgesetzter Druck auf ihm lastete. Aber bald hatte er sich in sein Schicksal ergeben und flüsterte lächelnd:

„Nun vorwärts, mein Sohn! wir wollen an die Arbeit gehen ... Ich sollte mich eigentlich nicht beklagen; denn jetzt ist ja mein alter Wunsch erfüllt: ich kann ungestört meinen Büchern leben."

Hier entrang sich ein Seufzer seiner Brust und leise fuhr er fort:

„Ich würde glücklich sein, wenn ich Sie nicht zu verlieren fürchtete, lieber Surin ... Er wird Sie schließlich nicht mehr hier dulden und schon gestern sahen mir seine Blicke sehr verdächtig aus. Ich beschwöre Sie, stets seiner Meinung zu sein und sich zu seiner Partei zu halten, sei es auch auf Kosten meiner Person. Ach! ich stehe jetzt ebenso schlimm da wie Sie."

Zwei Monate nach den Wahlen begab sich der Abbé Vial, einer der Großvikare des Bischofs, nach Rom. Natürlich nahm sofort der Abbé Faujas diese Stelle für sich in Anspruch, obwohl sie schon längst dem Abbé Bourrette versprochen war. Diesem gab er nicht einmal die nunmehr erledigte Pfarrerstelle an Saint-Saturnin, sondern betraute mit derselben einen jungen Priester, den er völlig seinem Willen untergeordnet hatte.

„Hochwürden haben nichts von Ihnen wissen wollen,"

sagte er trocken zu dem Abbé-Bourrette, als er diesen traf, und als der alte Priester erschrocken stammelte, er werde Hochwürden besuchen und um eine Erklärung bitten, fügte er in etwas sanfterem Tone hinzu:

„Hochwürden sind augenblicklich nicht in der Lage, Sie empfangen zu können. Verlassen Sie sich aber auf mich; ich werde Ihre Sache in die Hand nehmen.“

In der Kammer hatte Herr Delangre von Anfang an mit der Majorität gestimmt, und so wurde Plassans ganz offen für das Kaisertum gewonnen. Es schien sogar, als suche der Abbé in der brutalen Behandlung dieser vorsichtigen Bürger ein gewisses Rachegefühl zu befriedigen, indem er abermals das nach der Sackgasse Chevillottes führende Seitenpförtchen vernageln ließ und damit Herrn Rastoil und dessen Freunde zwang, vom Platze aus durch das Hauptthor die Präfektur zu betreten. Wenn er in einer der vertraulichen Gesellschaften erschien, waren diese Herren ihm gegenüber ungemein demütig, und so groß war der allgemeine Schrecken vor seiner Person, daß, selbst wenn er nicht zugegen war, niemand ein zweideutiges Wort über ihn zu äußern wagte.

„Es ist ein äußerst verdienstvoller Mann,“ erklärte Herr Pequeur von Saulaies, der auf eine Unterpräfektur rechnete.

„Ein ganz bedeutender Mann,“ bestätigte der Doktor Porquier.

Alle nickten beistimmend mit dem Kopfe; nur Herr von Condamine, welchen diese Lobhudeleien schließlich ärgerten, erlaubte sich zuweilen den Scherz, die ganze Gesellschaft in Verlegenheit zu bringen.

„Auf alle Fälle hat er keinen guten Charakter,“ murmelte er bei einer Gelegenheit.

Diese Bemerkung rief allgemeines Entsetzen hervor; denn jeder der anwesenden Herren hatte seinen Nachbar in Verdacht, im Solde jenes schrecklichen Abbé zu stehen.

„Der Großvikar hat ein vortreffliches Gemüt,“ bemerkte Herr Rastoil vorsichtig; „nur ist er, wie alle großen Geister, im Anfange vielleicht ein wenig zu streng.“

„Gerade wie ich; obwohl sich jeder mit mir sehr leicht vertragen kann, so habe ich doch stets für einen hartherzigen Mann gegolten,“ rief Herr von Bourdeu, der jetzt mit der Gesellschaft wieder ausgesöhnt war, seitdem er eine lange Unterredung mit dem Abbé Faujas gehabt hatte.

Da frug der Präsident, um etwas Allgemeines zur Sprache zu bringen:

„Wissen Sie denn schon, daß man beabsichtigt, den Großvikar zum Bischof zu machen?“

Das bot Anlaß zu einem allgemeinen Meinungsaustausch, und Herr Maffre behauptete, der Abbé Faujas werde wahrscheinlich in Plassans selbst diese Stellung erhalten, nachdem der Bischof Rousselot aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten sei.

„Jeder würde dabei gewinnen,“ fügte unbefangen der Abbé Bourrette hinzu. „Einerseits hat die Krankheit Hochwürden erbittert und andrerseits weiß ich, daß unser lieber Faujas die größten Anstrengungen macht, um sich von gewissen ungerechten Vorurteilen zu befreien.“

„Er hat Sie sehr gern,“ versicherte der Richter Palogue, welcher kürz erst seinen Orden erhalten hatte;

„meine Frau hat selbst gehört, wie er sich bitter darüber beklagt, daß man Sie so ganz links liegen läßt."

Wenn der Abbé Surin zugegen war, stimmte er mit der Allgemeinheit; aber obgleich er, nach dem Ausdrucke der übrigen Geistlichen, bereits die Mitra in der Tasche hatte, so beunruhigte ihn doch der Erfolg des Abbé Faujas. Obwohl durch dessen rauhes Wesen verletzt, betrachtete er ihn doch mit der größten Freundlichkeit und erinnerte sich dabei der Seherworte des Bischofs, indem er schon jetzt den Riß zu entdecken suchte, welcher dem Koloß den Untergang bereiten werde.

Mittlerweile waren alle Herren befriedigt, ausgenommen Herrn von Bourdeu und Herrn Pequeur von Saulaies, welche noch immer auf eine Äußerung des Wohlwollens von Seiten der Regierung warteten. Deshalb waren diese beiden auch die eifrigsten Parteigänger des Abbé Faujas, die übrigen dagegen würden sich gern empört haben, wenn sie es gewagt hätten; sie waren der fortwährenden Erkenntlichkeit überdrüssig, welche jener forderte, und wünschten sehnlichst eine mutige Person zu ihrer Befreiung herbei. So wechselten sie auch ganz eigentümliche Blicke, als eines Tages Frau Palogue anscheinend mit der größten Gleichgültigkeit frug:

„Nun, was wird denn eigentlich mit dem Abbé Fenil? Von ihm hat man ja schon seit ewigen Zeiten nichts mehr gehört."

Tiefes Schweigen herrschte; nur Herr von Condamine wagte sich auf dieses gefährliche Gebiet und antwortete ruhig:

„Ich glaube, er hat sich nach seiner Besitzung in Tulettes zurückgezogen."

Und Frau v. Condamine setzte ironisch lachend hinzu:

„Da können wir ruhig schlafen; mit dem Manne ist es aus und er wird sich sicher nicht mehr in die Angelegenheiten von Plassans mischen."

Nur Martha stand jetzt noch dem Abbé Faujas im Wege. Er fühlte, wie sie täglich sich seinem Einflusse mehr und mehr entzog; obwohl er alle Mittel versuchte, sie zu beugen, so konnte er doch in ihr nicht jenes verzehrende Feuer dämpfen, welches er einst selbst angefacht hatte. Sie näherte sich dem logischen Ziele aller Leidenschaft und verlangte stündlich stürmischer nach jenem Frieden, nach der vollkommenen Versenkung in das göttliche Glück. Eine tödliche Angst folterte sie, daß sie jetzt an ihren Stuhl gefesselt war und sich nicht jener lichtvollen Pforte nähern konnte, welche sie in weiter weiter Ferne zu sehen glaubte. Frostschauer erfaßte sie in Saint-Saturnin, in jenem kühlen Schatten, wo sie einst so viel Genuß empfunden hatte; die Orgeltöne brausten über ihr demütig gebeugtes Haupt dahin, ohne die alte Sehnsucht nach religiösem Frieden in ihr zu erregen; die weißen Weihrauchdämpfe versenkten sie nicht mehr in mystische Träumereien; die strahlenden Kapellen, die funkelnden Hostienkelche, die von Gold und Silber glitzernden Meßgewänder erbleichten und verschwammen vor ihren thränenumflorten Blicken. Wie ein ewig verdammtes Wesen hob sie verzweifelt ihre Arme empor, als wollte sie den Geliebten umfangen, welcher sich ihr entzog, und sie rief:

„Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?"

Beschämt, gleichsam beleidigt durch die starre Kälte der Säulenhallen, verließ dann Martha die Kirche mit

dem Zorne eines entrüsteten Weibes. Willig wollte sie ihr Herzblut opfern, und wütend sträubte sie sich gegen diese Ohnmacht, welche ihr nicht gestattete, sich dem Herrgott selbst in die Arme zu werfen. Zu Hause war ihre einzige Hoffnung der Abbé Faujas. Nur er konnte sie mit Gott versöhnen; er hatte ihr ja die ersten Freuden eröffnet und mußte jetzt vollends den Schleier lüften. Aber der Priester ward jedesmal unwillig, vergaß sich sogar so weit, daß er sie grob behandelte, und weigerte sich so lange, sie anzuhören, bis sie demütig und willenlos zu seinen Füßen lag. Sie aber blieb stehen und hörte ihn an; ihr ganzes Wesen bäumte sich jetzt gegen ihn auf; in bitterem Groll getäuschter Hoffnungen beschuldigte sie ihn des feigen Verrates, durch den ihr ganzes Wesen zerrüttet war.

Oft glaubte sogar die alte Frau Rougon, zwischen dem Abbé und ihrer Tochter einschreiten zu müssen, wie sie es früher zwischen dieser und Mouret gethan hatte. Nachdem Martha ihr ihren Kummer mitgeteilt, sprach sie mit dem Priester als Schwiegermutter, die das Glück ihrer Kinder wolle und ihre Zeit damit verbringe, Frieden zu stiften.

„Nun denn," sagte sie lächelnd zu ihm, „Sie können also nicht in Frieden leben! Martha beklagt sich immer, und Sie scheinen beständig mit ihr zu schmollen ... Ich weiß recht wohl, daß die Frauen oft viel verlangen, allein auch Sie müssen zugeben, daß Sie selbst manchmal nicht allzu gefällig sind ... Ich bin wahrlich schmerzlich betroffen durch diese Vorgänge, und es wäre doch so leicht, ein Einvernehmen herzustellen! Ich bitte Sie also, lieber Abbé, seien Sie künftig weniger hart."

In eben so freundschaftlichem Tone schalt sie ihn wegen seines schlechten Aeußeren; denn als kluge Frau spürte sie ganz deutlich, daß er seinen Sieg mißbrauchte. Damit entschuldigte sie auch ihre Tochter, indem sie erklärte, die arme Frau habe so viel gelitten, daß jetzt ihre nervöse Empfindlichkeit große Schonung verlange; übrigens besitze dieselbe einen vortrefflichen Charakter und ein liebenswürdiges Naturell, worüber ein kluger Mann frei verfügen müsse. Als sie ihm aber eines Tages wieder in dieser Weise riet, mit Martha sanft zu sein, rief er barsch, dieser ewigen Ratschläge müde:

„Nein! Ihre Tochter ist wahnsinnig, sie quält mich nur und ich mag gar nichts mehr mit ihr zu thun haben . . . Ich gäbe sonst etwas darum, wenn mich jemand von ihr befreite.“

Frau Rougon kniff die Lippen zusammen und schaute ihm fest ins Gesicht.

„Hören Sie, mein Bester,“ entgegnete sie nach längerem Schweigen, „Sie besitzen zu wenig Takt und das wird noch Ihr Verderben sein. Ruinieren Sie sich nur, wenn es Ihnen Spaß macht, ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich habe Sie unterstützt, nicht etwa wegen Ihrer schönen Augen, sondern um unsern Freunden in Paris angenehm zu sein. Man schrieb mir, ich solle Sie leiten, und ich habe es gethan . . . Nur bedenken Sie das Eine: ich würde nie dulden, daß Sie bei mir den Herrn spielten. Mögen immerhin der kleine Pequeur und der gute Rastoil vor Ihnen zittern, das geschieht denen recht, wir aber chten uns nicht, wir werden doch die Herren bleiben.

Mein Mann hat Plassans vor Ihnen erobert und wir lassen unsere Leute nicht fahren, das sage ich Ihnen voraus."

Von diesem Tage an wurden die Beziehungen zwischen der Familie Rougon und dem Abbé Faujas bedenklich kühl, und als Martha sich abermals gegen ihre Mutter beklagte, entgegnete diese kurz und bündig:

„Der Abbé treibt nur seinen Spott mit Dir, und nie wird dieser Mann Deiner Seele Befriedigung schaffen . . . An Deiner Stelle würde ich mich gar nicht entblöden, ihm die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Außerdem ist er seit einiger Zeit auch wieder schmutzig wie ein Lappen, und es ist mir rätselhaft, daß Dir nicht der Appetit vergeht, neben ihm zu essen."

In Wahrheit aber hatte Frau Rougon ihrem Manne einen äußerst schlauen Plan unterbreitet, worin es sich darum handelte, den Abbé aus dem Sattel zu heben und dann aus seinem Erfolge Nutzen zu ziehen. Jetzt, wo die Stadt einmütig stimmte, mußte es Rougon, der bis jetzt noch nie ganz die Maske abgeworfen hatte, gelingen, seine Mitbürger auf der guten Bahn zu erhalten, wodurch der Einfluß des grünen Salons bedeutend gewinnen mußte. So wartete denn von nun an Felicité mit jener schlauen Geduld, welcher sie überhaupt ihr Glück verdankte.

An demselben Tage noch, wo ihre Mutter versicherte, „der Abbé treibe nur seinen Spott mit ihr," begab sich Martha nach Saint-Saturnin, entschlossen, eine entscheidende Frage zu thun. Zwei Stunden lang blieb sie in der einsamen Kirche und suchte vergebens Erleichterung. Bald drückte sie die Demut zu Boden nieder, bald wieder raffte

sie sich entrüstet empor, während ihr ganzes Wesen in dem Drange nach Frieden sich abmühte. Als sie aufstand und fortging, erschien ihr der Himmel wie mit einem schwarzen Flor umhüllt, sie fühlte kaum das Pflaster unter ihren Füßen und die engen Straßen machten auf sie den Eindruck endloser Einsamkeit. Im Speisezimmer angelangt, warf sie Hut und Shawltuch auf den Tisch und begab sich geraden Weges nach dem Zimmer des Abbé Faujas.

Der Abbé saß gerade in Gedanken versunken an seinem kleinen Tische, und die Feder war ihm aus der Hand geglitten. Hastig öffnete er ihr; allein als er sie totenbleich und mit entschlossenen Blicken vor sich stehen sah, wallte sein Zorn mächtig in ihm auf.

„Was wollen Sie denn?“ frug er, „weshalb sind Sie heraufgekommen? . . . Gehen Sie wieder hinunter und warten Sie auf mich, wenn Sie mir etwas zu sagen haben.“

Sie aber stieß ihn bei Seite und trat schweigend ins Zimmer.

Schon wollte er in seiner Rücksichtslosigkeit die Hand zum Schlage erheben, jedoch seine Bestürzung war so groß, daß er starr ihr gegenüber stehen blieb, ohne die weit offenstehende Thür zu schließen.

„Was wollen Sie denn?“ wiederholte er, „ich bin beschäftigt.“

Da machte sie die Thür zu, trat an ihn heran und sagte:

„Ich muß mit Ihnen sprechen.“

Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und ihre Blicke schweiften im Zimmer umher, auf das schmale Bett, die ärmliche Kommode und das große schwarze Kruzifix an der

kahlen Wand, bei dessen Anblick sie ein kurzer Schauder überlief. Eine eisige Ruhe herrschte rings umher, und nicht ein Kohlenstückchen war auf dem Kaminherde zu erblicken.

„Sie werden sich erkälten,“ bemerkte der Priester ruhig. „Ich bitte Sie, wir wollen hinuntergehen.“

„Nein, ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ wiederholte sie.

Nun faltete sie die Hände, als wolle sie beichten und fuhr fort:

„Ich habe Ihnen viel zu verdanken . . . Ehe Sie hierherkamen, war meine Seele tot. Sie nur haben mein Heil gewollt, und durch Sie allein habe ich die einzige Freude meines Daseins kennen gelernt. Sie sind mein Retter, mein Vater! Seit fünf Jahren lebe ich nur durch Sie und für Sie.“

Hier versagte ihr die Stimme, sie sank auf die Kniee und umfaßte ihn krampfhaft.

„Nun wohl!“ rief sie zitternd, „und heute, wo ich so sehr leide, brauche ich Ihre Hülfe . . . Höre Sie mich an, mein Vater. Versagen Sie mir meine Bitte nicht! Sie können, Sie dürfen mich nicht so verlassen . . . Ich sage Ihnen, Gott erhört mich nicht mehr; ich fühle ihn nicht mehr . . . Haben Sie Erbarmen, ich bitte Sie! Geben Sie mir einen Rat, leiten Sie mich hin zu der göttlichen Gnade, deren erstes Glück Sie mich kennen lehrten; zeigen Sie mir, was ich thun muß, um gesund zu werden, um mich der Liebe Gottes zu nähern!“

„Sie müssen beten,“ versetzte der Priester mit tiefem Ernste.

„Ich habe gebetet, habe stundenlang gebetet, habe mich völlig in die Anbetung der Gottheit zu versenken gesucht; aber keine Erleichterung ist mir geworden, keinen Gott habe ich empfunden!“

„Beten müssen Sie, immer wieder beten, beten, bis Gott Sie erhört und sich zu Ihnen herabläßt.“

Eine schreckliche Angst malte sich auf ihren Zügen.

„Also nur das Gebet soll mich retten?“ frug sie. „Sie können nichts für mich thun?“

„Nein, nichts,“ entgegnete er barsch.

Da erhob sie verzweifelt ihre zitternden Hände, und wilder Zorn flammte in ihr auf. Allein sie suchte ihre Aufregung zu unterdrücken und stammelte:

„So ist denn Ihr Herz verschlossen. Bis hierher haben Sie mich am Seil herumgeführt, um mich nun im im Stiche zu lassen . . . Sie erinnern sich wohl noch, wie ruhig ich lebte, als Sie unser Haus bezogen. Ohne Bedürfnisse, ohne Begierden waltete ich in meinem trauten Heim. Da kamen Sie und flüsterten mir Worte zu, die mir das Herz bethörten, mir eine zweite Jugend zu schaffen schienen . . . Ach! Sie wissen gar nicht, welche Freuden Sie mir anfangs verschafften! Ein Feuer entbrannte in mir, durchdrang mein innerstes Wesen und erfüllte mich mit unaussprechlichen Hoffnungen. Oft zwar kam mir ein solcher Sturm der Leidenschaften in meinem Alter lächerlich vor, bis ich mir selbst verzieh und mich ganz in meine Gefühle versenkte . . . Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo ich den Rest des versprochenen Glückes verlange. Was ich besitze, kann unmöglich alles sein. Nicht wahr, es giebt noch etwas Anderes? Begreifen Sie

doch endlich, daß ich dieses ewig regen Wunsches müde bin, daß dieser Wunsch mich foltert, meine Lebenskraft vernichtet! Jetzt, wo meine Gesundheit dem Untergange geweiht ist, muß ich Erleichterung haben; ich will nicht fremder List ganz zum Opfer fallen . . . Es giebt ein anderes Mittel, gestehen Sie es nur.“

Allein der Abbé Faujas blieb unerbittlich; an seinem Starrsinn wallten vergebens diese verzweifelten Worte empor.

„Also nichts giebt es zu meiner Rettung, nichts!“ fuhr sie leidenschaftlich fort; „so haben Sie mich doch betrogen . . . Da unten auf der Terrasse unter dem sternbesäeten Firmamente haben Sie mir den Himmel versprochen, und ich thörichtes Weib glaubte Ihnen. Verkauft habe ich mich, mich dem Verderben in die Hände geliefert! Wahnsinnig muß ich gewesen sein, als ich zum ersten Male betete . . . Heute steht die Sache anders; ich will wieder meine Ruhe haben. Alles will ich zum Thore hinausjagen, mein Hauswesen in Ordnung bringen und wieder an meinem Lieblingsplätzchen auf der Terrasse Wäsche ausbessern . . . Ja, das that ich gern, und das Nähen ermüdete mich auch nicht . . . Und dann soll auch Desirée wieder neben mir auf ihrem Bänkchen sitzen; sie lachte so fröhlich, das liebe Mädchen . . .“

Schluchzend fuhr sie fort:

„Ich will meine Kinder wieder haben! . . . Sie schützten mich, und seitdem sie nicht mehr da sind, habe ich vollständig den Kopf verloren und mein Leben ist immer freudenloser geworden . . . Warum haben Sie mir meine Kinder genommen? . . . Eines nach dem andern ist fort=

gegangen und alles im Hause hat sich mir entfremdet. Ruhig und zufrieden verließ ich es eines Nachmittags, und als ich des Abends zurückkehrte, schien es mir, als komme ich zu wildfremden Menschen. Sogar die Möbeln machten auf mich einen feindseligen erstarrenden Eindruck. So wurde mir das ganze Haus verhaßt . . . Aber ich will sie wieder holen, die armen Kleinen; sie werden alles ändern . . . Ach! könnte ich doch noch ein einziges Mal mein stilles süßes Glück genießen!"

Ihre Stimme ward immer leidenschaftlicher, und schließlich suchte der Priester sie durch ein Mittel zu beruhigen, welches ihm oft geglückt war.

„Nun, so seien Sie doch vernünftig, liebe Dame," sagte er und wollte ihre Hände erfassen.

„Rühren Sie mich nicht an!" rief sie, zurückweichend. „Ich will nicht . . . Wenn Sie mich festhalten, bin ich schwach wie ein Kind; die Hitze Ihrer Hände benimmt mir allen Mut . . . Morgen würde dann dieselbe Szene beginnen; denn sehen Sie, so kann ich nicht länger leben und Sie beruhigen mich höchstens für die Dauer einer Stunde."

Hier nahm ihre Stimme einen eigentümlichen dumpfen Ton an, und starr vor sich hinsehend, murmelte sie:

„Nein, ich bin jetzt verdammt und nie werde ich mehr in meinem Hause Frieden finden. Wenn nur erst die Kinder kämen und nach ihrem Vater fragten . . . Ach! das bricht mir das Herz . . . Ich werde nicht eher Verzeihung erlangen, als wenn ich mein Verbrechen einem Priester gebeichtet habe."

„Ich bin ein sündhaftes Weib!“ rief sie, auf die Knie fallend; „deshalb wendet Gott sein Angesicht auf ewig von mir.“

Der Abbé suchte sie aufzurichten und erklärte im entschiedensten Tone:

„Schweigen Sie! Hier kann ich Ihr Geständnis nicht entgegennehmen. Kommen Sie morgen nach Saint-Saturnin!“

„Ehrwürdiger Vater,“ fuhr sie in flehendem Tone fort, „haben Sie doch Mitleid mit mir! Morgen fehlt mir vielleicht schon die Kraft dazu.“

„Ich verbiete Ihnen zu sprechen,“ schrie er wütend; „ich mag nichts wissen, ich werde mein Gesicht abwenden und meine Ohren verschließen.“

Mit diesen Worten trat er zurück und streckte abwehrend die Arme vor, als wolle er das Geständnis nicht über Martha's Lippen kommen lassen, während beide einander schweigend und mit zornfunkelnden Blicken ansahen.

„Ein Priester würde Sie nicht erhören,“ fügte er hinzu. „Hier kann nur ein Mann über Sie richten und Sie verdammen.“

„Ein Mann!“ wiederholte sie verwirrt. „Nun, um so besser, so sei es denn ein Mann!“

Sie erhob sich, und in fieberhafter Hast stürmten die Worte über ihre Lippen:

„Ich beichte nicht, ich sage Ihnen nur meinen Fehler. Nachdem meine Kinder fort waren, habe ich auch den Vater gehen heißen. Nie hat er mich geschlagen, der Unglückliche! Ich selbst war toll; ich spürte ein Brennen

am ganzen Körper, zerkratzte mich und fühlte das Bedürfnis, auf dem kalten Fußboden meine Hitze zu stillen. Nach dieser Krisis kam eine solche Scham über mich, daß ich nichts davon zu sagen wagte. Ach, wenn Sie wüßten, welche schrecklichen Phantasien mich zu Boden warfen! Die ganze Hölle schien in meinem Kopfe zu wüten. Mein armer Mann that mir leid, wenn er zähneklappernd und vor Furcht zitternd dastand. Auch selbst wenn Sie fort waren, wagte er sich mir nicht zu nähern und verbrachte den Rest der Nacht auf einem Stuhle . . ."

Der Abbé Faujas suchte sie zu unterbrechen und bemerkte:

„Regen Sie diese Erinnerungen nicht wieder auf; Sie schaden sich nur. Gott wird einst über Ihre Leiden zu Gericht sitzen."

„Aber doch habe nur ich ihn nach dem Irrenhause geschickt," begann sie wieder, indem sie ihm mit einer energischen Handbewegung Schweigen gebot. „Sie alle sagten mir, er sei verrückt . . . Ach! dieses Leben ist kaum mehr zu ertragen! Täglich bin ich in Angst, den Verstand zu verlieren. Schon in meiner Jugend schien es mir oft, als sei mein Kopf öde und leer und als laste ein Eisblock auf meiner Stirn. Nun wohl! dieses Gefühl tödlicher Kälte zeigt sich wieder und immer, immer fürchte ich, wahnsinnig zu werden . . . Ihn hat man fortgeschleppt und ich ließ es ruhig geschehen; aber seit dieser Zeit kann ich kein Auge zuthun, ohne ihn vor mir zu sehen. Dieser Umstand macht mich so sonderbar und fesselt mich oft stundenlang mit starren Blicken an dieselbe Stelle . . . Und ich kenne auch jenes Haus, es

schwebt mir vor Augen; denn Oheim Macquart hat es mir gezeigt. Es ist grau wie ein Gefängnis und die Fenster ähneln finstern Löchern."

Ihre Stimme erstarb, sie führte ein Taschentuch an ihre Lippen, und als sie dasselbe entfernte, ließen sich einige Blutstropfen darauf erkennen. Der Priester stand mit verschränkten Armen da, ruhig das Ende der Krisis erwartend.

„Nun wissen Sie alles, nicht wahr?" schloß sie stotternd. „Ich bin ein elendes Weib und habe Ihretwegen gesündigt . . . Aber geben Sie mir Leben, geben Sie mir Freude, und Sie sollen sehen, wie ich ohne Gewissensbisse jenes übermenschliche Glück genießen werde, welches Sie mir versprochen haben."

„Sie lügen," entgegnete langsam der Priester, „ich weiß von nichts, nicht einmal, daß Sie dieses Verbrechen begangen hatten."

Da wich auch sie erschreckt zurück, noch immer die Hände faltend, und flüsterte in vertraulichem Tone:

„Hören Sie mich an, Ovid! Ich liebe Sie und Sie wissen es auch, nicht wahr? Schon an dem Tage, an welchem Sie hierherkamen, habe ich Sie geliebt . . . Ich sagte es Ihnen nur nicht; denn ich sah ein, daß es Ihnen mißfiel. Aber ich fühlte, daß Sie mein Herz durchschauten; ich war zufrieden in der süßen Hoffnung, daß wir einst in einer rein göttlichen Gemeinschaft glücklich sein könnten . . . So habe ich denn für Sie allein das Haus leer gemacht, als demütige Sklavin vor Ihnen auf den Knieen gelegen . . . Sie können doch nicht immerfort so grausam sein, nachdem Sie in alles

eingewilligt und mir erlaubt haben, Ihnen allein zu gehören, die uns trennenden Hindernisse zu beseitigen. Erinnern Sie sich doch nur daran, ich bitte Sie. Jetzt, wo ich hier krank und verlassen bin, wo mir fast das Herz bricht und die Sinne schwinden, können Sie mich unmöglich zurückstoßen ... Wir haben einander allerdings nichts gesagt; aber meine Liebe sprach laut genug und Ihr Schweigen gab mir Antwort. An den Mann wende ich mich jetzt und nicht an den Priester. Sie haben mir gesagt, nur ein Mann könne es thun; nun wohl! so soll der Mann mich hören ... Ich liebe Sie, Ovid, ich liebe Sie bis zum Tode."

Ein leidenschaftliches Schluchzen erstickte ihre Stimme. Der Abbé Faujas indeß hatte sich stolz aufgerichtet; er trat zu Martha heran und rief in verächtlichem Tone:

„Ha! Du elendes sinnliches Wesen! Ich rechnete darauf, Du würdest vernünftig sein und nie den schmählichen Entschluß fassen, diese Gemeinheiten laut und öffentlich zu sagen ... Ja, das ist eben der ewige Kampf des Bösen gegendie Willenskraft. Sie sind mir ein gefährlicher Versucher, der mich zur Feigheit verführen und mich schließlich stürzen will. Diese Menschen sind die schlimmsten Gegner des Priesters, und man sollte sie wie unrein verdammte Wesen aus der Kirche jagen."

„Ich liebe Sie, Ovid," stammelte sie wieder; „ich liebe Sie, retten Sie mich!"

„Leider habe ich mich Ihnen schon viel zu sehr genähert," fuhr er fort. „Wenn ich zu Grunde gehe, elendes Weib, so bist Du schuld; denn durch Deinen einzigen

Wunsch hast Du mich aller Kraft beraubt. Hebe Dich weg von mir, Du Satan! oder ich lasse meine Faust auf Dich niederschmettern, um den bösen Geist aus Dir zu vertreiben!"

Vor Schrecken stumm lehnte sie an der Wand gegenüber der drohenden Faust des Priesters. Ihr Haar löste sich auf und eine lange weiße Locke bedeckte ihre Stirn. Hülfe suchend spähte sie im Zimmer umher, und als sie das schwarze Kruzifix bemerkte, faßte sie alle ihre Kraft zusammen und streckte leidenschaftlich die Hände nach ihm empor.

„Von dem Kreuze dürfen Sie keinen Trost erwarten," rief der Priester in voller Wut. „Jesus lebte tadellos, und deshalb konnte er ruhig sterben."

In diesem Augenblicke trat Frau Faujas mit einem großen Korbe voll Lebensmittel herein. Als sie ihren Sohn in dieser schrecklichen Zornesstimmung sah, setzte sie den Korb schnell nieder und, ihren Sohn am Arme fassend, flüsterte sie zärtlich:

„Ovid, mein Sohn, beruhige Dich!"

Darauf wandte sie sich mit zornfunkelnden Blicken gegen Martha und rief:

„Sie können ihn also nicht in Ruhe lassen! ... Wenn er einmal von Ihnen nichts wissen will, so zerstören Sie wenigstens seine Gesundheit nicht! Vorwärts, hinunter mit Ihnen, Sie können unmöglich hier bleiben!"

Martha aber rührte sich nicht, so daß Frau Faujas sie aufrichten und nach der Thür drängen mußte. Da-

bei machte sie ihr noch die bittersten Vorwürfe und nahm ihr das Versprechen ab, nicht wieder herauf zu kommen und das Haus mit ähnlichen Szenen in Aufruhr zu bringen.

Wankend stieg Martha die Treppe hinab; sie weinte nicht mehr, sondern murmelte vor sich hin:

„François wird wiederkommen, François wird sie alle hinausjagen.“

Einundzwanzigstes Kapitel

Der nach Toulon gehende Postwagen, welcher Tulettes passierte, wo sich eine Station befand, fuhr um drei Uhr von Plassans ab. Kaum hatte Martha das Peitschenknallen vernommen, so wurde sie von einer fixen Idee erfaßt und wollte keinen Augenblick länger säumen; sie nahm das Shawltuch um, setzte den Hut auf und befahl Rosa, sich sofort anzukleiden.

„Ich weiß gar nicht, was Madame heute hat," sagte die Köchin zu Olympia; „ich glaube gar, wir werden auf einige Tage verreisen."

Eine so ungestüme Hast beherrschte Martha, daß sie sämmtliche Schlüsseln an den Thüren stecken ließ und hinaus auf die Straße eilte. Olympia, welche sie begleitete, mühte sich vergebens ab, zu erfahren, wohin sie reise und wie viele Tage sie abwesend sein werde.

„Nun, Sie können sich beruhigen," sagte sie an der Hausthür zu ihr; „ich werde schon das Hauswesen versorgen und Sie sollen alles in bester Ordnung wiederfinden . . . Nehmen Sie sich nur Zeit mit Ihren Geschäften, und sollten Sie zufällig nach Marseille

kommen, so können Sie uns einige frische Seemuscheln mitbringen.“

Martha war noch nicht um die Ecke der Rue Faravelle, so nahm schon Olympia das ganze Haus für sich in Anspruch, und als Trouche heimkehrte, fand er seine Frau gerade im Begriff, Kisten und Kasten zu durchwühlen und in allen Zimmern umherzustöbern.

„Potzwetter! endlich ist sie fort und ihre Köchin, die alte Schrulle, dazu!“ rief sie ihm entgegen, indem sie es sich in einem Lehnstuhle bequem machte. „Nicht wahr? es wäre doch famos, wenn die beiden unterwegs den Hals brächen! . . . Kurz und gut, für einige Zeit können wir's uns wenigstens bequem machen. Es ist doch prächtig, so ganz allein zu sein, meinst Du nicht, Honorius? Komm her und gieb mir gleich einen Kuß! Wir sind jetzt hier wie zu Hause und können im Hemd umherlaufen, wenn wir wollen.“

Unterdessen kamen Martha und Rosa gerade noch zur rechten Zeit auf der Promenade Sauvaire an, um den Postwagen nach Toulon benutzen zu können. Das Coupé war leer, und als die Köchin hörte, daß ihre Herrin dem Kondukteur sagte, sie wolle in Tulettes aussteigen, ließ sie sich nur ungern zur Mitfahrt bewegen. Der Wagen hatte die Stadt noch nicht verlassen, als sie schon brummte:

„Ich glaubte, Sie würden nun endlich vernünftig sein! Ich dachte, die Reise sollte nach Marseille gehen, um Herrn Octave zu besuchen; da hätten wir wenigstens einen schönen fetten Krebs und einige Seemuscheln mitbringen können . . . Wahrlich! da habe ich mich doch

viel zu sehr beeilt. Sie haben sich noch nicht geändert; Sie legen es förmlich darauf an, sich Kummer zu bereiten und sich den Kopf zu verwirren.“

Martha saß stumm und halb ohnmächtig in der Ecke des Coupés; eine tödliche Schwäche hatte sich jetzt ihrer bemächtigt, da sie nicht mehr gegen die in ihrer Brust wühlenden Schmerzen ankämpfen konnte. Die Köchin aber sah sie gar nicht mehr an.

„Ich kann mir keinen dümmeren Einfall denken, als den, unsern Herrn besuchen zu wollen!“ bemerkte sie. „Das wird ein nettes Schauspiel werden, so daß man wieder einmal acht Tage lang nicht ruhig schlafen kann! Aber meinetwegen mögen Sie künftig sich des Nachts zu Tode fürchten; der Teufel soll mich holen, wenn ich wieder aufstehe und unter Betten und Kommoden sehe, um Sie zu beruhigen! . . . Ja, wenn Ihr Besuch wenigstens dem Herrn etwas nützte; aber der ist noch im Stande, Ihnen die Augen auszukratzen. Hoffentlich läßt man Sie nicht hinein . . . Eigentlich hätte ich gar nicht mit in den Wagen steigen sollen, als Sie von Tulettes sprachen; allein würden Sie dann die Dummheit doch nicht begangen haben.“

Ein tiefer Seufzer Martha's unterbrach sie, und als sie sich umdrehte, gewahrte sie, wie ihre Herrin stöhnend nach Atem rang. Ärgerlich öffnete sie ein Fenster, um frische Luft hereinzulassen, und fuhr fort:

„Jawohl, nun habe ich meine liebe Not mit Ihnen. Konnten Sie nicht lieber ruhig im Bett liegen bleiben und sich pflegen? Immer haben Sie das Glück gehabt, lauter fromme Leute um sich zu sehen, aber trotzdem ist

es Ihnen nicht eingefallen, dem lieben Gott dafür zu danken! Ich sage keine Lüge, das wissen Sie recht wohl. Der Herr Pfarrer, seine Mutter, seine Schwester, sogar Herr Trouche geben sich alle mögliche Mühe mit Ihnen; die guten Leute würden für Sie durchs Feuer gehen; sie wachen stündlich über Ihr Wohlergehen. Bei Ihrer letzten Krankheit habe ich selbst Frau Olympia weinen sehen; jawohl, sie hat geweint! Sie dagegen, wie lohnen Sie solche Güte? . . . Sie setzen die guten Menschen in die größte Verlegenheit und reisen trotzköpfig ab, um den Herrn zu besuchen, obwohl Sie recht gut wissen, daß ein solches Benehmen Jenen bitteren Kummer bereitet; denn unmöglich können Sie unsern Herrn gern haben, wenn er so grausam gegen seine eigne Frau ist . . . Sehen Sie, Madame, ich will es jetzt ganz offen erklären; Ihre Heirat war für Sie ein Unsegen, Sie haben dadurch nur die Boshaftigkeit des Herrn geerbt; denn wahrlich, an manchen Tagen zeigen Sie sich genau so niederträchtig wie er."

In diesem Tone schimpfte sie fort bis nach Tulettes, indem sie die schurkenhaften Mietsleute in Schutz nahm, ihre eigne Herrin dagegen wie das gehässigste Geschöpf der Welt behandelte. Sie schloß ihre vorwurfsvolle Rede mit der Bemerkung:

„Wenn jene Leute nur die Mittel besäßen, sich Dienstboten zu halten, auf Ehre und Seligkeit, sie würden sich edel zeigen! Aber leider ist es so in der Welt, daß die Reichen meistens die Unausstehlichsten sind."

Martha gab keine Antwort. Starr waren ihre Blicke nach dem Fenster gerichtet und sie sah, wie draußen die dürren Bäume in wirbelndem Tanze vorüberzufliegen

schienen und die Äcker gleich einem endlosen braunen Schleier den Horizont begrenzten, während die Scheltworte Rosa's von dem Rädergerassel übertönt wurden.

In Tulettes angelangt, lenkte Martha ihre Schritte unverzüglich nach dem Hause ihres Oheims Macquart, und die alte Köchin wackelte mit verdrießlichem Gesicht hinter ihr her.

„Wie! Du hier?“ rief der Oheim erstaunt. „Ich denke, Du liegst zu Hause im Bett; man hatte mir doch erzählt, Du seist krank . . . Ei! ei! Kleine, Dein Aussehen gefällt mir gar nicht recht . . . Kommst Du vielleicht, um mich zu Tische zu bitten?“

„Ich möchte gern François sehen, Oheim,“ entgegnete Martha.

„François?“ wiederholte Macquart in sonderbarem Tone, „Du willst François besuchen? Du bist doch ein gutes Frauchen! Der arme Kerl hat sich schon immer nach Dir gesehnt und oft sah ich von meinem Garten aus, wie er mit den Fäusten an die Mauern schlug und Deinen Namen rief . . . Also Du willst ihn sehen? Ich dachte schon, ihr hättet ihn längst vergessen.“

Schwere Thränen traten in Martha's Augen.

„Für heute wird es wohl schwer halten, zu ihm zu gelangen,“ fuhr Macquart fort. „Es ist bereits nahezu vier Uhr und ich weiß wirklich nicht, ob der Direktor Dir überhaupt die Erlaubnis geben wird. Mouret ist nämlich seit einiger Zeit sehr unruhig; er tobt umher, zerschlägt alles und spricht davon, daß er die ganze Bude zusammenbrennen will. Das ist nun einmal so bei den Verrückten, die haben ihre Mucken.“

Zitternd hörte sie diese Worte an und tausenderlei Fragen schienen ihren Geist zu beschäftigen; endlich streckte sie mit flehenden Blicken die Arme nach ihrem Oheim aus und stammelte mit schwacher Stimme:

„Ich bitte Sie. Deshalb nur habe ich die Reise gemacht, und ich muß François unbedingt heute noch sprechen . . . Sie haben ja viele Freunde in der Anstalt und können mir also sicher Eintritt verschaffen.“

„Ohne Zweifel, allerdings,“ brummte er, und eine große Bestürzung machte sich an ihm bemerklich, weil ihm die Ursache dieser plötzlichen Reise nicht einleuchten wollte und er das Ganze von einem nur persönlichen Gesichtspunkte aus zu beurteilen schien. Die Köchin, welcher er einen fragenden Blick zuwarf, drehte ihm trotzig den Rücken zu, und schließlich murmelte er lächelnd:

„Nun, wenn Du es einmal wünschst, so will ich die Sache versuchen; allein, wenn Deine Mutter am Ende ungehalten darüber werden sollte, so wirst Du ihr hoffentlich sagen, daß ich Dir nicht habe widerstehen können . . . Ich habe wahrlich Angst, es könnte Dir sehr viel schaden; denn erfreulich ist der Anblick nicht, das versichre ich Dir.“

Rosa hatte sich unterdessen vor das lodernde Kaminfeuer gesetzt und weigerte sich durchaus, mitzugehen.

„Ich habe keine Lust, mir die Augen auskratzen zu lassen,“ sagte sie ärgerlich. „Der Herr hat mich ja nie leiden können . . . Ich bleibe lieber hier und wärme mich.“

„Dann würden Sie wohl so freundlich sein und uns einen Topf Glühwein bereiten,“ raunte der Oheim ihr ins Ohr; „Wein und Zucker finden Sie dort in dem

Schranke. Wir werden sicher einer Stärkung bedürfen, wenn wir zurückkommen."

Macquart führte nun seine Nichte nicht durch das Hauptthor des Irrenhauses, sondern er wandte sich links und frug an einem Seitenpförtchen nach dem Wärter Alexander. Dieser erschien, und nun betraten alle drei, der Wärter voran, die endlos scheinenden Korridore.

„Ich will hier auf Dich warten," bemerkte Macquart, in einem kleinen Hofe stehen bleibend „Alexander wird bei Dir bleiben."

„Am liebsten wäre ich ganz allein," murmelte Martha.

„Da würde Madame sich nicht gerade zu freuen haben," versetzte der Wärter mit ruhigem Lächeln; „ich riskiere ohnedies schon viel."

Sie durchschritten einen zweiten Hof, und endlich blieb der Wärter vor einer kleinen Thür stehen. Während er behutsam aufschloß, flüsterte er Martha die Worte zu:

„Fürchten Sie sich nicht . . . Seit heute früh ist er ein wenig ruhiger, und wir haben ihm sogar die Zwangsjacke abnehmen können . . . Sollte er böse werden, so gehen Sie rückwärts hinaus und lassen mich mit ihm allein, nicht wahr?"

Zitternd und mit stockendem Atem trat Martha ein. Anfangs sah sie weiter nichts als in einer Ecke an der Wand eine dunkle Masse; denn da sich bereits der Tag neigte, da ferner die Zelle nur durch ein kleines Gitterfenster ihr Licht empfing, so konnte man die Gegenstände nur schwer unterscheiden.

„Heda! lieber Freund,“ rief Alexander in vertraulichem Tone, indem er Mouret auf die Achsel klopfte, „ich bringe Ihnen Besuch . . . Sie werden doch hoffentlich artig sein?“

Hierauf kehrte er wieder nach der Thür zurück, ließ aber den Irren nicht aus den Augen. Mouret hatte sich langsam emporgerichtet und sagte, ohne im Geringsten erstaunt zu scheinen:

„Du bist es also, meine Gute? Schon lange erwartete ich Dich, denn ich war um die Kinder besorgt.“

Martha war über diesen rührenden Empfang so erschreckt, daß ihre Knie wankten und sie ihren Mann ängstlich anstarrte, ohne auch nur eine Silbe hervorzubringen. Übrigens hatte er sich ganz und gar nicht verändert; er fühlte sich sogar wohler, war dick und fett geworden, sein Bart zeugte von sorgsamer Pflege, sein Blick war sicher und klar. Auch alle seine sonderbaren Angewohnheiten zeigte er wieder: er rieb sich behaglich die Hände, zwinkerte mit dem rechten Auge und lief unaufhörlich schwatzend umher, genau wie in vergangener besserer Zeit.

„Ich befinde mich ganz wohl, meine Liebe. Wir können eigentlich wieder nach Hause gehen . . . Du willst mich wohl abholen, nicht wahr? . . . Habt ihr denn auch meinen Salat gut versorgt? Das Schneckenzeug ist wie versessen auf Salat und der ganze Garten war schon zernagt . . . Ei, ich habe jetzt große Pläne, gieb nur Acht! Wir haben ja Geld genug, uns etwas zu leisten . . . Höre, hast Du während meiner Abwesenheit nicht einmal den Vater Gautier aus Saint-Eutrope gesehen? Ich hatte bei ihm 30 Maß Landwein zum Verschneiden gekauft.

Den muß ich gleich besuchen . . . Du hast aber auch nicht für zwei Heller Gedächtnis."

Dabei drohte er ihr lächelnd mit dem Finger und fuhr fort:

„Ich wette, daß ich alles in der größten Unordnung wiederfinden werde. Ihr gebt ja auf nichts Acht; die Geräte liegen umher, alle Schränke werden offen gelassen, Rosa beschmutzt mit ihrem Besen die Zimmer lieber als daß sie dieselben reinigt . . . Weshalb ist denn überhaupt Rosa nicht mitgekommen? So ein Trotzkopf! Mit der fangen wir im ganzen Leben nichts an. Du weißt wohl gar nicht, daß sie mich eines Tages zur Thür hinauswerfen wollte? Wahrhaftig . . . Es ist zum Totlachen, wie sie die Herrin spielen will . . . Aber von den Kindern sagst Du mir wohl gar nichts? Nicht wahr, Desirée ist noch immer bei ihrer Amme? Wir wollen sie nur schleunigst besuchen und fragen, ob sie sich langweilt. Ebenso werde ich nach Marseille fahren, denn Octave macht mir große Sorgen; als ich ihn das letzte Mal sah, war er fürchterlich zerstreut. Von Serge schweige ich: der ist viel zu artig und wird einst noch die ganze Familie segnen . . . Siehst Du, wenn ich so von meinem Hause reden kann, fühle ich mich wohl."

So plauderte er immer fort, erkundigte sich nach jedem Baume seines Gartens, nach den geringfügigsten Einzelheiten seines Hauswesens und zeigte dabei ein erstaunlich gutes Gedächtnis. Martha war durch diese Anhänglichkeit tief gerührt und glaubte eine Regung von Zartgefühl darin zu erblicken, daß er es sorgfältig vermied, ihr irgend einen Vorwurf zu machen oder auf ihr

Leiden anzuspielen. Es schien, als habe er ihr vergeben und so nahm sie sich vor, ihr Vergehen dadurch wieder zu sühnen, daß sie sich künftig gehorsam in den Willen dieses gutmütigen Mannes fügen wolle; dabei rollten schwere Thränen über ihre Wangen herab, während ihre Knie sich beugten, als wolle sie ihn um Gnade bitten.

„Nehmen Sie sich in Acht," flüsterte der Wärter ihr ins Ohr; „seine Blicke beunruhigen mich."

„Aber er ist ja nicht wahnsinnig!" stotterte sie; „ich schwöre es Ihnen, er ist nicht wahnsinnig . . . Ich muß den Direktor sprechen; denn ich will meinen Mann sofort mitnehmen."

„Nehmen Sie sich in Acht," wiederholte der Wärter und zog sie am Arme zurück.

Mitten in seinem Gespräch hatte Mouret sich jetzt plötzlich mehrmals im Kreise herumgedreht, warf sich zu Boden und kroch nun auf allen Vieren an der Wand entlang.

„Hu! hu!" heulte er mit rauher langgedehnter Stimme.

Darauf sprang er mit einem Satze in die Höhe, um aber sofort wieder auf die Seite zu stürzen. Nun begann eine schreckliche Szene: er wand sich wie ein Wurm hin und her, schlug sich mit beiden Fäusten ins Gesicht und zerkratzte sich die Haut mit den Fingernägeln. Es dauerte gar nicht lange, so hingen die Kleidungsstücke in Fetzen um ihn herum und röchelnd lag er auf dem kalten Fußboden.

„Gehen Sie doch hinaus, Madame!" rief der Wärter.

Aber Martha war wie fest gebannt. Sie erblickte in diesem tobenden Menschen das volle Ebenbild ihrer selbst; denn ganz in derselben Weise warf sie sich in ihrem Zimmer zu Boden, kratzte und schlug sich. Sogar das Röcheln Mouret's war dasselbe und wie ein Dämon quälte sie der Gedanke, daß sie an dem Wahnsinne dieses Unglücklichen schuld sei.

„Er ist nicht toll!“ stotterte sie; „er kann nicht irre sein! . . . Das wäre schrecklich. Ich möchte lieber tot sein.“

Da faßte der Wärter sie am Arme und drängte sie zur Thür hinaus. Draußen jedoch blieb sie lauschend stehen. Aus der Zelle hervor drang ein Geräusch, als ob zwei Personen mit einander kämpften, darauf ein dumpfer Fall, als werde ein Packet Wäsche zu Boden geworfen, und kein Laut ließ sich mehr hören. Als der Wärter wieder herauskam, war es beinahe Nacht, so daß Martha die Thüröffnung nur als ein schwarzes Loch unterscheiden konnte.

„Verflucht!“ sagte der Wärter ärgerlich, „es ist doch zu komisch von Ihnen, Madame, zu behaupten, er sei nicht verrückt! Ich hätte bei der Geschichte beinahe meinen Daumen eingebüßt, so fest hielt er denselben zwischen den Zähnen . . . Nun ist er wieder auf einige Stunden ruhig.“

Während er sie hinausbegleitete, setzte er hinzu:

„Sie wissen gar nicht, wie heimtückisch solche Menschen sind . . . Stundenlang können sie den Sanftmütigen spielen und einem die vernünftigsten Geschichten von der Welt erzählen; aber plötzlich, ehe man es sich versieht, haben sie unsereinen an der Kehle gepackt . . . Ich merkte

vorhin recht wohl, daß er etwas im Schilde führte, als er von seinen Kindern sprach; seine Blicke waren zu verdächtig."

Als Martha wieder mit ihrem Oheim in dem kleinen Hofe zusammentraf, brachte sie mit fieberhafter gebrochener Stimme nur die Worte hervor:

„Er ist wahnsinnig! er ist wahnsinnig!"

„Allerdings ist er verrückt," wiederholte der Oheim höhnisch. „Dachtest Du vielleicht, er würde den verschämten Jüngling spielen? Zum Spaße ist er sicherlich nicht hier . . . Übrigens ist es in dem ganzen Hause nicht zum Aushalten, und ich könnte wahrhaftig nicht zwei Stunden lang hier bleiben."

Forschend ruhten seine Blicke auf ihr, und nicht die geringste Bewegung entging ihm. Darauf frug er in gutmütigem Tone:

„Willst Du vielleicht auch einmal Deine Großmutter sehen?"

Erschreckt verbarg Martha das Gesicht in den Händen.

„Das hätte keinen Menschen gestört," fuhr er fort. „Alexander würde uns schon den Gefallen gethan haben . . . Sie wohnt dort auf jener Seite und bei ihr ist nichts zu fürchten; sie ist ganz ruhig. Nicht wahr, Alexander, sie hat noch nie Beschwerde verursacht? Sie sitzt immer auf einer Stelle und starrt vor sich hin. Seit zwölf Jahren hat sie sich nicht gerührt . . . Kurz und gut, wenn Du sie nun einmal nicht sehen willst . . ."

Als der Wärter sich verabschieden wollte, lud Macquart ihn zu einem Glase Glühwein ein, wobei er ganz

sonderbar mit den Augen zwinkerte und dadurch den Wärter zur Folgeleistung zu bewegen schien. Unterwegs mußten beide Martha stützen, da diese bei jedem Schritte zusammenzusinken drohte.

„Habe ich's nicht gleich gesagt?“ rief Rosa, als sie die drei bemerkte. „Sie befindet sich in einem netten Zustande, und ich weiß wahrlich nicht, wie wir da nach Hause kommen sollen. Herr Gott, wie kann nur ein Mensch so verrückte Einfälle haben! Unser Herr hätte sie tüchtig an der Gurgel fassen sollen, das wäre wenigstens eine gute Lehre gewesen.“

„Das ist ganz einfach!“ sagte der Oheim, „ich lege sie auf mein Bett. Wir werden wohl nicht gleich umkommen, wenn wir einmal eine Nacht am Kamin zubringen.“ Bei diesen Worten zog er einen baumwollenen Vorhang zurück, welcher einen Alkoven deckte. Rosa machte sich unterdessen daran, ihre Herrin zu entkleiden, und sagte, er brauche ihr nur einen heißen Ziegelstein auf die Füße zu legen.

„Jetzt wo sie schläft, können wir ruhig ein Gläschen trinken,“ bemerkte der Onkel in seiner spöttischen Weise. „Mütterchen, Euer Glühwein riecht verdammt gut!“

„Ich fand auf dem Kamin eine Zitrone und diese habe ich dazu genommen,“ sagte Rosa.

„Das haben Sie recht gemacht. Bei mir ist alles zu haben, und selbst wenn ich ein Kaninchen braten will, fehlt mir nichts.“

Er hatte den Tisch vor den Kamin geschoben und setzte sich zwischen die Köchin und Alexander, während er den Glühwein in große gelbe Tassen einschenkte. Als

er zwei Schlucke genommen hatte, schnalzte er wohlgefällig mit der Zunge und rief:

„Verflucht! das ist wirklich ein famoser Glühwein! Sie scheinen Ihre Sache zu verstehen; der ist ja noch viel besser als der meinige. Potz Wetter, da müssen Sie mir gleich Ihr Rezept sagen.“

Rosa, durch diese Komplimente geschmeichelt, begann zu lachen. Das Holzfeuer loderte in rötlicher Glut, und abermals wurden die Tassen gefüllt.

„Also meine Nichte ist nur, einer plötzlichen Laune folgend, gekommen?“ frug Macquart und stemmte die Ellbogen auf, um der Köchin gerade ins Gesicht schauen zu können.

„Schweigen Sie lieber davon,“ entgegnete diese, „das würde mich nur aufregen . . . Madame wird schließlich noch verrückt wie unser Herr; schon jetzt weiß sie nicht mehr, wen sie leiden kann und wen nicht . . . Ich glaube, sie hat vor ihrer Abreise einen Streit mit dem Herrn Pfarrer gehabt; ich hörte die beiden sehr laut sprechen.“

„Sie war doch sehr intim mit dem Pfaffen,“ murmelte der Oheim lachend.

„Allerdings, aber bei einer Frau, wie Madame ist, hat nichts lange Bestand . . . Ich wette mit, daß sie sich jetzt wieder nach den Prügeln sehnt, mit welchen der Herr sie des Nachts traktierte. Den Knüttel haben wir im Garten gefunden.“

Hier sah er sie aufmerksamer an und flüsterte, indem er einen Schluck Glühwein nahm:

„Vielleicht wollte sie François heimholen.“

„Davor behüte uns der Himmel!“ rief Rosa mit dem Ausdrucke des Schreckens. „Der Herr würde eine schöne Wirtschaft im Hause anrichten; der schläge uns alle tot ... Sehen Sie, gerade davor fürchte ich mich am meisten. Ich zittre stets bei dem Gedanken, er könne eines Nachts kommen und uns ermorden. Wenn ich daran in meinem Bett denke, kann ich kein Auge zuthun. Es ist mir dann, als sähe ich ihn mit struppigem Haar und unheimlich funkelnden Augen zum Fenster hereinsteigen.“

Macquart schien sich über diese Worte ungemein zu ergötzen; er klopfte geräuschvoll mit seiner Tasse auf den Tisch und rief:

„Das wäre drollig! das wäre drollig! Er scheint euch wahrlich nicht leiden zu können, besonders den Pfaffen, der seine Stelle eingenommen hat. Dem würde er sicher alle Knochen im Leibe zerschlagen; denn es heißt, daß die Verrückten verteufelte Kräfte besitzen ... Höre, Alexander, denke Dir einmal den armen François, wenn er zu Hause reine Wirtschaft machte. Das gäbe mir einen Heidenspaß.“

Dabei warf er ganz eigentümliche Blicke auf den Wärter; dieser jedoch trank ruhig seinen Glühwein und nickte nur zustimmend mit dem Kopfe.

„Es ist ja nur eine Vermutung; es ist wahrlich zum Lachen,“ fügte Macquart hinzu, als er sah, welche erschreckten Blicke Rosa auf ihn heftete.

In diesem Augenblicke begann Martha sich in dem Bett wütend hin und her zu winden, so daß man sie einige Minuten lang festhalten mußte, damit sie nicht herausfalle. Als sie endlich wieder starr und regungslos

dalag, kehrte der Oheim nach dem Kamin zurück, um sich zu wärmen, wobei er nachdenklich brummte:

„Die Kleine ist wirklich recht unbequem."

Plötzlich aber frug er:

„Was sagen denn nun Rougons zu diesen Geschichten? Sie stehen doch auf Seiten des Abbé, nicht wahr?

„Unser Herr war viel zu mißliebig, als daß sie ihn bedauern könnten," entgegnete Rosa; „er wußte immer nicht, welchen böswilligen Streich er an ihnen ausüben sollte."

„Da hatte er gar nicht so unrecht. versetzte der Oheim. „Rougons sind die reinen Spitzbuben. Nicht einmal das Kornfeld da drüben haben sie kaufen wollen ... Ich möchte blos sehen, was für ein Gesicht Falicité schneiden würde, wenn sie François wiederkommen sähe!"

So stichelte er weiter und als er sich jetzt sein Pfeifchen wieder ansteckte, sagte er mit jenem sonderbaren Augenzwinkern zu Alexander:

„Merke Dir genau die Stunde, mein Junge. Ich werde Dich begleiten . . . Martha ist ja jetzt ruhig und Rosa mag in meiner Abwesenheit den Tisch decken . . . Sie sind gewiß sehr hungrig, Rosa, nicht wahr? Da Sie nun doch einmal genötigt sind, die Nacht hier zu verbringen, so sollen Sie auch mit mir essen."

Er führte den Wärter hinaus und es verging eine halbe Stunde, ohne daß er zurückkam. Rosa, welche sich in ihrer Einsamkeit langweilte, öffnete die Thür und trat auf die Terrasse hinaus, von wo sie ihre Blicke über die menschenleere Landstraße schweifen ließ. Eben wollte sie wieder hineingehen, als sie auf der andern Seite des

Weges hinter einer Hecke zwei schattenhafte Gestalten stehen sah.

„Man sollte wirklich meinen, das sei der Oheim,“ murmelte sie vor sich hin; „der andere sieht genau aus wie ein Priester.“

Einige Minuten später langte Macquart an und machte, um sein langes Ausbleiben zu entschuldigen, die Bemerkung, der verteufelte Alexander habe gar nicht aufhören wollen, ihm Geschichten zu erzählen.

„Standen Sie nicht vorhin soeben mit einem Priester da draußen?“ frug Rosa.

„Ich mit einem Priester?“ rief er; „zum Teufel! Sie haben wohl geträumt? es giebt ja hier weit und breit keinen Priester.“

Dabei funkelte in seinen kleinen Augen ein unheimliches Feuer, und als ob er unzufrieden mit seiner Lüge, verbesserte er sich:

„Allerdings lebt der Abbé Fenil hier; aber mit dem ist es gerade so als sei er überhaupt nicht da, denn er geht niemals aus.“

„Der Abbé Fenil kümmert uns gar nichts,“ bemerkte die Köchin.

Dann ward der Oheim ärgerlich und rief:

„Warum denn nicht? Er thut hier gar viel Gutes und ist ein sehr geistreicher Mann . . . Er ist mir viel lieber, als ein ganzer Haufen Priester, die nur Unheil stiften.“

Aber plötzlich dämpfte er seine Aufregung und begann zu lachen, als er Rosa's erstaunte Blicke sah.

„Uebrigens ist mir das ganz egal,“ murmelte er. „Ein Pfaffe ist soviel wert wie der andere, es sind alles Heuchler ... Jetzt weiß ich auch, mit wem Sie mich wahrscheinlich gesehen haben. Ich traf die Spezereihändlerin und deren schwarzes Kleid werden Sie für einen Priesterrock gehalten haben.“

Rosa bereitete nun eine Omelette, während der Oheim ein Stück Schweizerkäse auftrug. Beide waren noch nicht fertig mit Essen, als Martha sich aufrichtete und erstaunt um sich schaute, als erwache sie an einem völlig unbekannten Orte. Als sie das ihr wirr über das Gesicht herabhängende Haar in Ordnung gebracht hatte und ihr Gedächtnis allmählich wiederzukehren schien, sprang sie auf und erklärte, sie wolle auf der Stelle abreisen. Macquart schien über dieses plötzliche Erwachen sehr ungehalten zu sein.

„Du kannst heute Abend unmöglich nach Plassans zurück,“ sagte er. „Du zitterst ja am ganzen Leibe und würdest Dir unterwegs sicher den Tod holen. Ruhe also lieber aus und morgen werden wir schon sehen, was sich thun läßt ... Außerdem geht auch gar kein Wagen mehr.“

„Dann können Sie mich in Ihrer Kutsche nach Hause bringen,“ entgegnete sie.

„Nein, das will ich nicht.“

Mit fieberhafter Hast kleidete sich Martha an und versicherte, sie wolle lieber zu Fuß nach Plassans zurückgehen, als die Nacht in Tulettes zubringen.

Der Oheim sträubte sich mit aller Macht gegen diesen Entschluß; er hatte sogar die Thür verschlossen und den Schlüssel eingesteckt. Alles Bitten und Drohen half jedoch

nichts; ohne auf seine Worte zu hören, setzte sie den Hut auf.

„Denken Sie denn, mit diesem Trotzkopf ist etwas anzufangen?“ bemerkte Rosa, indem sie ruhig ihren Käse aufzehrte; „eher würde sie zum Fenster hinausspringen. Spannen Sie also Ihr Pferd an, das ist das Allerbeste.“

Der Oheim schwieg einige Augenblicke; dann rief er zornig:

„Nun, meinetwegen mag sie sich ruinieren, wenn sie darauf besteht. Ich wollte nur einen Unglücksfall verhüten . . . Aber wer nicht hören will, muß fühlen.“

Martha war so schwach, das Fieber schüttelte sie dermaßen, daß man sie in die Kutsche tragen mußte. Der Oheim warf ihr einen alten Mantel um die Schultern, schnalzte mit der Zunge und fort ging es.

„Mir ist es gar nicht unrecht, heute Abend nach Plassans zu fahren; im Gegenteil, man kann sich in Plassans recht gut amüsieren.“

Es war gegen zehn Uhr, und ein regenschwerer Himmel wölbte sich über die Landschaft. Auf der ganzen Fahrt spähte Macquart unablässig vorsichtig bald rechts, bald links, und auf Rosa's Frage, was er denn suche, antwortete er, seit einiger Zeit seien Wölfe aus den Schluchten der Selle herabgekommen. Uebrigens zeigte er vollständig seine alte gute Laune wieder. Als man ungefähr noch eine Stunde von Plassans entfernt war, begann ein eiskalter Regen herniederzurieseln. Der Oheim fluchte und Rosa hätte am liebsten ihre Herrin geprügelt, die unter dem Mantel vor Fieberfrost schauderte. Als sie endlich anlangten, war der Himmel wieder völlig wolkenlos.

„Wollen Sie nach der Rue Balande?“ frug Macquart.

„Gewiß,“ versetzte Rosa erstaunt.

Nun suchte er ihr klar zu machen, daß Martha's Zustand ihm äußerst bedenklich erscheine und es vielleicht besser sei, sie zu ihrer Mutter zu bringen. Dennoch willigte er nach langem Zögern ein, vor Mouret's Hause zu halten. Martha hatte nicht einmal den Hausschlüssel mitgenommen. Glücklicherweise fand Rosa den ihrigen in der Tasche; aber als sie öffnen wollte, wich und wankte die Thüre nicht; allem Anschein nach hatten Trouches von innen zugeriegelt. Sie pochte, sie donnerte mit der Faust gegen die Thür; allein nichts antwortete ihr, als das dumpfe Echo des großen Vorzimmers.

„Es wird Ihnen alles nichts nützen,“ sagte der Oheim mit höhnischem Lachen; „die kommen nicht herunter, sie lassen sich nicht stören ... Seht, Kinder, da steht ihr nun vor eurer eignen Hausthür und könnt nicht hinein. Mein erster Gedanke war doch der beste: wir müssen das liebe Kind zu Rougons bringen; dort hat sie es besser als zu Hause, das versichere ich Ihnen.“

Felicité geriet fast in Verzweiflung, als sie ihre Tochter zu einer solchen Stunde von Regen durchnäßt und halb tod vor sich sah. Sie brachte sie im zweiten Geschoß zu Bett und bald war das ganze Haus auf den Beinen. Als sie sich endlich ein wenig beruhigt hatte und neben Martha's Bett saß, frug sie:

„Aber was ist denn der passiert? Wie kommt es, daß ihr sie in einem solchen Zustande zurückbringt?“

Macquart erzählte nun die ganze Geschichte und hob dabei zu seiner Verteidigung besonders hervor, daß er alles mögliche gethan habe, um sie an dem Besuche bei François zu hindern. Als er schließlich sah, daß Felicité ihn mißtrauisch ansah, berief er sich auf das Zeugnis Rosa's. Allein jene schüttelte trotzdem ungläubig den Kopf.

„Die Geschichte kommt mir sehr verdächtig vor!" murmelte sie; „manches daran kann ich absolut nicht begreifen."

Sie kannte Macquart zu genau, um nicht in der heimlichen Freude, welche sich in seinen Mienen spiegelte, irgend einen Schurkenstreich zu lesen.

„Sie sind doch zu komisch," erklärte er ärgerlich, um ihren weiteren Nachforschungen zu entgehen; „Sie bilden sich immer die sonderlichsten Dinge ein. Ich kann Ihnen doch nicht etwas sagen, was ich nicht weiß . . . Martha liegt mir sicher mehr am Herzen als Ihnen, und ich bin stets auf ihr Interesse bedacht gewesen. Wenn Sie es wünschen, will ich auch sofort den Arzt holen."

Frau Rougon schaute ihm lange sinnend nach; darauf frug sie Rosa auf alle mögliche Weise aus, ohne indeß etwas zu erfahren. Übrigens schien sie sehr glücklich darüber zu sein, ihre Tochter bei sich zu haben, und sie erging sich in bitteren Worten gegen die Leute, „welche einen lieber vor der Thür umkommen lassen, als daß sie öffnen." Martha aber lag regungslos als Sterbende auf den Kissen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Tiefe Nacht lagerte über der Zelle des Irrenhauses und ein eiskalter Lufthauch weckte Mouret aus seinem dumpfen Dahinbrüten, in welches ihn der Anfall vom vorigen Abende versenkt hatte. Noch blieb er einige Augenblicke an der Wand kauern, rollte langsam den Kopf an den kalten Steinen hin und her und stöhnte wie ein Kind, wenn es erwacht; allein durch die naßkalte Luft war er so von Frost eingenommen, daß er aufstand und um sich schaute. Da sah er, daß ihm gegenüber die Thür der Zelle weit offen stand.

„Aha, sie hat die Thür offen gelassen," sagte der Irre mit lauter Stimme; „sie wird wahrscheinlich auf mich warten, da muß ich gleich gehen."

Vorsichtig betastete er seine Kleidungsstücke, als fürchtete er, etwas zu vergessen; darauf verließ er die Zelle und machte sorgfältig die Thür wieder zu. Behaglich schlenderte er durch den ersten Hof und als er den zweiten betrat, bemerkte er einen Wärter, welcher zu lauschen schien. Er blieb einige Augenblicke stehen, als ob er mit sich zu Rate gehe, was zu thun sei; allein mittlerweile

war der Wärter verschwunden und bald befand er sich am anderen Ende des Hofes vor einer ebenfalls offenen Thür, welche ins Freie führte. Ueber diese eigentümlichen Umstände jedoch keineswegs erstaunt, schloß er auch diese Thür wieder und schritt ruhig weiter.

„Es ist doch eine gute Frau," murmelte er; „sie wird mich haben rufen hören . . . Es muß schon recht spät sein; ich will mich beeilen, damit sie zu Hause keine Angst um mich haben."

Darauf schlug er einen Fußweg ein und es schien ihm ganz natürlich, daß er sich auf freiem Felde befand. Kaum war er hundert Schritte gegangen, so hatte er auch schon Tulettes vollständig vergessen; er bildete sich ein, er komme von einem Weinbergsbesitzer und habe von diesem fünfzig Maß Wein gekauft. An einer Stelle angelangt, wo sich fünf Straßen kreuzten, erkannte er die Gegend wieder und rief lachend:

„Wie dumm bin ich doch! Da wollte ich eben nach Saint-Eutrope hinauf, während ich mich doch links wenden muß . . . In reichlich anderthalb Stunden werde ich in Plassans sein."

Von nun an verfolgte er die Chaussee, wobei ihm jeder Meilenstein wie ein alter Bekannter vorkam. Mit tiefem Interesse blieb er bald vor einem Felde bald wieder vor einem Landhause stehen. Ein grauer Wolkenschleier bedeckte den Himmel und lange rötliche Nebelstreifen erhellten die Nacht mit dem bleichen Schimmer einer erlöschenden Feuerglut, während ein feuchter Ostwind dem Irren schwere Regentropfen ins Gesicht wehte.

„Zum Teufel! ich brauche gar nicht mehr so sehr zu

lachen," sagte Mouret und schaute ängstlich nach dem Himmel; „wir haben Ostwind, das wird ein schönes Regenwetter geben! Es ist rein unmöglich, daß ich noch trocken nach Plassans komme. Zudem bin ich auch nur leicht angezogen."

Dabei suchte er die grobe graue Leinwandweste, welche er in Tulettes zerfetzt hatte, über der Brust zu schließen. An der einen Kinnlade hatte er eine tiefe Wunde, an welche er bisweilen die Hand hielt, ohne sich über die dadurch verursachten lebhaften Schmerzen Rechenschaft geben zu können. Die Chaussee blieb leer; nur einmal begegnete er einem Wagen, der langsam an ihm vorbeifuhr und dessen Fuhrmann so fest schlief, daß er auf Mourets freundlichen Gruß gar nicht antwortete. Auf der Viornebrücke überraschte ihn der Regen. Die Nässe war ihm sehr unangenehm, deshalb suchte er unter einem Landpfeiler Schutz, indem er brummte, das sei unerträglich, nichts ruiniere die Kleidungsstücke so sehr und wenn er es geahnt hätte, würde er einen Schirm mitgenommen haben. Ueber eine halbe Stunde wartete er und vertrieb sich die Zeit damit, daß er dem Rieseln des Wassers lauschte; endlich, als der Regenguß vorbei war, stieg er wieder auf die Chaussee hinauf und gelangte nach Plassans. Unterwegs vermied er mit der größten Sorgfalt jede Schmutzpfütze.

Es war nahezu Mitternacht; Mouret jedoch glaubte, es könne noch nicht acht Uhr geschlagen haben und ärgerlich darüber, seine Frau so lange haben warten zu lassen, durchschritt er die menschenleeren Straßen.

„Sie wird gar nicht wissen, was das zu bedeuten

hat," murmelte er. „Das Essen wird schon ganz kalt geworden sein ... Aber was wird erst Rosa für ein Gesicht schneiden!"

Unterdessen war er in der Rue Valande angekommen und lenkte seine Schritte geradewegs auf sein Haus zu.

„Potztausend!" sagte er, „da habe ich ja meinen Hausschlüssel vergessen."

Aber er klopfte nicht. Das Küchenfenster war finster und die übrigen Fenster der Vorderfront schienen gleichfalls wie ausgestorben. Tiefes Mißtrauen bemächtigte sich des Irren; mit rein tierischem Instinkt witterte er eine Gefahr. Er trat in den Schatten der benachbarten Häuser zurück und ließ nochmals seine prüfenden Blicke über die Fassade gleiten; darauf schien er einen plötzlichen Entschluß zu fassen und bog in das Gäßchen Chevillottes ein. Allein das kleine Seitenpförtchen seines Gartens war zugeriegelt. Da stemmte er sich mit übermenschlicher Kraft, angespornt durch eine plötzliche Wut, dagegen und die von Feuchtigkeit morsch gewordene Thür barst in Stücken. Die Gewalt des Stoßes hatte ihn für den ersten Augenblick ganz betäubt und er wußte gar nicht mehr, weshalb er soeben die Thür gesprengt hatte, sondern suchte den Schaden wieder zu heilen, daß er die Stücke vorsichtig aneinander lehnte.

„Da habe ich doch das Malheur, während ich mit Leichtigkeit hätte anklopfen können!" brummte er. „Eine neue Thür kostet mich wenigstens dreißig Frank."

Jetzt befand er sich im Garten, und als er im ersten Stock das Schlafzimmer hell erleuchtet sah, glaubte er, seine Frau gehe jetzt erst zu Bett. Dies erfüllte ihn mit

großem Erstaunen und er konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß er unter jener Brücke geschlafen habe. Es mußte also sehr spät sein und in der That war sowohl bei Herrn Rastoil als auch in der Unterpräfektur kein einziges Fenster erleuchtet. Plötzlich bemerkte er im zweiten Stockwerk hinter den dicken Vorhängen des Abbé Faujas einen Lampenschimmer. Da preßte er seine fieberheißen Hände gegen die Stirn, eine schreckliche Erinnerung stieg in ihm auf, ein fürchterliches Traumbild, in welchem alles undeutlich blieb und nur soviel zu erkennen war, daß er mit seinem ganzen Hause einer alten Gefahr zum Opfer fallen werde, wenn er nicht als Retter einschreite.

„Martha, Martha, wo bist Du?“ stammelte er mit gebrochener Stimme. „Komme doch und bringe die Kinder mit.“

Er suchte sein Weib im Garten; allein hier kam ihm alles fremd vor. Der Garten erschien ihm öde und leer wie ein Kirchhof: die Sträucher, die Salatpflanzen, die Obstbäume, alles war verschwunden. Er kniete nieder, um nachzusehen, ob nicht etwa die Schnecken alles gefressen hätten. Besonders schmerzte ihn der Verlust der schönen grünen Sträucher. Wer mochte die wohl vernichtet haben? Welche Sichel mochte darüber hingefahren sein und alles zerstört haben? sogar die Veilchenstöckchen, welche er am Fuße der Terrasse gepflanzt hatte?

„Martha, Martha, wo bist Du?“ rief er wieder.

Darauf suchte er sie in dem kleinen Gewächshause rechts von der Terrasse. Dieses aber war mit den dürren Resten der abgehauenen Sträucher erfüllt und die zer-

schlagenen Stümpfe der Obstbäume lagen darin umher wie abgehauene Gliedmaßen. In einer Ecke hing der Vogelkäfig, welchen Desirée einst benutzt hatte, in kläglichem Zustande; die Thür war zerschlagen und die Drahtfäden bildeten ein wirres Durcheinander. Der Wahnsinnige bebte zurück, als habe er die Thür einer Totengruft geöffnet. Von Gram gepeinigt, stieg er auf die Terrasse und schlich vor der Thür und den verschlossenen Fenstern hin und her. Der Zorn, welcher sich seiner bemächtigt hatte, verlieh seinen Gliedern die Geschmeidigkeit einer lauernden Bestie; geräuschlos schlich er umher und suchte nach irgend einer Öffnung. Ein Kellerloch genügte ihm, mit katzenartiger Behendigkeit wand er sich hindurch und befand sich auf diese Weise endlich im Hause selbst.

Die Kellerthür war nur durch eine Klinke verschlossen; er öffnete sie und schritt tastend durch das finstere Vorzimmer, bis er an die Küchenthür stieß. Die Zündhölzchen standen links auf einem Brettchen; er ging darauf zu, zündete ein Streichholz an und mit dessen Hülfe die auf dem Kaminsims stehende Lampe. Darauf sah er sich um. Am Abend zuvor mußte hier eine größere Mahlzeit stattgefunden haben, denn in der Küche herrschte eine wilde Unordnung: schmutzige Teller und Gläser standen auf dem Tische umher; auf dem Gußstein, den Stühlen, sogar auf dem Fußboden sah man eine Unmenge noch warmer Kasserolen; auf dem heißen Ofen kochte noch eine Kaffeemaschine, die man wahrscheinlich wegzunehmen vergessen hatte und die jetzt bedenklich hin und her wankte. Mouret richtete dieselbe wieder auf, setzte die Kasserolen in Ordnung und zählte die Teller. Das war nicht mehr

seine saubere Küche von ehedem; man hätte eher glauben können, in ein schmutziges Wirtshaus zu kommen.

„Martha! Martha!“ flüsterte er ängstlich, als er mit der Lampe in der Hand wieder ins Vorzimmer trat: „antworte mir doch und sage mir, wo man Dich eingesperrt hat. Wir müssen fort von hier und das sogleich!“

Darauf suchte er sie im Speisezimmer. Die beiden Schränke rechts und links vom Ofen standen offen: eine auf einem Sims stehende Papierdüte war geplatzt und aus ihr waren die Zuckerstückchen bis auf den Fußboden gefallen. Weiter oben bemerkte er eine Flasche Kognak ohne Hals, die nur notdürftig mit einem Leinwandpfropfen verschlossen war. Dann stieg er auf einen Stuhl, um die Schränke zu visitieren. Dieselben waren halb leer: die Fruchtbüchsen sammt und sonders angerissen, die Konfitüren ausgeleckt, die Früchte angebissen, kurz alle Vorräte zernagt und beschmutzt, als sei ein Rattenheer darüberhingezogen. Da er Martha in den Schränken nicht fand, spähte er hinter die Vorhänge, unter den Tisch; überall lagen Knochen und Brotkrumen umher und auf der Wachsdecke sah man noch die Spuren der Gläser. Hierauf schritt er den Korridor und suchte sie im Salon. Allein schon auf der Schwelle blieb er wie festgebannt stehen das war nicht mehr sein Heim. Die hellgelbe Tapete des Salons, der rotgeblümte Teppich, die neuen mit kirschrotem Damast überzogenen Lehnstühle versetzten ihn in tiefes Staunen. Er fürchtete in ein fremdes Haus getreten zu sein und schloß vorsichtig die Thür wieder.

„Martha! Martha!“ stammelte er verzweifelt.

Mitten im Vorzimmer blieb er stehen und konnte

sich eines sonderbaren Gefühls nicht erwehren. Wo befand er sich denn eigentlich, daß er kein Zimmer wiedererkannte? Wer hatte denn sein Haus so verändert? So jagte eine Erinnerung die andere. Er sah in seiner wirren Phantasie nur flüchtige Schatten über den Korridor dahingleiten: zuerst zwei schwarze ärmlich aussehende, darauf zwei graue von verdächtigem Äußern, die mit höhnischen Bewegungen dahinhuschten. Er hob die Lampe in die Höhe; die Schatten wuchsen und dehnten sich, schienen von der Treppe in den Keller hinabzusteigen und das ganze Haus zu erfüllen. Ein Zerstörungskeim nagte an den Holzverkleidungen, an dem Eisen und an den Wänden. Darauf hörte er, wie das Haus allmählich zusammensank, dahinschmolz gleich einem Stückchen Salz, welches man in warmes Wasser wirft.

Plötzlich erscholl von oben herab lautes Lachen und machte ihm die Haut schaudern. Er setzte die Lampe zu Boden und stieg hinauf, um Martha zu suchen, geräuschlos, behend wie ein Wolf auf allen Vieren die Treppe emporklimmend. Auf dem Korridor im ersten Stock angelangt, kauerte er vor der Thür des Schlafzimmers nieder. Ein Lichtstrahl drang durch die Thür; Martha schien also noch nicht zu schlafen.

„Potzwetter!“ ließ sich plötzlich Olympias Stimme vernehmen, „es liegt sich wirklich nicht schlecht in dem Bett! Sieh nur, wie man hier einsinkt, Honoré; mir gehen die Federn schon bis über die Ohren.“

Dabei wand sie sich lachend in den Kissen herum.

„Soll ich Dir's sagen?“ begann sie wieder. „Nun wohl! seitdem ich hier bin, spüre ich auch schon das Be-

dürfnis, einmal in diesem molligen Bett zu liegen ... Ich konnte es nicht ersehen, wenn die alte Schrulle, unsre Wirtin, sich darin breit machte; ja ich hätte sie am liebsten hinausgeworfen und mich an ihre Stelle gelegt ... Wie warm man da gleich wird! Es ist mir gerade, als wäre ich in Baumwolle eingewickelt."

Trouche, welcher noch nicht zu Bett war, wühlte unterdessen unter den Toiletteflaschen umher.

„Die hat auch alle Sorten Parfüms," murmelte er.

„Siehst Du!" unterbrach ihn Olympia, „da sie nicht hier ist, so können wir es uns auch in dem schönen Zimmer gemütlich machen! Stören kann sie uns nicht; denn ich habe den Riegel vorgeschoben ... Komme doch zu Bett, Honoré, Du wirst Dich noch erkälten."

Er aber öffnete die Schubkasten der Kommode und durchstöberte die Wäsche.

„Ziehe doch dies hier an," sagte er zu Olympia, ihr ein Nachthemd zuwerfend; „das ist mit Spitzen besetzt. Ich habe schon längst gewünscht, eine Frau zu sehen, die ein Spitzenhemd trägt ... Ich werde dieses rote Halstuch umbinden ... Aber hast Du denn auch die Betttücher gewechselt?"

„Wahrhaftig, daran habe ich gar nicht gedacht!" entgegnete sie; „sie sind übrigens noch ganz sauber; denn sie ist sehr eigensinnig."

Und als Trouche sich endlich niederlegen wollte, rief sie ihm zu:

„Setze doch den Grog auf das Nachttischchen! Wir werden doch nicht erst wieder aufstehen, wenn wir trinken

wollen . . . So, mein Lieber, nun sind wir auch einmal Wirtsleute."

„Heute Abend habe ich sehr gut gegessen," brummte Trouche nach einigem Schweigen.

„Und auch gut getrunken!" setzte Olympia lachend hinzu. „Mir ist das Zeug in den Kopf gestiegen, ich sehe alles tanzen . . . Ich kann mich nur noch darüber ärgern, daß die Mutter uns immer im Nacken sitzt. Bei jedem Schritt und Tritt verfolgt sie mich . . . Da konnte die Wirtin auch ruhig hier bleiben, wenn in ihrer Abwesenheit die Mutter den Gendarmen im Hause spielt. Das hat mir den ganzen Tag verdorben."

„Denkt denn der Abbé noch nicht bald daran, fortzugehen?" frug Trouche. „Wenn man ihn zum Bischof ernennt, wird er uns doch wohl verlassen müssen."

„Man weiß nicht," entgegnete Olympia boshaft, „die Mutter gedenkt vielleicht, das Haus für sich zu behalten . . . Wie schön wäre es doch, so ganz allein zu sein! Der Wirtin würde ich oben das Zimmer meines Bruders anweisen und ihr sagen, dasselbe sei gesünder . . . Reiche mir doch einmal das Glas her, Honoré."

Beide tranken und wühlten sich dann wieder in die Betten ein.

„Es wäre zwar kein Leichtes, sie aus dem Felde zu schlagen," hob Trouche wieder an; „allein man könnte es immerhin einmal versuchen . . . Ich glaube, der Abbé würde schon ausgezogen sein, wenn er nicht befürchtete, daß die Wirtin Skandal macht, sobald sie sich im Stiche gelassen sieht . . . Ich habe nicht übel Lust, die Wirtin

zu überreden; ich werde ihr Geschichten erzählen, welche jene beiden zum Hause hinausbringen.“

Hier nahm er wieder einen Schluck und setzte mit leiser Stimme hinzu:

„Nun, meine Liebe, wie wäre es denn, wenn ich ihr ein wenig den Hof machte?“

„O nein!“ rief Olympia lachend, als werde sie gekitzelt. „Dazu bist Du viel zu alt und auch nicht schön genug. Mir wäre es ganz egal, aber sie würde nichts von Dir wissen wollen ... Laß mich nur gehen, ich werde sie schon dressieren. Der Mutter und Ovid gebe ich einfach den Abschied, da sie so rücksichtslos gegen uns sind.“

„Übrigens, wenn Dir es nicht gelingt,“ murmelte er, „so sage ich allen Leuten, man habe den Abbé bei der Wirtin im Bett gefunden. Das bringt eine solche Aufregung hervor, daß er unbedingt gezwungen ist, auszuziehen.“

„Wahrlich, das ist ein guter Gedanke,“ entgegnete sie. „Morgen schon müssen wir damit anfangen, und gieb Acht, in einem Monat gehört uns die ganze Bude ... Ich könnte Dich gleich umarmen.“

Beide waren ungemein heiter gestimmt. Sie sprachen davon, wie sie das Zimmer einrichten würden; die Kommode wollten sie an eine andere Stelle rücken und aus dem Salon zwei Stühle heraufholen. Immer schwerer ward indeß ihre Zunge, immer spärlicher ihre Worte, bis schließlich alles schwieg.

„Halloh! Du bist ja schon weg,“ stammelte Olympia; „Du schnarchst schon bei offenen Augen. Laß mich wenig-

stens auf die andere Seite, damit ich meinen Roman vollends lesen kann. Ich bin noch nicht müde."

Sie stieg über ihn weg, wälzte ihn wie eine träge Masse nach der Wand zu und begann zu lesen. Allein noch war sie mit der ersten Seite nicht fertig, als sie ängstlich nach der Thür blickte. Sie glaubte ein eigentümliches Brummen auf dem Korridor zu hören.

„Du weißt doch, daß ich solche alberne Scherze nicht leiden kann," sagte sie zu ihrem Manne und stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Seite. „Lasse doch das alberne Brummen sein ... Es klingt ja gerade als sei ein Wolf vor der Thür."

Ärgerlich vertiefte sie sich wieder in ihren Roman, nachdem sie das Zitronenstück aus ihrem Grog ausgegesaugt hatte.

Draußen verließ jetzt auch Mouret die Thür und schlich ins zweite Geschoß hinauf, wo er vor dem Zimmer des Abbé Faujas niederkniete und durchs Schlüsselloch spähte. Eine kleine Lampe auf dem Tische verbreitete ein ganz spärliches Licht in dem großen kahlen Zimmer und der Priester, welcher emsig schrieb, erschien inmitten dieser Dämmerung wie ein dunkler Flecken. Nachdem Mouret hinter der Kommode und den Vorhängen umhergespäht hatte, ließ er seine Blicke auf dem eisernen Bett haften, wo der Hut des Priesters wie das schwarze Haar eines Weibes erschien. Ohne Zweifel mußte Martha im Bett liegen; denn Trouches hatten ja gesagt, sie schlafe jetzt hier. Allein er sah nur das Bett, welches mit seinem faltenlos ausgebreiteten Laken wie ein Grabstein aussah. Der Abbé Faujas schien ein Geräusch zu hören, denn er

schaute plötzlich nach der Thür; als aber der Irre das ruhige Gesicht des Priesters bemerkte, flammten seine Blicke auf, und Schaum trat auf seine Lippen; nur mit Mühe unterdrückte er ein wildes Geheul und kroch auf allen Vieren über die Treppe und die Korridore zurück, wobei er unaufhörlich vor sich hinbrummte:

„Martha! Martha!“

Im ganzen Hause suchte er: Rosas Zimmer war leer; die Wohnung der beiden Trouche wimmelte von den Utensilien der anderen Zimmer; in der ehemaligen Kinderstube fand er noch ein Paar abgelaufene Stiefeletten Désirées vor. So schlich er hinauf und hinab, aus einem Zimmer ins andere und alle seine Bewegungen wären so behend, daß er sich niemals stieß. Bald hatte er auf diese Weise jeden Winkel durchstöbert. Aber weder Martha, noch die Kinder noch Rosa waren mehr da; das Haus war leer und konnte zusammenstürzen.

Mouret setzte sich auf eine Stufe der zweiten Treppe. Mit verschränkten Armen, den Rücken an das Geländer gelehnt und die Blicke starr in das nächtliche Dunkel hinein gerichtet, kauerte er da und schien völlig der fixen Idee hingegeben, welche in ihm reifte. Seine Sinne waren dabei so empfindlich, daß ihm selbst die leisesten Geräusche im Hause nicht entgingen. Unter ihm schnarchte Trouche und Olympia blätterte in ihrem Roman; im zweiten Stock raschelte die Feder des Abbé Faujas, als ob ein Insekt über das Papier dahinlaufe, während im Nebenzimmer Frau Faujas diese eigentümliche Musik mit ihren starken Atemzügen zu begleiten schien. So lauschte Mouret eine volle Stunde hindurch. Zuerst ward Olympia vom Schlafe

überwältigt; denn er hörte, wie der Roman auf den Teppich herabfiel. Sodann legte der Abbé Faujas seine Feder bei Seite, entkleidete sich fast geräuschlos, und als er sich ins Bett legte, vernahm man kaum ein leises Knacken. Das ganze Haus war jetzt zur Ruhe; allein der Irre merkte recht wohl an dem zu leisen Atem des Abbé, daß dieser noch nicht schlief. Allmählich wurden auch dessen Atemzüge schwerer, und alles lag in tiefstem Schlummer.

Mouret wartete noch eine halbe Stunde; endlich stand er auf und schritt nach dem Vorzimmer, wobei er die Worte murmelte:

„Martha ist nicht mehr hier, das Haus nicht mehr, gar nichts mehr.“

Er öffnete die nach dem Garten führende Thür und stieg in das kleine Gewächshaus hinab. Hier raffte er die dürren Strauchbündel zusammen, trug eins nach dem andern ins Haus und häufte sie vor den Thüren der beiden Trouche und der beiden Faujas auf. Gerade als bedürfe er dazu einer großen Helligkeit, zündete er in der Küche sämtliche Lampen an und stellte dieselben teils auf die Tische in den Zimmern teils auf die Treppenabsätze entlang den Korridoren. Darauf transportierte er den Rest der Reisigbündel herüber. Schon überragten die Haufen die Thüren, als sein Blick auf die Fenster fiel. Da schleppte er die Holzscheite herbei und errichtete unter den Fenstern eine Art Scheiterhaufen, wobei er sehr geschickt für den nötigen Luftzug sorgte. Allein der Holzstoß schien ihm noch zu klein.

„Nichts ist mehr da,“ brummte er: „es soll nichts mehr da sein.“

Plötzlich jedoch schien er sich zu besinnen und stieg in den Keller hinab, von wo er sämtliche für den Winter aufgestapelte Brennmaterialien herbeischleppte. So wuchs der Scheiterhaufen unter den Fenstern immer höher und bei jedem Reisigbündel, welches er behutsam hinzufügte, steigerte sich seine Befriedigung. Hierauf verteilte er den Brennstoff in den Gemächern des Erdgeschosses, im Vorzimmer und in der Küche. Eine Stunde hatte genügt, um dieses Zerstörungswerk zu besorgen; überall war er umhergeschlichen und dabei doch so geschickt verfahren, daß nicht ein einziges Holzstückchen geräuschvoll niederfiel. Es war gerade, als sei neues Leben in ihn gefahren, als wisse er die außerordentlichsten Bewegungen in der klügsten Weise auszuführen.

Als alles vorbereitet war, überschaute er nochmals sein Werk. Er schlich von Haufen zu Haufen, freute sich über die regelmäßige viereckige Form der Holzstöße, indem er um einen jeden herumging und mit dem Ausdruck der Zufriedenheit leise in die Hände klatschte. Da er auf der Treppe einige Kohlenstückchen liegen sah, holte er schleunigst einen Besen herbei und fegte dieselben weg. So vollendete er seine Inspektion in der wohlüberlegten Weise eines sorgsamen Bürgers. Die Freude verwirrte ihn allmählich wieder; er krümmte sich, kroch wieder auf allen Vieren umher und kauerte wie eine Bestie.

Darauf ergriff er ein Stück Weinrebe, zündete dasselbe an und setzte damit die sämtlichen Holzhaufen in Brand, zuerst die vor den Fenstern aufgeschichteten. Mit

einem Satze eilte er darauf ins Haus und entzündete die Reisighaufen in den Parterreräumen; darauf eilte er von Etage zu Etage, um überall das verheerende Element anzufachen. Immer mehr steigerte sich seine Wut, und das grelle Leuchten des Brandes machte ihn vollends toll. Noch zweimal eilte er durch die dichten Rauchmassen hinab, um selbst die Glut anzufachen und durch Hineinwerfen glühender Kohlen zu nähren. Beim Anblicke der bereits an den Zimmerdecken lodernden Flammen setzte er sich bisweilen nieder und klatschte laut lachend in die Hände.

Unterdessen surrte das ganze Haus wie ein überheizter Ofen, und an allen Ecken zugleich brach die Feuersbrunst mit vernichtender Gewalt hervor. Mitten durch die Flammen hindurch, welche ihm das Haar versengten und die Kleider schwärzten, stieg der Irre wieder die Treppe empor und postierte sich gleich einem lauernden Ungeheuer im zweiten Stock, indem er den Ausgang bewachte und besonders die Thür des Priesters nicht aus den Augen ließ.

„Ovid! Ovid!“ rief plötzlich eine schreckliche Stimme; die Thür der Frau Faujas öffnete sich, und mit Donnergrollen schlug die wilde Flamme ins Zimmer hinein. Die alte Frau erschien mitten im Feuer, warf die brennenden Reisigbündel bei Seite, sprang auf den Korridor hinaus und riß hierauf mit Händen und Füßen die Scheite hinweg, welche die Thür ihres Sohnes versperrten, wobei sie diesen unaufhörlich rief.

„Warte auf mich, springe nicht zum Fenster hinaus,“ schrie sie, an die Thür donnernd.

Da niemand hörte, mußte sie die Thür einschlagen und bald darauf erschien sie mit ihrem Sohne wieder,

der gerade noch Zeit gefunden hatte, seinen Priestermantel überzuwerfen.

„Höre, Ovid, ich werde Dich hinaustragen,“ sagte sie in entschiedenem Tone. „Halte Dich also an meinen Schultern fest, klammere Dich selbst an mein Haar, sobald Du Schwäche fühlst . . . Vorwärts, ich versuche das Äußerste.“

Mit diesen Worten lud sie ihn wie ein Kind auf ihre Schultern und sie, diese erhabene Mutter, diese schlichte Bauersfrau, wankte nicht unter der erdrückenden Last dieses ohnmächtigen Körpers. Mit ihren bloßen Füßen trat sie auf die glühenden Kohlen, mit der Hand warf sie alle siedenden Feuerbrände bei Seite, damit ihr Sohn unversehrt bleibe. Aber als sie gerade die Treppe hinabeilen wollte, stürzte sich der Irre, den sie bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte, auf den Abbé Faujas, riß denselben ihr von den Schultern, und mit wildem Geheul hieb er auf ihn ein, wobei er unaufhörlich rief:

„Martha! Martha!“

Endlich rollte er mit seinem Opfer die brennenden Stufen hinab, während Frau Faujas ihm mit wütendem Bisse die Zähne in die Gurgel einhieb und sein Blut saugte. Die beiden Trouches verbrannten in ihrer Trunkenheit, ohne einen Laut auszustoßen. Endlich stürzte das ganze Haus zusammen, und eine dichte Feuergarbe loderte zum Himmel empor.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Macquart traf den Doktor Porquier nicht in seiner Wohnung, und so kam es, daß derselbe erst gegen halb ein Uhr erschien. Das ganze Haus war noch munter; nur Rougon war ruhig im Bett liegen geblieben, indem er vorgab, er könne keine aufregenden Szenen sehen. Felicité, welche noch immer zu Häupten Marthas saß, stand jetzt auf, um dem Arzte entgegenzugehen.

„Ach! mein lieber Herr Doktor, wir sind in großer Angst," lispelte sie. „Das arme Kind hat sich nicht mehr gegrührt, seitdem wir sie zu Bett gebracht haben... Ihre Hände sind schon ganz kalt und vergebens habe ich dieselben in den meinigen zu erwärmen gesucht."

Der Doktor Porquier warf einen aufmerksamen Blick auf Marthas Gesicht; darauf, ohne sie weiter zu untersuchen, blieb er stehen und sagte:

„Meine liebe Frau Rougon, fassen Sie Mut."

Felicité brach in Thränen aus.

„Es geht zu Ende," sagte er leise. „Schon längst erwartete ich diese traurige Lösung, das muß ich Ihnen jetzt bekennen. Beide Lungen waren bei der armen Frau

Mouret angegriffen und zu der Schwindsucht kam nun noch die verhängnisvolle Nervenkrankheit."

Er hatte sich niedergesetzt und auf seinen Lippen spielte ein feines Lächeln, wie bei einem feingebildeten Arzte, der selbst angesichts des Todes noch seine Zuvorkommenheit bewahrt.

„Verzweifeln Sie nicht, liebe Dame. Die Katastrophe war vorherzusehen und der geringfügigste Umstand konnte sie beschleunigen . . . Die arme Frau Mouret muß schon in früher Jugend an Husten gelitten haben, nicht wahr? Ich glaube, sie hat schon Jahre lang die Keime des Übels in sich getragen und in der letzten Zeit, besonders seit drei Jahren, machte die Schwindsucht in ihr erschreckliche Fortschritte. Und wie fromm war die liebe Dame dabei! Ich war stets gerührt, wenn ich sie sah . . . Ja, Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich und die Wissenschaft kann oft gar nichts thun."

Da aber Frau Rougon noch immer weinte, suchte er sie auf die zärtlichste Art und Weise zu trösten und wünschte durchaus, sie solle zu ihrer Beruhigung eine Tasse Lindenblütenthee trinken.

„Ich beschwöre Sie, sich nicht so sehr zu grämen," wiederholte er. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie jetzt bereits von ihrer Krankheit nichts mehr fühlt; sie wird ganz ruhig einschlummern und höchstens im letzten Augenblicke noch einmal zum Bewußtsein kommen . . . Übrigens verlasse ich Sie nicht, und obwohl alle meine Sorge jetzt nutzlos ist, bleibe ich doch hier. Ich bleibe als guter Freund, liebe Dame, als Freund, verstehen Sie?"

Hierauf machte er es sich in einem Lehnstuhle bequem,

während Felicité sich ein wenig beruhigte. Da ihr vom Doktor Porquier zu verstehen gegeben war, daß Martha nur noch einige Stunden zu leben habe, faßte sie den Entschluß, aus dem benachbarten Seminar Serge herbeiholen zu lassen. Als sie aber Rosa damit beauftragte, weigerte diese sich.

„Der arme Kleine soll sich wohl auch den Tod holen?“ sagte sie. „Das wäre für ihn ein viel zu harter Schlag, mitten in der Nacht zu einer Sterbenden geholt zu werden . . . Ich mag damit nichts zu schaffen haben.“

Rosa hatte ihren Groll gegen Martha noch nicht verschmerzt und seitdem diese im Sterben lag, stieß sie wütend alle Tassen und Wasserflaschen bei Seite, die ihr im Wege standen.

„Ist es nicht höchst unsinnig von Madame, so etwas zu thun?“ fuhr sie fort. „Kein Mensch ist daran schuld, daß sie die Reise gemacht und sich bei dem Herrn den Tod geholt hat. Und jetzt bringt sie uns alle außer Fassung, zwingt uns alle zu Thränen ... Nein, man sollte dem Kleinen den Schreck ersparen.“

Schließlich begab sie sich doch nach dem Seminar. Der Doktor Porquier hatte sich behaglich vor dem Feuer ausgestreckt und wurde nicht müde, der Frau Rougon allerhand Liebenswürdigkeiten zu sagen. Da hob sich Marthas Brust unter schwachem Röcheln und in demselben Augenblicke trat Onkel Macquart herein, der sich seit bereits zwei Stunden nicht wieder hatte sehen lassen.

„Wo kommen Sie denn her?“ frug Felicité.

Er gab zur Antwort, er habe sein Geschirr im Gasthofe zu den drei Schwänen eingestellt. Dabei aber leuchtete

in seinen Augen eine so teuflische List, daß in ihr tausenderlei Vermutungen aufstiegen. Sie vergaß ganz ihre sterbende Tochter und witterte einen Schurkenstreich, den sie kennen lernen mußte.

„Man sollte fast meinen, Sie hätten jemanden belauscht," versetzte sie, indem sie bemerkte, daß seine Beinkleider ganz mit Schmutz bedeckt waren. „Sie wollen mir etwas verheimlichen, Macquart. Das ist nicht recht; denn wir sind doch stets aufmerksam gegen Sie gewesen."

„Jawohl, das sagen Sie!" murmelte der Oheim höhnisch. „Rougon ist ein Geizhals; in der Affaire mit dem Getreidefelde hat er mir nicht getraut und mich wie den größten Schuft behandelt . . . Wo steckt er denn überhaupt? Jawohl, er pflegt sich wieder einmal und kümmert sich nicht darum, wie man für die Familie besorgt ist."

Das eigentümliche Lächeln, mit welchem er diese letzten Worte begleitete, beunruhigte Felicité im höchsten Grade, und sie faßte ihn scharf ins Auge.

„In wie fern sind Sie denn um die Familie besorgt gewesen?" entgegnete sie. „Sie wollen mir doch nicht etwa einen Vorwurf daraus machen, daß Sie meine arme Martha aus Tulettes zurückgebracht haben . . . Übrigens wiederhole ich Ihnen, daß mir die ganze Sache sehr verdächtig erscheint. Ich habe Rosa gefragt, und es hat den Anschein, als kämen Sie absichtlich hierher . . . Ebenso bin ich darüber erstaunt, daß Sie in der Rue Balande nicht stärker geklopft haben; hier kann sie wenigstens im Kreise der Ihren sterben und sieht nicht lauter fremde Gesichter um sich . . ."

Der Onkel schien überrascht, und mit ängstlicher Miene sagte er:

„Ich glaubte, Sie würden besser auf den Abbé Faujas zu sprechen sein.“

Sie gab keine Antwort, sondern trat zu Martha heran, deren Atemzüge immer schwerer wurden. Als sie zurückkam, sah sie, wie Macquart den Vorhang zurückschlug und mit der Hand die Feuchtigkeit von einer Fensterscheibe wischte, als versuche er, draußen in der Nacht etwas zu erkennen.

„Reisen Sie morgen nicht eher ab, als bis Sie sich mit mir besprochen haben,“ erklärte sie; „ich will die Sache ins Reine bringen.“

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete er. „Es ist nicht leicht, Ihnen einen Gefallen zu thun. Bald können Sie einen Menschen leiden, bald wieder nicht . . . Mir ist das gleich, ich mache doch, was ich will.“

Augenscheinlich war er sehr ärgerlich darüber, zu erfahren, daß Rougons nicht mehr gemeinsame Sache mit dem Abbé Faujas machten. Unverwandt blickte er in die Nacht hinaus, als plötzlich ein greller Lichtschein den Himmel rötete.

„Was ist denn das?“ fragte Felicité.

Er öffnete den Fensterflügel und brummte:

„Es sieht aus wie ein Feuerschein; es muß hinter der Unterpräfektur brennen.“

Unterdessen entstand Lärm und ein Diener kam ganz bestürzt ins Zimmer, um zu melden, daß soeben bei der Tochter von Madame Feuer ausgebrochen sei. Zugleich fügte er hinzu, man wolle den irrsinnigen Schwiegersohn

mit einem Feuerbrande im Garten haben umherlaufen sehen; das Schlimmste dabei sei, daß man daran verzweifle, die Mietsleute zu retten. Hastig drehte sich Felicité um und heftete ihre nachdenklichen Blicke auf Macquart. Endlich schien sie alles zu begreifen und sagte leise:

„Sie hatten uns doch versprochen, Ruhe zu halten, als wir Ihnen das Grundstück in Tulettes zukommen ließen. Es fehlt Ihnen ja an nichts . . . Das ist schändlich von Ihnen! . . . Wie viel hat Ihnen denn der Abbé Fenil gegeben, damit Sie François die Thür öffneten?“

Er schien ärgerlich werden zu wollen, allein sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort, augenscheinlich mehr in Angst um die Folgen der Affaire, als um das Verbrechen selbst:

„Was wird das für einen abscheulichen Skandal geben, wenn man es erfährt! Haben wir Ihnen denn jemals etwas verweigert? Morgen werden wir uns besprechen, auch über jenes Feld, mit dem Sie uns beständig in den Ohren liegen . . . Rougon würde vor Gram sterben, wenn er so etwas erführe.“

Der Onkel konnte hier ein Lächeln nicht unterdrücken. Er verteidigte sich und schwur, er wisse von nichts und sei an nichts beteiligt. Als sich hierauf der Himmel immer mehr rötete und der Doktor Porquier sich schon entfernt hatte, verließ auch er das Zimmer mit dem Bemerken:

„Ich will zusehen.“

Herr Pequeur von Saulaies hatte zuerst Lärm geschlagen. In der Unterpräfektur war eine Abendgesell-

schaft gewesen, und er wollte um elf Uhr gerade zu Bett gehen, als er einen sonderbaren roten Schein an seiner Zimmerdecke gewahrte. Er trat ans Fenster und sah nun zu seinem größten Erstaunen das große Feuer in Mouret's Garten brennen, während eine ihm unbekannte schattenhafte Gestalt mitten in dem Qualm umhertanzte und ein brennendes Holzstück schwang. Beinahe in demselben Augenblicke brachen auch schon die Flammen aus allen Öffnungen des Erdgeschosses hervor. Der Unterpräfekt zog schleunigst seine Hosen wieder an, rief seinen Diener herbei und jagte den Hausmeister nach der Feuerwehr und zur Obrigkeit. Ehe er sich aber selbst an die Unglücksstätte begab, kleidete er sich erst vollständig an, trat vor den Spiegel und drehte sorgsam seinen Schnurrbart. Trotzdem erschien er zuerst in der Rue Balande; die Straße war vollkommen leer, und nur zwei Katzen liefen über den Weg.

„Die wollen sich da drin gewiß bei lebendigem Leibe braten lassen!“ brummte er, über die friedliche Stille des Hauses erstaunt, an dessen Vorderfront sich noch keine einzige Flamme zeigte.

Er donnerte heftig an die Thür, allein nichts antwortete ihm, als das dumpfe Rollen des Brandes im Keller. Darauf eilte er zu Herrn Rastoil, wo sich ein durchdringendes Geschrei erhob, begleitet von hastigen Schritten und halblauten Rufen.

„Aurelie, nimm wenigstens etwas um die Schultern,“ ließ sich die Stimme des Präsidenten vernehmen.

Herr Rastoil eilte auf die Straße, hinter ihm her seine Frau und seine jüngere noch unverheiratete Tochter.

Aurelie hatte in ihrer Hast einen Überzieher ihres Vaters umgenommen, der ihre Arme unbedeckt ließ; sie wurde ganz rot, als sie Herrn Pequeur von Saulaies sah.

„Welch schreckliches Unglück!“ stotterte der Präsident. „Da wird wohl noch alles verbrennen, denn die Wand meines Zimmers ist schon ganz heiß. Die beiden Häuser bilden ja gleichsam ein Gebäude . . . Ach! Herr Unterpräfekt, ich habe mir nicht einmal Zeit genommen, die Wanduhren zu retten. Da muß Hülfe geschafft werden; man kann auf diese Weise sein Mobiliar binnen wenigen Stunden verlieren.“

Frau Rastoil, nur notdürftig mit einem Hausrock bekleidet, jammerte besonders über die Möbel des Salons, welche sie erst kürzlich hatte frisch überziehen lassen. Unterdessen hatten sich einige Nachbarsleute an den Fenstern gezeigt. Der Präsident rief dieselben herbei und begann mit ihnen seine Wohnung zu räumen; er selbst trug die Wanduhren heraus und legte dieselben auf das gegenüberliegende Trottoir nieder. Nachdem man die Lehnstühle des Salons gerettet hatte, hieß er seine Frau und seine Tochter sich darauf setzen, während der Unterpräfekt neben denselben blieb um sie zu beruhigen.

„Seien Sie nur still, meine Damen,“ sagte er. „Die Spritze muß sofort kommen und man wird das Feuer energisch bekämpfen . . . Ich glaube Ihnen versichern zu können, daß Ihr Haus gerettet wird.“

In diesem Augenblicke zerplatzten im ersten Stock die Fenster, und die Flammen zeigten sich auch hier. Wie mit einem Schlage war die Straße dadurch fast tageshell erleuchtet. In der Ferne schritt ein Tambour über den

Präfekturplatz und trommelte das Sammelsignal. Männer eilten herbei und schnell bildete sich eine Kette; allein weder Eimer waren vorhanden noch ließ sich die Spritze sehen. Mitten in der allgemeinen Verwirrung rief Herr Pequeur von Saulaies, ohne die Damen zu verlassen:

„Passage freilassen! Die Kette ist dort unten zu eng! Ein jeder muß zwei Fuß von dem andern entfernt stehen!"

Darauf wandte er sich zu Aurelie und sagte in sanftem Tone:

„Es setzt mich in tiefes Erstaunen, daß die Spritze noch nicht da ist . . . Es ist eine ganz neue, und man wird sie wohl bei dieser Gelegenheit erst einweihen . . . Ich habe doch den Hausmeister sofort abgeschickt; derselbe hat auch die Gendarmerie herbeiholen sollen."

Die Gendarmen zeigten sich zuerst; sie hielten die Neugierigen fern, deren Zahl trotz der späten Stunde sich ungeheuer mehrte. Der Unterpräfekt hätte persönlich die Kette wieder geordnet, die infolge der Stöße von Seiten gewisser Spaßvögel aus den Vorstädten bedenkliche Bogen beschrieb. Die kleine Glocke von Saint-Saturnin läutete Sturm, und in der Richtung nach dem Mail zu schlug ein zweiter Tambour das Sammelsignal. Endlich kam auch die Spritze unter lautem Gerassel an; die Zuschauergruppen wichen zur Seite und die fünfzehn Feuerwehrleute von Plassans erschienen in eiligem Laufe; allein trotz der Bemühungen des Herrn Pequeur von Saulaies verging noch eine reichliche Viertelstunde, ehe die Spritze in Thätigkeit gesetzt werden konnte.

„Ich sage Ihnen, der Kolben bewegt sich nicht!"

rief wütend der Hauptmann dem Unterpräfekten zu, welcher behauptete, die Schrauben seien zu fest angezogen.

Als endlich ein Wasserstrahl emporstieg, entrang sich jeder Brust ein Seufzer der Erleichterung. Das Haus brannte jetzt wie eine riesige Fackel vom Erdgeschoß bis zum zweiten Stock hinauf. Zischend strömte das Wasser in die Glut hinein, während die Flammen immer höher emporloderten. Einige Feuerwehrleute waren beim Präsidenten aufs Dach gestiegen, wo sie mit ihren Hacken die Ziegel einschlugen, um das Feuer zu beschränken.

„Die Bude ist verloren," murmelte Macquart, welcher, die Hände in den Hosentaschen, ruhig auf dem gegenüberliegenden Trottoir stand und dem Umsichgreifen des Brandes mit lebhaftem Interesse folgte.

Hier hatte sich neben den Rinnstein gewissermaßen ein Salon unter freiem Himmel gebildet; die Lehnstühle standen halbkreisförmig umher, gerade als sollten sie dazu dienen, das Feuer recht behaglich betrachten zu können. Soeben war auch Frau von Condamine mit ihrem Manne angekommen; sie seien kaum erst aus der Unterpräfektur fort gewesen, sagten sie, als sie schon den Lärm vernommen hätten. Herr von Bourdeu, Herr Maffre, der Doktor Porquier und Herr Delangre nebst mehreren Stadträten waren ebenfalls fortgeeilt. Alle umstanden die arme Frau Rastoil und deren Tochter, suchten dieselben zu trösten und sprachen selbst mit einander in den beileidsvollsten Ausdrücken. Schließlich nahm die ganze vornehme Gesellschaft auf den übrigen Lehnstühlen Platz, und es entspann sich eine Unterhaltung, während kaum zehn

Schritt davon die Spritze sauste und die brennenden Balken krachten.

„Hast Du meine Taschenuhr mitgenommen, mein Freund?“ frug Frau Rastoil; „sie lag mit der Kette auf dem Kamin.“

„Jawohl, ich habe sie in der Tasche,“ versetzte der Präsident erregt. „Ich habe auch das Silberzeug . . . Ich hätte am liebsten alles weggetragen, allein die Feuerwehrleute wollen das nicht zugeben, sie sagen, es sei lächerlich.“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Ihr Haus keine Gefahr mehr läuft,“ bestätigte Herr Pequeur von Saulaies; „das Feuer ist auf seinen Herd beschränkt. Sie können Ihr Silberzeug ruhig wieder in den Speisesalon tragen.“

Aber Herr Rastoil wollte sich durchaus nicht von seinem geliebten Silberzeug trennen, welches er, in ein Zeitungsblatt gewickelt, unter dem Arme trug.

„Alle Thüren stehen offen,“ stammelte er; „im Hause wimmelt es von fremden Leuten . . . Da oben haben sie ein Loch in mein Dach geschlagen, dessen Ausbesserung mich schweres Geld kosten wird.“

Plötzlich rief Frau von Condamine, welche sich von dem Unterpräfekten verschiedene Aufklärungen hatte geben lassen:

„Aber das ist doch schrecklich! ich glaubte, die Hausbewohner würden wenigstens Zeit gefunden haben, sich zu retten . . . Hat man denn vom Abbé Faujas gar nichts gehört?“

„Ich habe selbst geklopft,“ entgegnete Herr Pequeur

von Saulaies; aber kein Mensch hat mir geantwortet. Als die Feuerwehr erschien, ließ ich die Thür erbrechen und befahl die Leitern an die Fenster zu legen ... Alles vergebens! Einer unsrer wackern Gendarmen, welcher sich bis ins Vorzimmer wagte, ist beinahe erstickt."

„Also der Abbé Faujas? ... Welch ein schauderhafter Tod!" versetzte die schöne Octavia schaudernd.

Die Herren und Damen sahen einander bestürzt an, und der Doktor Porquier erklärte, daß der Feuertod am Ende gar nicht so schmerzhaft sei, als man gewöhnlich glaube.

„Das ist in wenigen Sekunden vorbei," bemerkte er zum Schluß; „außerdem hängt es auch von der Heftigkeit der Hitze ab."

„Wenn sich Frau Mouret bei ihren Eltern befindet, wie behauptet wird," versetzte Herr von Condamine, „so sind es immer noch vier Köpfe: der Abbé Faujas, seine Mutter, seine Schwester und sein Schwager ... Das ist ja schauderhaft!"

In diesem Augenblicke flüsterte Frau Rastoil ihrem Manne ins Ohr:

„Gieb mir doch meine Uhr wieder. Ich habe immer Angst, Du könntest dieselbe zerdrücken."

Plötzlich wurde der Ruf laut, daß der Wind die Flamme nach der Unterpräfektur zu treibe, und Herr Pequeur von Saulaies eilte hinweg, um dieser neuen Gefahr vorzubeugen. Herr Delangre sprach den Wunsch aus, man möge doch noch einen Versuch machen, die Opfer zu retten. Allein der Feuerwehrhauptmann entgegnete barsch, er möge doch selbst die Leitern besteigen, wenn er es für

möglich halte. Der Teufel müsse dieses Feuer selbst angezündet haben, daß das Haus jetzt an allen Ecken zugleich wie ein Scheiterhaufen brenne. Darauf begab sich der Maire mit einigen wohlgesinnten Leuten in das Gäßchen Chevillottes, in der Meinung, man könne vielleicht vom Garten aus hinaufgelangen.

„Es würde ein reizender Anblick sein, wenn es nur nicht so traurig wäre,“ bemerkte Frau von Condamine, welche sich allmählich wieder beruhigte.

In der That sah die Feuersbrunst jetzt prächtig aus. Funkengarben stiegen aus der großen blauen Flammenmasse hoch empor; jede Fensterhöhle erschien wie ein rotglühendes Loch, während der Rauch sich sanft emporschlängelte, um schließlich als mächtige bläuliche Wolke davonzufliegen, ähnlich wie der Rauch des bengalischen Feuers bei einem Kunstfeuerwerk. Die Herren und Damen hatten sich behaglich in die Lehnstühle gestreckt, allgemeines Schweigen herrschte, als plötzlich sich ein neuer mächtiger Flammenwirbel erhob. In der Ferne erscholl das Toben der Volksmenge, unterbrochen von dem Rauschen des Wassers, und die Spritze ließ noch immer ihr einförmiges Stöhnen hören.

„Sehen Sie einmal nach dem dritten Fenster im zweiten Stock,“ rief plötzlich Herr Maffre erstaunt; „da sieht man ganz deutlich zur Linken ein brennendes Bett und die gelben Vorhänge lodern gerade wie Papier.“

Unterdessen kam Herr Pequeur von Saulaies zurück, um die Gesellschaft zu beruhigen.

„Die Funken,“ sagte er, „werden zwar vom Winde nach der Unterpräfektur geweht; allein sie verlöschen in der

Luft. Übrigens hat es keine Gefahr mehr, man ist bereits Herr des Feuers.“

„Aber weiß man denn, wie das Feuer entstanden ist?“ frug Frau von Condamine.

Herr von Bourdeu versicherte, er habe zuerst eine dicke Rauchwolke aus der Küche hervordringen sehen; Herr Maffre dagegen behauptete, die Flammen seien zuerst aus einem Zimmer im ersten Stock hervorgedrungen; der Unterpräfekt entgegnete kopfschüttelnd:

„Ich glaube eher, daß Böswilligkeit bei dem Unglücksfalle im Spiele ist. Ich habe bereits eine Untersuchung eingeleitet.“

Nun erzählte er, daß er gesehen habe, wie ein Mann mit einem brennenden Holzscheite das Feuer angesteckt habe.

„Jawohl, das habe ich auch gesehen,“ unterbrach ihn Aurelie Rastoil „Herr Mouret war es.“

Diese Bemerkung rief allgemeines Staunen hervor, und allgemein wurde diese Sache für unmöglich gehalten. Herr Mouret aus dem Irrenhause entweichen und sein eigenes Haus in Brand stecken, welch' ein schreckliches Drama! Aurelie wurde von allen Seiten mit Fragen bestürmt und sie errötete, während ihre Mutter sie ernst ansah. Es schickte sich doch eigentlich nicht, daß ein junges Mädchen alle Nächte am Fenster stand.

„Ich versichere Sie,“ versetzte sie. „Da ich nicht einschlafen konnte, stand ich auf und sah plötzlich einen großen hellen Schein . . . Herr Mouret tanzte mitten im Feuer umher.“

Nun sprach sich auch der Unterpräfekt darüber aus: „Jawohl, das Fräulein hat ganz recht . . . Jetzt er-

kenne ich den Unglücklichen wieder. Er sah so schrecklich aus, daß ich ganz verblüfft war, obwohl mir sein Gesicht nicht unbekannt vorkam . . . Ich bitte aber um Entschuldigung, die Sache ist sehr ernst und ich muß noch einige Befehle geben."

Mit diesen Worten entfernte er sich wieder, während die Gesellschaft das schreckliche Ereignis besprach. Herr von Bourdeu sprach mit voller Entrüstung gegen die Irrenhäuser und behauptete, die Überwachung sei darin ganz ungenügend. In Wahrheit aber war sein größter Kummer der, daß nun die ihm vom Abbé Faujas versprochene Präfektur verloren war.

„Die Irren sind gewöhnlich sehr rachsüchtig," sagte Herr von Condamine kurz.

Diese Worte riefen große Verlegenheit hervor, und die Unterhaltung wurde kurz abgebrochen. Die Damen zitterten, während die Herren ganz sonderbare Blicke wechselten. Das brennende Haus schien viel interessanter zu sein, seitdem man den Anstifter des Feuers kannte.

„Wenn Papa Mouret noch drin ist, so sind es ihrer fünf," bemerkte Herr von Condamine trocken.

Seit Beginn des Brandes lehnten Paloques am Fenster ihres Speisezimmers und sahen zu. Schließlich stieg Frau Paloque hinab, um in graziöser Weise der Frau und Tochter des Herrn Rastoil sowie den umstehenden Personen ihre Gastfreundschaft anzubieten.

„Von unsern Fenstern aus sieht man es sehr gut, das versichere ich Ihnen," sagte sie.

Und als sich die Damen weigerten, fuhr sie fort:

„Aber Sie werden sich erkälten; die Nacht ist bedenklich kühl.“

Frau von Condamine streckte lächelnd ihre kleinen Füße aus, so daß diese unter ihrem Kleide hervorragten.

„Keineswegs, wir frieren nicht!“ entgegnete sie. „Meine Füße sind sehr heiß. Ich befinde mich hier ganz wohl ... Frieren Sie, Fräulein?“

„Im Gegenteil, mir ist es eher zu warm,“ versicherte Aurelie.

Da schließlich alle dieser Ansicht waren, so entschied sich Frau Paloque zu bleiben und ebenfalls in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen. Herr Maffre hatte sich soeben entfernt; er hatte nämlich mitten in der Menge seine beiden Söhne in Gesellschaft von Guillaume Porquier bemerkt, welche alle drei ohne Kravatte aus einer Spelunke kamen, um sich das Feuer anzusehen. Der Friedensrichter, welcher überzeugt war, daß er sie in' ihr Zimmer eingeschlossen hatte, führte Alphonse und Ambroise an den Ohren hinweg.

„Ich dächte, wir gingen zu Bett,“ sagte Herr von Bourdeu mißlaunig.

Unterdessen war der unermüdliche Herr Péqueur von Saulaies wieder erschienen, welcher trotz seiner vielen Sorgen doch auch die Damen nicht vergaß. Rasch ging er auf Herrn Delangre zu, welcher aus dem Gäßchen Chevillottes zurückkehrte und beide sprachen leise zusammen. Der Maire schien irgend einer gräßlichen Szene beigewohnt zu haben; denn er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er irgend ein schreckliches Bild verscheuchen, welches nicht von seinen Blicken weichen zu wollen schien. Die Damen hörten ihn nur die Worte

murmeln: „Wir sind zu spät gekommen! Es ist schrecklich, schrecklich!“ ... Alle Fragen ließ er unbeantwortet.

„Nur Bourdeu und Delangre bedauern den Abbé,“ flüsterte Herr von Condamine der Frau Paloque ins Ohr.

„Sie hatten auch viel mit ihm zu thun,“ antwortete diese ruhig. „Sehen Sie nur hier den Abbé Bourrette, wie er weint.“

Der Abbé Bourrette weinte in der That bitterlich und war ganz untröstlich. Er wollte sich nicht einmal setzen, sondern stand mit starren Blicken da und sah, wie die letzten Balken verbrannten. Ebenso hatte man den Abbé Surin gesehen; aber dieser war sofort wieder verschwunden, nachdem er den Sachverhalt erfahren hatte.

„Wir wollen zu Bett gehen,“ murmelte Herr von Bourdeu. „Es ist eigentlich Thorheit, noch länger hier zu warten.“

Die ganze Gesellschaft stand auf; die Stühle wurden weggeräumt und man verabschiedete sich. Aber die Spritze arbeitete noch immer, die Flammen erstarben inmitten einer schwarzen Rauchmasse; man hörte nur noch das Stampfen der Menge und den Ton der Hacke eines Feuerwehrmannes, der einen Balken loswuchtete.

„Es ist zu Ende,“ brummte Macquart, der noch immer auf dem gegenüberliegenden Trottoir stand.

Dennoch blieb er noch einige Augenblicke und lauschte den Worten, welche Herr von Condamine leise mit Frau Paloque wechselte.

„Bah!“ sagte die Frau des Richters, „außer dem dummen Bourrette wird ihn niemand beweinen. Der Bischof wird sich jetzt eins ins Fäustchen lachen ... Endlich ist Plassans befreit!“

„Und Rougons!“ bemerkte Herr von Condamine.

„Bei Gott! Rougons sind im siebenten Himmel. Sie werden nun aus den Errungenschaften des Abbé Nutzen ziehen . . .“

Mißvergnügt entfernte sich Macquart; denn er fürchtete schließlich, der Dumme gewesen zu sein. Die Freude der Rougons verblüffte ihn; denn diese waren boshafte Geschöpfe, welche stets doppeltes Spiel trieben und von denen man am Ende doch betrogen wurde.

Als er nach dem Zimmer hinaufwollte, wo Martha im Sterben lag, sah er Rosa mit zornigen Mienen auf der Treppe sitzen.

Er trat ins Zimmer. Frau Rougon lag auf den Knieen und verbarg ihr Gesicht in den Händen, während Serge mit thränenüberströmtem Gesicht vor dem Bette stand und den Kopf der Sterbenden stützte. Ihr Bewußtsein war noch nicht wiedergekehrt, und die letzten Flammen des Brandes erleuchteten das Zimmer mit rötlichem Scheine.

Plötzlich zuckte Martha, und ein Röcheln drang aus ihrer Brust. Erstaunt öffnete sie die Augen, richtete sich auf und ließ ihre starren Blicke umherschweifen. Darauf faltete sie mit dem Ausdruck unsäglichen Schmerzes die Hände und hauchte ihre Seele aus, indem sie bei dem rotglühenden Feuerschein ihren Sohn im Priestertalar vor sich stehen sah.

Ende.



